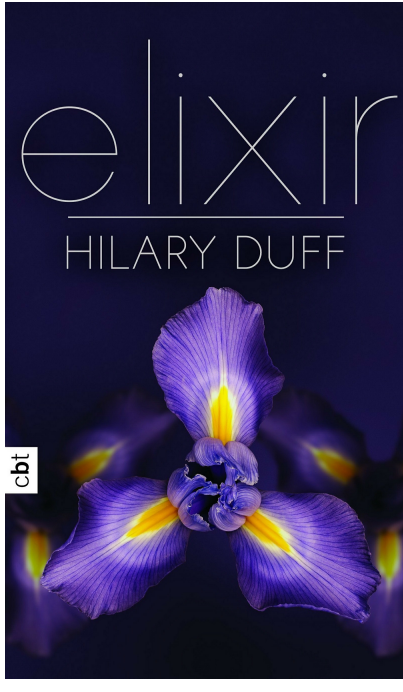
elixir

HILARY DUFF

cbt


elixir
HILARY DUFF
cbt

Hilary Duff

elixir

Aus dem Amerikanischen von Eva Hierteis

cbt ist der Jugendbuchverlag
in der Verlagsgruppe Random House
Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform

1. Auflage 2012
© 2012 der deutschsprachigen Ausgabe cbj / cbt, München
Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten
© 2010 Hilary Duff
Die amerikanische Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel:
»Elixir« bei Simon & Schuster BFYR, einem Imprint von
Simon & Schuster Children's Publishing Division
Übersetzung: Eva Hierteis
Umschlaggestaltung: *zeichenpool, München, nach einer Vorlage von Lizzy Bromley
Umschlagfoto und Innenvignetten: © 2010 Kevin Twomey
MP · Herstellung: AnG
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
ISBN 978-3-641-07340-4

www.cbt-jugendbuch.de

Im Traum

und

in der Liebe

ist

alles möglich.

eins

ICH KONNTE NICHT ATMEN. Eingekeilt in eine wogende Menschenmenge rang ich nach Luft, bekam aber keine. Die Hitze einer Million zuckender Leiber versengte mich, Schweiß erfüllte die Luft und machte sie schwer und stickig. Verzweifelt sah ich mich nach einer Fluchtmöglichkeit um, doch die stechend aufblitzenden Lichter raubten mir die Orientierung.

Mir wurde schwindelig. Jeden Moment konnte ich umkippen.

Ich zwang mich, tief einzuatmen, und versuchte, mich zu beruhigen. Es ging mir gut. Ich war nicht in Gefahr. Ich befand mich auf einer Tanzfläche im exklusivsten Nachtclub von Paris. Manche Leute standen die ganze Nacht in der eisigen Kälte Schlange für den Hauch einer Chance, dorthin zu gelangen, wo ich jetzt war.

Es half nichts. Der Techno-Beat wummerte in meinem Kopf, fünf Töne, die sich endlos wiederholten, bis ich dachte, ich müsste gleich schreien. Die Menschenmenge um mich schloss sich noch enger, sodass ich meine Arme nicht mehr rühren und kaum mehr den Kopf wenden konnte. Plötzlich hatte ich die Vision, es würde bis in alle Ewigkeit so weitergehen, ich wäre für immer auf winzigem Raum eingezwängt wie in einem Sarg.

Wie der Sarg meines Vaters. Hatte er einen Sarg? War er überhaupt begraben? Wusste irgendjemand, wo er ums Leben gekommen war? War er vielleicht allein, verirrt im Dschungel? War er von wilden Tieren angegriffen worden? Hatte ihn jemand gefunden und gefoltert? Hatte er gebetet, dass wir ihn retten würden, bevor es zu spät war?

Das gab mir den Rest. Jetzt hyperventilierte ich. Ich schloss die Augen und riss mit einem Ruck meine Arme nach oben. Dann streckte ich sie zur Seite aus und schwamm durch dieses Meer sich windender und aneinander reibender Leiber um mein Leben. Mir kamen fast die Tränen, als ein Schwall Winterluft mein Gesicht streichelte. Ich hatte es nach draußen auf den Balkon geschafft. Ich stolperte zu einem freien Zweiersofa und ließ mich gegen die Rückenlehne sinken. Gierig trank ich Schluck für Schluck die frische Luft. Ich war wieder da; ich war okay. Abermals atmete ich tief durch, diesmal ganz ruhig und

konzentriert, und ließ den Blick über die Dächer des nächtlichen Paris' schweifen, den Eiffelturm, der in gelbes Licht getaucht war. Es war wunderschön. Automatisch griff ich nach der Fototasche, die sonst immer an meiner Hüfte hing, aber ich hatte sie natürlich nicht mit in den Club genommen. Seufzend tastete ich nach dem silbernen Anhänger in Form einer Schwertlilie, den ich immer um den Hals trug. Ich ließ meine Finger über die drei nach oben stehenden Domblätter und die drei herabhängenden Kelchblätter gleiten. *Die oberen drei Blätter stehen für Vertrauen, Mut und Weisheit,* hatte mein Dad gesagt, als er mir die Kette an meinem fünften Geburtstag um den Hals gelegt hatte. *Über all das verfügst du bereits im Übermaß, mein kleines Mädchen.* Er hatte sich vor mich hingekniet und mir in die Augen gesehen. *Aber wenn es mal hart auf hart kommt und du es vergessen solltest, dann wird dich diese Kette daran erinnern.*

»Clea? Alles in Ordnung?«

Ich lächelte und drehte mich zu meiner ältesten und besten Freundin um, die in hochhackigen Riemchensandalen über den Balkon auf mich zustöckelte. Diese Schuhe in Kombination mit einem goldenen Kleid, endlosen Beinen und der roten Lockenmähne ließen Rayna aussehen, als wäre sie einem griechischen Mythos entsprungen.

»Alles bestens«, versicherte ich ihr, doch die Falte zwischen ihren Augenbrauen zeugte davon, dass sie mir nicht ganz glaubte.

»Hast du an ihn gedacht?«

Ich musste nicht antworten. Ihr Blick ruhte auf meiner Hand, die noch immer auf dem Amulett lag. Sie wusste Bescheid.

»Es ist schlimmer, wenn du nicht genug Schlaf bekommst«, sagte sie. »Vielleicht sollten wir zurück ins Hotel und …«

Noch ehe sie ausgesprochen hatte, schüttelte ich den Kopf. Mir ging es wirklich schon viel besser. Und selbst, wenn es nicht so gewesen wäre – Schlaf half nicht, sondern war im letzten Jahr meist eine Eintrittskarte ins Albtraumkabinett gewesen, auf das ich gut und gerne verzichten konnte.

Außerdem: Auch wenn Rayna sofort mit mir gehen würde, wenn ich sie darum bäte, war mir natürlich klar, dass das mit Sicherheit das Letzte auf der Welt war, was sie wollte. Sie hatte nur noch drei Tage, ehe die Winterferien zu Ende waren und sie zurück an die Vallera

Academy in Connecticut musste, um die Abschlussklasse zu beenden. Ich wusste, wie das war. Letztes Jahr um diese Zeit war ich noch mit ihr zusammen in Vallera gewesen. Es hatte mich große Überredungskunst gekostet, meine Mom von den Vorteilen des Hausunterrichts zu überzeugen. Rayna und ich hatten die kompletten drei Ferienwochen damit verbracht, zu reisen und durch die Welt zu jetten, und auf keinen Fall wollte sie auch nur eine einzige Sekunde ihrer verbleibenden Zeit mit so etwas Fadem verbringen, wie in einem Hotelzimmer herumzuhängen.

»Mir geht's blendend«, versicherte ich ihr. »Ich habe nur kurz eine Pause gebraucht. Le Féroce ist die ganze Nacht geöffnet, es geht doch gerade erst richtig los.«

»Ja!«, quiekte Rayna. Dann beugte sie sich zu mir und fügte vielsagend hinzu: »Ich hole mal unsere Dates.«

Ich musste grinsen, als sie zu den Glastüren zurückstöckelte. »Unsere Dates.« Großartig, dass sie die beiden so nannte, obwohl wir sie erst vor einer Stunde an der Bar kennengelernt hatten.

Ich machte es mir auf dem Sofa gemütlich und betrachtete erneut die Silhouette der schlafenden Stadt. In Gedanken schoss ich ein paar Fotos und überlegte, was ich alles in Angriff nehmen wollte, wenn ich wieder zu Hause war. Etwas Sinnvolles jedenfalls – vielleicht im Zusammenhang mit GloboReach, der gemeinnützigen Stiftung meines Vaters. Es hatte Zeit seines Lebens viel Medienrummel um Dad gegeben – aber am Ende dann fast ausschließlich wegen der Phiolen, die er entdeckt hatte. Darüber war scheinbar in Vergessenheit geraten, dass er sich viel Wichtigerem gewidmet hatte, nämlich Menschen das Leben zu retten.

»Tadaaa! Hier kommen … die Jungs!«, verkündete Rayna, als sie mit »unseren Dates« im Schlepptau einlief. »Pierre … und Joseph.«

»Hi.« Mit einem Lächeln nahm ich das Glas, das Joseph mir hinhielt. »Danke.«

»Pas de problème«, antwortete Pierre für ihn und ließ sich auf den Polsterstuhl neben mir fallen. »Es ist uns eine Ehre, uns um *deux belles filles* wie euch zu kümmern.« Er stellte zwei Gläser auf einem kleinen Tisch ab und rief Rayna zu: *»Viens, ma cherie! Viens!«*

Mit einem scherzhaften Knurren legte er seine Arme um ihre Taille

und zog sie auf seinen Schoß. War das sein Ernst? Rayna schien das jedenfalls zu glauben. Sie quietschte vergnügt und machte es sich bequem.

»Böser Junge«, schimpfte sie.

»Mais non!«, protestierte er und reichte ihr als Friedensangebot einen Drink. *»Pour toi.«*

»Merci«, erwiderte Rayna. Sie sah Pierre tief in die Augen und nippte an ihrem Getränk. Dabei drückte sie ihren Rücken gerade so weit durch, dass es aussah, als hätte sie eine Körbchengröße mehr. Dann stellte sie ihr Glas ab. *»Et pour toi«,* flüsterte sie, schmiegte sich an ihn und gab ihm einen langen, ausführlichen Kuss.

Faszinierend. Dank meiner Eltern habe ich einige der bedeutendsten Schauspieler unserer Zeit auf der Bühne erlebt, doch in der Kunst der Verführung schlug Rayna sie alle. Um Längen. Was die Wahl ihres Partners anging, war ich mir diesmal allerdings nicht so sicher. Pierre sah so verdammt gut aus, dass es ein Verbrechen gegen die Menschheit wäre, wenn er kein Männermodel wäre. Aber er war so dünn und knochig, dass auf seinem Schoß zu sitzen und ihn zu küssen sein musste, als würde man mit einer Holzmarionette rummachen. Rayna schien es nichts auszumachen. Mit einem Lächeln, das mehr verhieß, ließ sie kurz von ihm ab, beugte sie sich zu mir und flüsterte theatralisch: »Pierre und ich sind *seelenverwandt.«*

Ich gab mir Mühe, nicht zu lachen. Ich hätte gelacht, wenn es nur so ein Spruch von ihr gewesen wäre. Wenn sie es nur gesagt hätte, um Pierre in dem Glauben zu wiegen, dass er ihr die Drinks nicht umsonst spendierte. Aber ich wusste, dass Rayna es in diesem Moment wirklich so meinte, genauso ernst wie bei Alexei, Julien, Rick, Janko, Steve und Avi … eben allen, in die sie sich in den letzten drei Wochen Hals über Kopf verliebt hatte.

Ich persönlich glaube nicht an Seelenverwandtschaft. Rayna findet die Vorstellung reizvoll. Sie liebt die atemlose Romantik einer neuen Liebe. Es ist wie eine Droge für sie, durch nichts fühlt sie sich lebendiger. Und jedes Mal wenn dieser Wirbelsturm der Ekstase sie von den Füßen reißt, glaubt sie ehrlich, dass es *diesmal* etwas ganz Großes ist, diesmal für immer. Egal, wie oft man sie hat sitzen lassen, wie oft sie enttäuscht wurde, Rayna glaubt fest an die große Liebe – etwas,

das ich nicht nachempfinden kann, wofür ich sie aber ohne Ende bewundere.

»Ich freue mich für dich«, sagte ich und meinte es auch so. Wenn ihr Traum von dem Mann mit den spitzen Knochen sie glücklich machte, dann gönnte ich ihn ihr von Herzen.

Sie erwiderte mein Lächeln und begann wieder, Pierre zu küssen, wobei sie es fachmännisch vermied, von seinem spitzen Kinn oder seinen Wangenknochen aufgespießt zu werden.

»Ähem.«

Joseph hatte sich auf dem Love Chair neben mir niedergelassen, die Stirn in Falten gelegt. Der Ärmste hatte vermutlich gedacht, er müsste hier nur auftauchen und hätte direkt meine ungeteilte Aufmerksamkeit.

»Entschuldige«, meinte ich halbherzig und wandte mich ihm zu.

»Alles okay mit dir?«, fragte er mit britischem Akzent. »Du hast total aufgelöst gewirkt, als du die Tanzfläche verlassen hast.«

»Echt?« Sofort hatte ich das beunruhigende Bild einer fetten Schlagzeile vor Augen: Tochter von Senatorin Victoria Weston dreht in Pariser Nachtclub durch. »Hat das sonst noch jemand bemerkt?«

»Mitten in diesem Zoo?« Er lachte. »Außer uns dreien keiner. Oder wohl eher nur wir beide. Ich bin mir nicht sicher, ob Pierre seinen Blick von deiner Freundin losreißen konnte …« Er versuchte, Pierres Blick nachzuahmen, mit dem er Rayna aufs Dekolletè gestarrt hatte, was nicht leicht war, ohne seine feinen Manieren über Bord zu werfen. Dennoch war es keine schlechte Vorstellung.

»Schon gut«, sagte ich. »Ich weiß, was du meinst.«

»Gott sei Dank!«, stieß er hervor und wir lachten. Ich fragte mich, ob ich Joseph nicht doch eine Chance geben sollte. Ich hatte ihn lediglich als Pierres Anhängsel angesehen, aber vielleicht war das nicht fair. Vom Aussehen her gab es keinen Grund zur Klage: Er war etwas größer als meine ein Meter fünfundsechzig, hatte blasse Haut und dunkle Haare und eine Stirnlocke, die immer kurz davor war, ihm in die Augen zu fallen. Er war schlank, aber durchtrainiert und stark wie …«

»Spielst du Fußball?«, fragte ich. »Du siehst aus wie ein Fußballer.«

Na toll. Ich klang schon genauso billig wie sein Freund Pierre. »Ich meine –«

»Nein, ist schon okay. Ich spiele wirklich Fußball. Nicht professionell

oder so, aber …«

Joseph begann, ein bisschen von sich zu erzählen, und ich hörte zu, aber eigentlich konzentrierte ich mich dabei auf seine Augen.

Die Augen sind das Fenster zur Seele, Clea. Das hatte mein Vater immer gesagt, als ich noch ganz klein war. Und als ich alt genug war, um zu verstehen, dass es ein Klischee war, hatte ich es schon so verinnerlicht, dass es mir wie der Weisheit letzter Schluss vorkam.

Josephs Augen waren graublau, offen und klar. Ein bisschen zu klar, um ehrlich zu sein. Ich wartete darauf, dass irgendetwas, was er sagte, ein Feuer darin entfachte, doch ich wartete vergebens. Als er mir erzählte, dass er sich mitten in einer zweijährigen Sabbat-Auszeit befand, »um die Welt zu bereisen und herauszufinden, wofür er sich wirklich interessierte«, wusste ich, dass ich genug gehört hatte. Der richtige Mann für mich ist jemand, der ein Ziel vor Augen hat und danach lebt, nicht jemand, der erst auf Schnitzeljagd gehen muss, um seine Leidenschaft zu entdecken. Rayna würde sagen, dass das nichts zur Sache tat. Joseph musste nicht mein Traummann sein, um sich mit ihm zu amüsieren. Vielleicht hatte sie recht, aber mich strengte schon allein der Gedanken daran an, Interesse zu heucheln, wenn ich keines hatte.

Joseph beugte sich vor, sodass ihm die Locke ins Gesicht fiel. »Jetzt weißt du alles von mir … nun bist du an der Reihe, Clea Raymond.«

»Eigentlich … würde ich gerne raufgehen und tanzen«, sagte ich ganz ehrlich.

»Super, ich bin dabei.« Er wollte schon aufstehen, doch ich schüttelte den Kopf.

»Lieber nicht«, sagte ich mit einem Lächeln, das hoffentlich freundlich genug war. »Ich möchte eine Weile alleine sein.«

»Sicher?«

»Ja … du musst nicht auf mich warten oder so. Ich will nicht deine Zeit vergeuden. Es gibt noch jede Menge anderer Mädchen hier.«

»Ah«, sagte er und stand auf.

Ich biss mir auf die Unterlippe. Hatte ich seine Gefühle verletzt? Dann lächelte er. Er war vielleicht nicht glücklich darüber, aber er hatte verstanden.

»Na dann … schön, dich kennengelernt zu haben.« Er streckte die

Hand aus und ich schüttelte sie. Er war nett. Ich hoffte, er würde jemand anderen finden. Als er wieder nach drinnen schlenderte, tippte ich Rayna auf die Schulter und gab ihr mit einem Blick zu verstehen, dass ich wieder reinging, dann machte ich mich auf dem Weg nach oben. Ein leichter Wind kam auf und ließ mich frösteln. Mein Trägerkleid aus Seide war viel zu dünn für den Winter – sogar wenn die Kälte durch die kräftigen Wärmestrahler des Clubs gedämpft wurde –, aber zum Tanzen war es genau richtig. Und damit meinte ich nicht das klaustrophobische Albtraum-Gedränge auf der großen Tanzfläche, sondern *Tanzen.*

Ich zog die Balkontüren auf und fühlte mich sofort wohl. Le Féroces kleine obere Lounge war das genaue Gegenteil der wilden Arena unten und viel mehr mein Fall: klein und intim, mit dezenter Beleuchtung, Plüschsofas, Kerzenleuchtern an den Wänden, einer langen Mahagonibar, einer Tanzfläche und einer kleinen Bühne, auf der eine phänomenale Sängerin Etta James schmetterte. In dieser Atmosphäre fühlte ich mich geborgen und bahnte mir einen Weg auf die Tanzfläche bis ganz nach vorne zur Bühne, wo ich mich von der Musik davontragen ließ.

Ich tanze für mein Leben gern. Wenn die Musik stimmt, kann ich darin eintauchen und eine Zeit lang alles andere vergessen. Tanzen ist für mich, glaube ich, so wie Yoga oder Meditation für Rayna. Beim Klettern fühle ich mich ähnlich – ganz allein auf mich gestellt in einer Felswand, wo ich mich ausschließlich auf den nächsten Griff konzentrieren muss und darauf, wohin ich meinen Fuß setze. Dieser Schmerz in meinen Muskeln beim Hocharbeiten ist wie eine Sucht.

Beim Tanzen wanderten meine Gedanken hierhin und dorthin und ich überlegte, wie die Unterhaltung mit Joseph wohl weitergegangen wäre. Er hatte mir einen deutlichen Hinweis gegeben, als er mich mit meinem vollen Namen anredete. Aus Erfahrung wusste ich, dass seine nächste Frage wahrscheinlich gelautet hätte: »Wie ist es denn so, Victoria Westons Tochter zu sein?«

Es war eine blöde Frage, vor allem von jemandem wie Joseph, der ganz nebenbei seine Verbindungen zum englischen Königshaus erwähnte hatte – und die schöne Regelmäßigkeit, mit der seine Familie in der britischen Boulevardpresse auftauchte. Er wusste, wie es war,

im Rampenlicht zu stehen. Aber er hätte ja auch nicht gefragt, um wirklich zu erfahren, wie sich das anfühlte, sondern nur, um das Gespräch in Gang zu halten.

Rayna dagegen fand diese Frage großartig. Auch ihr wurde sie ständig gestellt, nur dass sie in ihrer Version lautete, wie es sei, mit den Westons *eng verbunden* zu sein. Das war für sie die perfekte Steilvorlage. Sie blickte dann ihrem Gegenüber tief in die Augen und seufzte bedeutungsvoll: »Es sind die Leute. Ich komme dadurch mit den unglaublichsten Leuten zusammen …«

Meine Antwort klang komplett anders. Ich mache mir nichts aus dieser Art Aufmerksamkeit. Vielleicht fand ich deshalb den Hausunterricht in meinem letzten Schuljahr so angenehm. Für Rayna wäre das nichts, allein schon die Dutzenden von kleinen und großen Dramen, die sich in der Schule täglich abspielen, würden ihr abgehen. Mir allerdings nicht. Es ist nicht so, dass ich menschenscheu wäre, es gibt bestimmte Menschen, ohne die ich nicht leben könnte. Oder von denen ich zumindest *glaube,* nicht ohne sie leben zu können. Das letzte Jahr hat mich gelehrt, dass ich zwar ohne sie leben kann, aber nicht *gut.*

Rayna ist eine von ihnen. Ich kenne sie schon mein ganzes Leben lang – ihre Mutter Wanda ist die »Pferdeexpertin« meiner Mutter oder einfacher gesagt, das Kindermädchen für die Pferde meiner Mutter. Das ist ein Fulltimejob und Wanda könnte das nie schaffen, wenn sie auch noch pendeln müsste. Stattdessen wohnt sie mit Rayna und ihrem Mann George im Gästehaus auf unserem Anwesen.

Mom und Wanda waren genau gleichzeitig schwanger und Dad hatte mir erzählt, dass die zwei ihn damals fast wahnsinnig gemacht haben, weil keine der beiden auf ihn hören wollte und sich geschont hat. Im neunten Monat watschelte Wanda, dick wie eine Tonne, noch immer ohne Unterlass herum, mistete Boxen aus, schaufelte Getreide, striegelte persönlich jedes einzelne Pferd und führte es herum. Mom war damals als Politikerin auf dem internationalen Parkett unterwegs und auch wenn sie meist keine weiten Reisen unternahm, so war sie doch ständig auf Achse. Für meinen Dad grenzte es an ein Wunder, dass sie tatsächlich zu Hause war, als die Wehen einsetzten … genau fünf Minuten früher als bei Wanda. Weil George bei der Arbeit war,

musste Dad beide ins Krankenhaus fahren. Sie klammerten sich auf dem Rücksitz aneinander fest – zwei dickbäuchige, stöhnende Frauen, die schier durchdrehten bei dem Gedanken daran, was sie zu Hause noch alles hätten erledigen müssen. Wie ein Irrer raste Dad mit Vollgas zur Klinik und wartete nur darauf, dass man ihn anhalten und als Polygamisten mit einem Hang zu übertriebenem Ehrgeiz festnehmen würde.

Rayna und ich kamen nur fünf Stunden nacheinander zur Welt – ich bin die Ältere – und seitdem sind wir unzertrennlich. Wir sagen immer, wir sind Zwillinge mit verschiedenen Eltern.

Die Boulevardzeitungen weisen gerne auf den unterschiedlichen sozialen Status von Rayna und mir hin, aber für mich ist sie wie eine Schwester und meine Eltern empfinden es genauso. Sie haben dafür gesorgt, dass Rayna auf dieselben Privatschulen gehen konnte wie ich, und sie immer in den Familienurlaub mitgenommen.

Für den Rest der Welt jedoch ist sie keine Weston. Manchmal denke ich, das ist gar nicht schlecht so. Ich bin eine Weston und das bedeutet vor allem eines: eine Horde von Fotografen, die mich seit meiner Geburt verfolgen und darüber spekulieren, was für Auswirkungen ich auf die Karriere meiner Mutter haben könnte oder ob ich eines Tages in die Fußstapfen der Westons trete, um die Welt zu ändern. Mein Familienname bedeutete, dass in der siebten Klasse eine Fotostrecke im *People* Magazin erschien mit dem Titel: »Clea Raymonds seltsame Jahre zwischen Kind und Teenie!« Sie zeigte grässliche Bilder von mir vom Sommercamp des Vorjahres – Schnappschüsse, von denen ich nicht einmal gewusst hatte, dass sie existierten. Es gab eines, auf dem ich vom Schlaf völlig zerraufte Haare hatte und eine dicke Brille trug, auf einem anderen zupfte ich mir gerade die Hose aus der Pofalte. Es gibt nichts Besseres für das überbordende Selbstbewusstssein einer Zwölfjährigen als Fotos wie diese, mit denen man die ganze Schule hätte tapezieren können. Sie verursachten mir bis in die Highschoolzeit Magenschmerzen.

Rayna ist Expertin darin, die schlechten Seiten mit einer Handbewegung abzutun. Sie wusste immer, wann mein Name in einem Magazin auftauchte. Sie fand es toll, dass ich mit meinen Eltern die Welt bereisen konnte, und kreischte vor Freunde, wenn ich ihr

erzählte, dass ich zu irgendeinem Event mit jeder Menge Prominenz eingeladen war. Nie war sie im geringsten neidisch wegen irgendetwas und obwohl sie selbst seit frühester Kindheit in diesen Kreisen verkehrte, konnte sie nie genug davon bekommen. Sie ist immer noch total aufgeregt, wenn sie mit mir zu einer Party oder in einen exklusiven Club geht oder an einen exotischen Urlaubsort mitgenommen wird … oder zu so etwas wie diesem Winterferien-Trip, auf dem man alles drei haben konnte.

Ich merkte nicht, dass ich mit geschlossenen Augen tanzte, bis ich eine Hand auf meinem Arm spürte. Ich riss die Augen auf.

»Clea!«, überschrie Rayna die Musik. Ihre Augen glänzten von den Drinks und der Aufregung über die neue Liebe ihres Lebens. *»Je vais aller chez Pierre!* Er hat eine Dachwohnung mit Blick auf den Eiffelturm. *C'est très bon, non?«*

Rayna fand das offensichtlich sogar *très, très bon,* also blieb mir nichts anderes, als zuzustimmen. *»Oui«,* sagte ich lächelnd. »Pass auf dich auf. Hast du seine Adresse?«

Rayna nickte und ich holte mein Handy heraus, damit sie sie eingeben konnte.

»Pfefferspray?«, fragte ich.

Rayna verdrehte die Augen und zog die Dose aus ihrer Handtasche. Ich nickte zufrieden.

»Wenn irgendwas ist, rufst du mich an. Egal was. Und wenn du mir innerhalb von zwölf Stunden keine SMS schreibst, alarmiere ich die SWAT-Einheit.«

»Wir sind in Frankreich. Da gibt es keine SWAT-Einheit«, erinnerte mich Rayna. Dann beugte sie sich zu mir, legte ihre Stirn an meine und blickte mir direkt in die Augen. »Mir passiert nichts. Du wirst mich nie verlieren.«

Seit einem Jahr sagte sie das fast jedes Mal, wenn wir uns trennten. So schön ich den Gedanken auch fand, zuckte ich bei dem Wort »nie« doch immer zusammen. Es schien das Schicksal herauszufordern. Das hatte ich Rayna auch gesagt, doch sie hatte nur über meinen »verrückten Aberglauben« gelacht. Anscheinend war es *eine* Sache, daran zu glauben, dass das Schicksal einem jede Nacht einen Seelenverwandten servierte, aber eine andere, daran zu glauben,

dass das Schicksal es nicht mochte, wenn man ihm Vorschriften machen wollte. Ich fand, Rayna hielt das Schicksal für viel zu wohlgesonnen.

Ich blieb gerade mal lange genug im Club, dass Rayna meine Flucht nicht mehr mitbekam. Sie hätte sich mies gefühlt, wenn sie gedacht hätte, ich wäre nur ihretwegen ausgegangen. Zurück im Hotel stürzte ich mich auf den Zimmertresor und holte meine Kamera heraus.

Seit ich denken kann, ist Fotografieren eine Art Zuflucht für mich. Mein Vater hat mir meinen ersten Fotoapparat geschenkt, als ich vier Jahre alt war. »Denk immer daran, Clea«, hatte er gesagt, »Fotos machen ist eine große Verantwortung. In vielen Kulturen glaubt man, dass eine Fotografie einem die Seele rauben kann.«

Wie immer hing ich ehrfürchtig an seinen Lippen und glaubte ihm jedes Wort, ohne es zu hinterfragen – sogar als Mom gelacht und die Augen verdreht hatte. »Oh Grant, sieh sie dir an«, meinte sie und in ihrer Stimme schwang grenzenlose Liebe für uns beide mit. »Ihre Augen sind so groß wie Untertassen. Sag ihr, dass es nicht wahr ist.«

»Es ist nicht wahr«, sagte Dad, doch er stand mit dem Rücken zu Mom und sie konnte nicht sehen, was er tat: nämlich die Finger kreuzen. Ich grinste und fand die Verschwörung mit Dad großartig.

Von der Minute an, da er mir die Kamera geschenkt hatte, war ich vernarrt in sie. Das gefiel meinem Vater, denn er war selbst ein großer Fotofan und unheimlich stolz, dass ich Stunden um Stunden in seinem Studio im Keller zubringen konnte. Mom und er behaupteten einhellig, dass ich ein absolutes Mamakind war, bevor das mit dem Fotografieren anfing, aber daran kann ich mich nicht mehr erinnern. In meiner Erinnerung sehe ich immer Dad und mich, wie wir uns unterhalten, lachen und alles miteinander teilen, während wir unsere Aufnahmen zusammen in Kunstwerke verwandeln.

Rayna muss immer darüber schmunzeln. Angesichts meiner Abneigung gegen die Paparazzi findet sie es verrückt, dass ich so an meinen Kameras hänge. Aber für mich ist das, was ich mache, das genaue Gegenteil dessen, was die Paparazzi tun. Die wollen nur die Oberfläche zeigen und sind schon zufrieden, wenn ein Schnappschuss scharf ist. Ich dagegen versuche einzufangen, was sich unter der Oberfläche verbirgt. Jedes Gesicht, jede Landschaft, jedes Stillleben erzählt eine Geschichte. Jedem Motiv wohnt eine Seele inne und wenn

meine Kamera und ich eine echte Verbindung aufnehmen, wirklich richtig zusammenarbeiten, dann können wir sie einfangen.

In meinem Hotelzimmer legte ich den Fotoapparat vorsichtig aufs Bett, um mir noch etwas gegen die Kälte überzuziehen. Auf die Reise hatte ich meine Lieblingskamera mitgenommen – eine DSLR, die mir mein Vater gekauft hatte, kurz bevor er zu seiner letzten Reise für GloboReach aufgebrochen war. Inzwischen sind neuere und vermutlich auch bessere Modelle auf dem Markt, aber diese hier ist wie für mich gemacht. Schnell schlüpfte ich aus dem Cocktailkleid und den Highheels und zog eine lange Leggings an, meine Lieblingsjeans, ein Rollkragenshirt, einen dickes Sweatshirt, eine Kapuzenjacke und eine Strickmütze. Keine Handschuhe – Handschuhe bilden eine Barriere zwischen mir und der Kamera; sie stören unsere Verbindung. So dick eingepackt wie möglich, öffnete ich die Balkontür und trat hinaus. Die Temperatur war unter den Gefrierpunkt gefallen und das schmiedeeiserne Geländer und die Terrassenmöbel waren mit Raureif bedeckt. Ich ließ den Blick über die Dächer schweifen, wohl wissend, dass ich erst *wirklich* sehen würde, wenn ich durch die Linse schaute. Ich holte tief Luft, kostete den Moment aus und hob dann den Apparat vors Gesicht. Sofort begann ich drauflos zu knipsen. Von hier aus konnte ich alles überblicken: kleine Cafés, Märkte und Bücherstände, die über Nacht unter Folien verpackt waren. Und über allem die atemberaubende Schönheit von Notre Dame, die im Scheinwerferlicht erstrahlte.

Stundenlang blieb ich auf dem Balkon, fing jedes noch so winzige architektonische Detail, die Straße, die vereinzelten Leute ein, die vorbeiliefen. Ich fotografierte alles und leistete dem Quartier Latin Gesellschaft, bis die Sonne über der Stadt aufging und die Luft gerade genug erwärmte, um mich spüren zu lassen, dass meine Finger völlig taub waren.

Eine perfekte Nacht; und ich hatte nicht schlafen müssen.

Ich ging zurück ins Zimmer, wo mich die Hitze wie ein Schlag traf, und dankte mir im Stillen selbst für die weise Voraussicht, mit der ich den Thermostat hochgedreht hatte, bevor ich mit dem Fotografieren angefangen hatte.

Erst waren meine Hände zu taub, um eine Nummer zu wählen, doch

nach zwei vergeblichen Versuchen gelang es mir doch. Ich bestellte beim Zimmerservice einen heißen Kakao, die größte Kanne Tee, die sie hatten, und ein Schokoladencroissant und bat darum, die Sachen vor der Tür abzustellen, falls ich nicht auf das Klopfzeichen antworten sollte. Denn ich hatte vor, mich unter die Dusche zu stellen, bis meine Haut krebsrot war und auch das letzte bisschen Kälte aus mir herausgespült war.

Eine Dreiviertelstunde später saß ich in einen kuscheligen Bademantel gehüllt auf dem Bett, trank Kakao und nagte an meinem Croissant. Nach der wunderbaren, brühheißen Dusche, die köstlich wie ein Festmahl gewesen war, glühte ich richtig. Rundum zufrieden schaltete ich die Nachrichten an, neugierig, ob ich Mom zu Gesicht bekommen würde. Wo war sie diese Woche? Ich wusste es nicht mehr. Israel? Moskau? Vielleicht sogar hier, in Europa? Ich stopfte mir einen ganzen Kissenberg in den Rücken und machte es mir gemütlich …

… und das Nächste, woran ich mich erinnern kann, war, dass ich von Flammen eingeschlossen war.

Sie waren überall. Ich kniff die Augen gegen den sengenden orangeroten Schein zu, doch es half nichts. Ich wusste, das Feuer war da, konnte es trotzdem lodern sehen.

Und der Gestank. Der beißende, stechende Geruch giftiger Chemikalien von schmelzendem Plastik, brennenden Teppichen und Elektrogeräten. Der widerliche Gestank verbrannter Haare. Menschenhaare. Meine Haare?

Nein. Jetzt sah ich ihn. Den Mann, der durch das Inferno wankte, das einmal ein Hotelzimmer gewesen war. Auf seinen Armen, Beinen und Haaren tanzten Flammen. Er schlug darauf ein, doch es fachte sie nur weiter an. Als sie auf sein Gesicht übergriffen, drehte er sich zu mir und ich sah den letzten gequälten Aufschrei meines Vaters –

»NEIN!«, keuchte ich und fuhr hoch. Mein Herz raste, Tränen liefen mir über die Wangen. Wo war ich? Ich griff nach meiner Kette und fand nur die dicken Falten des Bademantels. Verängstigt und zitternd sah ich mich um. Noch immer war ich völlig durcheinander und schnupperte, ob nicht doch der Geruch von Feuer in der Luft hing.

Mein Blick fiel auf das Tablett des Zimmerservice', das neben mir auf dem Bett lag. Schokoladencroissantkrümel. Echt. Real. Meine Atmung

beruhigte sich langsam und ich sah aus dem Fenster, auf der Suche nach dem tröstlichen Schimmer von Notre Dame. Ich konzentrierte mich auf die Kathedrale und atmete tief ein und aus.

Die Therapeutin hatte mir gesagt, dass die Träume mit der Zeit aufhören würden, aber nun war es schon ein Jahr her, dass mein Vater verschwunden war, und sie suchten mich noch immer regelmäßig heim. Nun behauptet die Therapeutin, dass es an der Ungewissheit liegt. Wenn ich *wüsste,* was geschehen ist, wenn ich Antworten hätte …

Aber es gibt keine. Also denke ich mir selbst Sachen aus und fülle die Leerstellen mit den grässlichsten Dingen aus, von denen ich jemals gehört oder gelesen habe oder die ich gesehen habe. Und weil ich manchmal als Fotojournalistin arbeite, habe ich ziemlich viel gesehen.

Mit anderen Worten: In meinem Gehirn schwirrt tonnenweise Albtraum-Material.

Über diesen letzten Albtraum musste ich aber den Kopf schütteln. Er war lächerlich. Wenn ich irgendetwas wusste, dann dass mein Vater nicht in einem brennenden Hotel ums Leben gekommen war. Er war in keinem Hotel gewesen, sondern bei einem GloboReach-Außenposten. Warum also träumte ich so etwas dann?

Mein Blick wanderte zum Fernseher und auf einmal ergab es Sinn. Auf dem Bildschirm loderte ein prasselnder Brand. Ich musste ihn im Schlaf gehört und in meinen Traum eingebaut haben. Ich nahm mir vor, nie wieder kurz vor dem Einschlafen Nachrichten zu schauen. Das Letzte, was ich brauchte, war zusätzliche Nahrung für meine Albträume.

Gebannt sah ich auf den Bildschirm. Der Brand war riesig und verschlang ein großes, wunderschönes Apartmenthaus, das um 1800 herum erbaut worden sein musste. Der Gedanke, dass so ein altes, stabiles Haus, das über zweihundert Jahre gehalten hatte, innerhalb kürzester Zeit zerstört werden konnte, machte mich traurig.

Ich drehte den Ton lauter, weil ich mehr über das Gebäude und seine Bewohner erfahren wollte. Mein Französisch ist so lala, aber es klang, als wäre das Feuer irgendwo in den oberen Stockwerken eines Gebäudes ausgebrochen, das wegen seines einmaligen Blicks auf den Eiffelturm gerühmt wurde.

Mir gefror das Blut in den Adern.

Hatte ich diese Nacht nicht irgendetwas über den Blick auf den Eiffelturm gehört?

Nein … solche Schlussfolgerungen zu ziehen, war vorschnell … das konnte nicht sein …

Wieder hörte ich Raynas Stimme: *Je vais aller chez Pierre! Er hat eine Dachwohnung mit Blick auf den Eiffelturm. C'est très bon, non?*

Aber es gab in Paris massenhaft Apartments mit Blick auf den Eiffelturm. Die Wahrscheinlichkeit, dass es sich genau um dieses Gebäude handelte, war …

Ich schnappte mein Handy und scrollte zu der Stelle, an der Rayna Pierres Adresse aufgeschrieben hatte, dann starrte ich die Nachrichtensprecher an.

»Macht schon!«, drängelte ich. »Sagt, wo es ist! Wie lautet die Adresse?«

»Le feu est a vingt-quatre rue des Soeurs«, verkündete die Nachrichtensprecherin schließlich.

Die Welt hörte auf, sich zu drehen.

Die Adressen waren identisch.

»Nein!«, schrie ich auf. »Bitte nicht. Nein, nein, nein …«

Ich drückte Raynas Kurzwahl und wartete ewig darauf, dass sie sich meldete. »Geh ran, Rayna, *bitte,* nimm ab!«

Nichts.

»Shit!« Ich legte auf, warf mir Klamotten über, rannte aus dem Zimmer und machte noch einmal kurz kehrt, um mir meine Kamera zu schnappen. Es war ein reiner Automatismus. Wie panisch ich auch wegen Rayna war, ein Brand dieses Ausmaßes war eine Herausforderung für jeden Fotojournalisten und das bin ich mit Haut und Haar.

»J'ai besoin d'un taxi«, blaffte ich den livrierten Türsteher an, als ich nach draußen rannte, und ließ dann noch ein *»S'il vous plaît«* folgen, doch der Mann hatte die Verzweiflung in meiner Stimme gehört und war schon auf die Straße gelaufen, um mir eines anzuhalten.

Das dauerte alles viel zu lang. Wäre ich nicht schneller, wenn ich die drei Kilometer rannte? Nein, es war besser zu warten, aber es machte mich wahnsinnig, hier herumzustehen. Ich musste etwas tun. Ich sah

auf meine Uhr: neun. Drei Uhr nachts in New London, Connecticut. Egal. Ich wählte seine Nummer.

Beim dritten Klingeln ging er ans Telefon. Er klang hellwach und munter, obwohl ich wusste, dass ich ihn aus dem Schlaf gerissen hatte.

»Clea? Alles in Ordnung?«

Zum Glück gab es Rufnummernerkennung. Ben wusste, dass ich nicht mitten in der Nacht anrufen würde, wenn es kein absoluter Notfall wäre.

»Ben! Ben, es ist wegen Rayna. Da ist ein Feuer ausgebrochen – ein riesiger Brand!«

Meine Stimme versagte und ich begann zu weinen. Ich würde es nicht aushalten, wenn Rayna etwas passiert wäre. Ich könnte es nicht ertragen.

»Atme tief durch und dann erzähl mir alles.« Ben sprach langsam und beruhigend. Das mochte ich so sehr an ihm. Je schwieriger und aufwühlender die Lage war, desto sachlicher wurde er und ging es logisch und methodisch an. Im letzten Jahr war er oft mein letzter Halt gewesen.

»Ich weiß nicht genau«, sagte ich. Der Türsteher hatte endlich ein Taxi gefunden und ich sprang hinein und rief dem Fahrer Pierres Adresse zu. *»Vite, s'il vous plaît – vite!«* Ich kauerte mich auf dem Rücksitz zusammen und schlang die Arme um mich, während ich Ben erzählte, was ich gesehen hatte.

»Okay.« Bens Stimme tröstete mich aus etwa sechstausend Kilometern Entfernung. »Keine Panik. Verlier jetzt nicht die Nerven. Du weißt noch nichts Genaues. Du bist gerade auf dem Weg dorthin, oder?«

»Ja, so schnell es geht«, sagte ich, nahm eine Handvoll Euros aus meinem Portemonnaie und hielt sie dem Fahrer hin. *»Plus vite, s'il vous plaît«,* drängte ich.

»Gut«, sagte Ben. »Wir telefonieren einfach, bis du dort bist.«

Keine Ahnung, was ich ohne Ben tun würde. Mein engerer Freundeskreis besteht aus genau zwei Leuten: Ben und Rayna. Nicht mal genug, um tatsächlich einen Kreis zu bilden – eher ein Dreieck mit zwei wirklich guten Freunden.

Die ganzen zehn Minuten Fahrzeit über sprach ich mit Ben. Der Klang

meiner eigenen Stimme, die bis über den Ozean zu ihm reichte, war das Einzige, was mich davon abhielt durchzudrehen und mich in lauter einzelne Moleküle aus schierer Panik aufzulösen.

»Arrêtez! Arrêtez!!!«, rief ich dem Taxifahrer zu. Nicht, dass das nötig gewesen wäre. Die Straße war gesperrt und es gab sowieso kein Weiterkommen. »Ich bin da!«, sagte ich zu Ben. »Ich steige jetzt aus. Sobald ich etwas weiß, melde ich mich wieder.«

»Ich warte«, sagte Ben und ich wusste, dass er das tun würde.

Ich drückte dem Taxifahrer weitere Euromünzen in die Hand und stürmte hinaus. Der Qualm war so beißend, dass ich kurz die Augen schließen musste. Ich zog mir meinen Rollkragen über Mund und Nase, um den Rauch und die Asche zu filtern, als ich den letzten Häuserblock entlang zu dem brennenden Gebäude rannte und mich zwischen Schaulustigen hindurchdrängte. Fünf Löschfahrzeuge waren vor Ort, doch das Wasser aus den Schläuchen erschien mir angesichts dieses Infernos wie ein mickriges Rinnsal, wie die Spritzpistole eines Kindes.

»RAYNA!«, schrie ich gegen die Wand der Flammen. »RAYNA!!!!«

»Clea!«

Ich fuhr herum, musste ihr Gesicht so dringend sehen, wie ich Luft zum Atmen brauchte, musste mich versichern, dass es ihr gut ging, sie mir nicht von einer Bahre aus zurief, wo sie gerade in den letzten Zügen lag –

»Clea … Clea, alles ist gut. Mir ist nichts passiert … ich bin ja hier.«

Da war sie, in einer Jogginghose und einem langen Wollmantel, der ihr fünf Nummern zu groß war. Ihre Locken verschwanden unter einer riesigen grauen Mütze mit Ohrenklappen. Eine Kombination, die eigentlich nur von jemandem aus den 1930er Jahren in Sibirien oder einem extrem maskulinen Männermodel getragen werden sollte.

»Oh Rayna!«, rief ich, zog sie in meine Arme und erdrückte sie fast. Ich konnte nicht anders. Ich musste spüren, dass sie wirklich da war.

»Es geht mir gut. Pierre und ich waren Kaffee trinken. Wir waren nicht mal im Haus, als das Feuer ausbrach.« Sie rückte ein kleines Stück von mir ab – gerade weit genug, um ihre Stirn an meine zu legen und mir in die Augen zu sehen. »Ich habe dir doch gesagt, dass du mich nie verlieren wirst, schon vergessen?«

»Nicht!«, warnte ich, doch die Angst war bereits so weit von mir

abgefallen, dass ich lächeln konnte. Ich umarmte sie noch einmal und auch als wir uns voneinander lösten, hatten wir die Arme noch immer um unsere Taillen gelegt.

»Hast du jemals so etwas gesehen?«, fragte sie ehrfürchtig und ich folgte ihrem Blick auf das Apartmenthaus, dessen mittleres Stockwerk nun komplett in Flammen stand.

Ich *hatte* so etwas schon gesehen, doch das tat der Wirkung keinen Abbruch. Feuer hat eine ganz eigenartige Anziehungskraft – eine fast schon verbotene Kombination von unfassbarer Zerstörungskraft und Ehrfurcht erregender Schönheit. Nur mit Mühe riss ich mich vom Anblick des Flammentanzes los und blickte mich auf der Straße um. Ich sah die grimmige Entschlossenheit der Feuerwehrmänner, deren Gesichter keine Regung zeigten. Ich sah die Schaulustigen, die in zwei Lager geteilt waren: diejenigen, die einfach nur neugierig waren, und jene, die persönlich von dem Brand betroffen waren. Erstere starrten in einer Art ungläubigem Staunen nach oben, Letztere drängten sich in verängstigten Grüppchen zusammen oder rauchten eine Zigarette nach der anderen und tigerten ruhelos hin und her wie Pierre. Ich entdeckte mehrere Regenbogen, als die Sonne auf das Wasser aus den Feuerwehrschläuchen fiel, ein seltsamer Gegensatz zu all der Vernichtung ringsum.

»Na, juckt's dich in den Fingern?«, fragte Rayna lächelnd. Ihr Blick ruhte auf meiner rechten Hand, die schon die Kamera aus der Tasche gezogen hatte. »Mach ruhig«, sagte sie. »Ich schaue mal nach Pierre. Wenn du mir dein Handy gibst, rufe ich auch Ben an und sage ihm, dass alles okay ist. Du hast ihn doch angerufen, oder?«, fügte sie mit einem Grinsen hinzu.

Rayna kannte mich viel zu gut. Ich drückte sie noch einmal kurz, dann gab ich ihr das Handy, verschwand hinter dem Fotoapparat und verlor mich in den Bildern davor. Das war ich. Es fühlte sich richtig an.

Ich hatte nicht den Hauch einer Ahnung, dass diese Fotos mein Leben für immer verändern würden.

zwei

WIEDER ZU HAUSE in Connecticut starrte ich auf meinen Computer und brütete über den Fotos auf dem Bildschirm. Meine Augen brannten vom Schlafmangel und von vier Stunden vor dem Monitor. Nach einem langen Flug, endloser Warterei an der Gepäckausgabe und einem Stau auf dem Highway waren Rayna und ich am frühen Nachmittag Ostküstenzeit zu Hause in Niantic angekommen. In Paris war es da schon Abend. Erschöpft hatten Rayna und ich uns zum Abschied umarmt und waren dann jede zu sich nach Hause gegangen, um auszuruhen.

Nur konnte ich leider nicht schlafen. Ich hatte eine Sechzehn-Gigabyte-Speicherkarte voller Bilder von unserer Reise, die dringend nach meiner Aufmerksamkeit verlangten.

Ich lud sie auf meinen Rechner und begann auszusortieren. Es würde ewig dauern, jeder Aufnahme, die ich in den letzten drei Wochen gemacht hatte, wirklich gerecht zu werden. Also ließ ich mich beim Sichten von meinem Instinkt leiten. Ich erlaubte mir nur einen kurzen Blick auf jedes Foto und speicherte alle, die mich besonders ansprachen, in einem extra Ordner ab. Diesen Vorgang wiederholte ich immer und immer wieder und nahm mir bei jeder Runde etwas mehr Zeit für jedes Bild. Nach und nach filterte ich jene heraus, die mir immer wieder ins Auge stachen, bei mir irgendwelche Instinkte oder Emotionen weckten.

Es dauerte Stunden, doch schließlich hatte ich meine Auswahl auf zwanzig Bilder begrenzt, die alle Stationen unserer Reise berücksichtigten: Trafalgar Square bei Nacht. Einen Zähne fletschenden Wasserspeier, scheinbar auf dem Sprung von einer Säule des Prager Veitsdoms. Rayna mit dem Rücken zur Fontana di Trevi, gemäß der Tradition mit der rechten Hand eine Münze über die linke Schulter hineinwerfend.

Doch meine Augen kehrten immer wieder zu einem Bild des Feuers in Pierres Apartmenthaus zurück. Ich klickte es an, sodass es den ganzen Bildschirm ausfüllte. Es war ein Foto von zwei Feuerwehrleuten vor dem Gebäude. Zu diesem Zeitpunkt war der Qualm bereits so dicht,

dass beide Sauerstoffflaschen auf dem Rücken und trichterförmige Masken trugen, die ihre Gesichter komplett verdeckten. Sie waren von Kopf bis Fuß mit dicken schwarzen Uniformen, gelben Handschuhen und Helmen vermummt, doch ihre Emotionen waren dennoch sichtbar. In perfektem Einklang zurückgelehnt, hielten sie gemeinsam einen dicken grünen Schlauch, aus dem Wasser zu den Flammen hinaufschoss. Allein ihre Körperhaltung drückte Mut, Entschlossenheit und Hoffnung aus.

Das Bild war fesselnd, es hatte eine ungeheure Wucht, doch als ich wieder und wieder meine Augen darüber gleiten ließ, wurde mir bewusst, dass es nicht die Feuerwehrmänner waren, die mich in den Bann zogen, sondern das Löschfahrzeug ein Stück weiter hinten.

Ich vergrößerte das Bild und zoomte auf das Feuerwehrauto. Entlang seiner Seitenwand, an der Stelle, an der die Schläuche angeschlossen und die Wasserventile an- und abgedreht werden, befand sich eine Einbuchtung, die von etwas verschattet wurde, das ich nicht genau erkennen konnte.

Ich vergrößerte das Foto noch einmal und rückte die Stelle in den Mittelpunkt. Jetzt verstand ich: Den Schatten warf ein Mann. Er sah jung aus, vielleicht Anfang zwanzig, obwohl sein Gesicht kaum zu erkennen war, weil es nicht der Kamera zugewandt war. Er hatte den Kopf zur Seite gedreht, eine Hand an der Leiter, die in die Seitenwand eingelassen war. Sein Kopf war gesenkt und jede Faser seines Körpers drückte Anspannung aus.

War er vielleicht auch ein Feuerwehrmann? Vom Körperbau her womöglich, aber die Kleidung passte nicht, er trug keine Uniform, sondern eine schwarze Lederjacke, Jeans und ein graues T-Shirt. Und obwohl er ein Gesicht machte, als wäre er die ganze Nacht im Einsatz gewesen, beschäftigte er sich überhaupt nicht mit dem Brand, sondern schien seinen eigenen Gedanken nachzuhängen. Mit seinen dunklen, zerzausten Haaren, seinen markanten Wangenknochen und den dichten Augenbrauen sah er auffallend gut aus, doch seine Augen und sein Mund verrieten einen Schmerz, der seiner Erscheinung mehr Tiefe verlieh als einfach nur Schönheit.

Ich konnte den Blick nicht von ihm abwenden.

Was wohl in ihm vorgin?, fragte ich mich. War das Feuer in seiner

Wohnung ausgebrochen? Ich stellte ihn mir vor, wie die Löschfahrzeuge eintrafen, wie er gegen die Flammen anschrie, als könnte pure Willenskraft sie zurückdrängen. Oder vielleicht befand er sich noch im Gebäude, als die Feuerwehrleute kamen, und setzte sich mit aller Macht gegen das Inferno zur Wehr. Schlug hustend unnachgiebig mit nassen Decken auf die Flammen ein. Ich stellte mir vor, wie er sich gegen die Feuerwehrmänner wehrte, die ihn aus seiner Wohnung zerrten. Vielleicht sogar –

Das Läuten der Türglocke holte mich zurück in die Wirklichkeit.

»Piri?«, rief ich, dann fiel mir wieder ein, dass unsere Haushälterin heute nicht da war. Ich hatte ihr freigegeben, damit ich mich in Ruhe vom Flug erholen konnte. Widerstrebend stand ich von meinem Computer auf und ging hinunter zur Haustür. Es war keiner da, nur ein großer Strauß Schwertlilien mit Blüten in allen Regenbogenfarben stand auf der Veranda. Sie waren wunderschön. Ich trug sie ins Haus und stellte sie auf den Küchentisch, dann schlug ich die Karte auf.

Willkommen zu Hause! Tut mir leid, dass ich nicht da sein kann. Ich hab dich lieb! Wir sehen uns dann nächste Woche, wenn ich aus Israel zurückkomme.
Alles Liebe
Mom

Das war alles. Trotz der Blumen, die sie ausgewählt hatte, erwähnte sie Dad mit keinem Wort. Das ging so seit dem Tag, an dem er beerdigt worden war: in einem leeren Sarg, unter einem Grabstein, der nie seine letzte Ruhestätte markieren würde. Sie hatte mir rundheraus gesagt, dass sie nicht über ihn sprechen könne und ich das bitte akzeptieren solle. Punkt. Am Anfang war es hart, aber da sie, nachdem sie ihren Sitz im Senat bekommen hatte und ein wichtiges Mitglied des Ausschusses für auswärtige Angelegenheiten geworden war, ständig durch die Welt reiste, verbrachten wir so wenig Zeit miteinander, dass ich in unseren wenigen gemeinsamen Stunden nicht mit ihr streiten oder sie aufregen wollte. Also riss ich mich zusammen und sprach nur über unverfängliche Dinge. Das schuf eine Kluft zwischen uns – aber weil ich die nicht überbrücken konnte, ohne ihr wehzutun, ließ ich es gut sein.

Aber sie hatte mir Schwertlilien geschickt, die Lieblingsblumen meines Vaters. Ich berührte das Amulett an meinem Hals und fühlte mich glücklich und leer zugleich. Am liebsten hätte ich meine Mom angerufen und ihr gesagt, dass ich auch so verstand, was sie nicht aussprechen konnte. Ich wollte ihr mein Herz ausschütten und ihr von meinen Albträumen erzählen, wie dunkel es noch immer in mir drin aussah, doch ich wusste, dass sie irgendeine Ausrede finden würde, um das Gespräch zu beenden, sobald ich mit dem Thema anfing.

Bei meiner Mutter konnte ich keinen Trost finden … aber vielleicht bei meinem Vater. Es war kein großer Trost, aber es half wenigstens ein bisschen. Ich nahm eine Schwertlilie aus der Vase und ging nach oben in sein Büro.

Die meisten Leute denken bestimmt, Grant Raymond, der renommierteste Herzchirurg der Welt, hätte auf Ordentlichkeit Wert gelegt. Dass bei ihm alles makellos gewesen wäre, ja vielleicht sogar steril. Falsch gedacht. Mein Vater war nicht schlampig, aber er mochte es, wenn seine Umgebung sein Denken widerspiegelte: vielseitig, kreativ und divergent. Im OP brauchte er absolute Ordnung. Überall sonst regierte das Chaos.

Zudem musste er noch ein Manko ausgleichen: Obwohl er eine unendliche Anzahl kompliziertester Operationstechniken und genug nebensächliche Details und Belanglosigkeiten im Kopf hatte, um jeden Wer-wird-Millionär-Champion alt aussehen zu lassen, konnte er sich einfache Dinge wie Telefonnummern oder Verabredungen nicht merken. Deshalb notierte er sich alles. Auf jedes Stück Papier, das ihm gerade unter die Finger kam. Dadurch sah sein Büro aus, als hätte der Himmel seine Schleusen geöffnet und vierzig Tage und vierzig Nächte Zettel geregnet. Und am Grund dieses aufgewühlten Ozeans standen und lagen unzählige Modelle des menschlichen Herzens, Nachschlagewerke und Notizbücher voller Ideen und begeistertem Gekritzel.

Berühmte Kliniken und medizinische Fachzeitschriften aus der ganzen Welt hatten gefleht, Experten herschicken zu dürfen, um all dieses Material zu sichten, für den Fall, dass Dad Notizen hinterlassen hatte, die der Kardiologie große Fortschritte eröffneten. Mom hatte die Anfragen unbeantwortet beiseitegelegt, doch weil sich irgendjemand

darum kümmern musste, war es an mir hängen geblieben. Ich verstand die Argumente dieser Leute. Mein Verstand sagte mir, dass sie recht hatten – die Welt sollte von Dads Wissen profitieren. Wenn irgendetwas in seinem Büro auch nur ein einziges Leben retten oder verbessern konnte, hätte er gewollt, dass die Information weitergegeben würde. Aber fremde Leute in seinem Zimmer herumwühlen zu lassen, kam mir wie eine endgültige Entweihung vor. Wie eine Autopsie. Mir war klar, dass das Unsinn war, aber genauso fühlte es sich für mich an. Vielleicht würde ich in ein paar Jahren meine Meinung ändern, vielleicht auch nie.

Ich schlängelte mich zu Dads Schreibtisch durch, setzte mich auf seinen Stuhl und nahm seine Lieblingshaltung ein, indem ich mich ganz weit zurücklehnte und den Blick über das prächtige Chaos schweifen ließ. Ich wartete darauf, dass sich wie üblich dieses Gefühl seiner Anwesenheit einstellte.

Doch das tat es nicht.

Irgendetwas stimmte nicht.

Irgendetwas in dem Zimmer war anders.

Ich konnte den Finger nicht darauf legen, aber ich spürte es. Dinge waren bewegt oder irgendwie verändert worden. Vielleicht waren sie danach wieder zurückgestellt worden, damit es nicht so auffiel, aber ich spürte eine schwer zu fassende Veränderung in diesem Raum. Ich merkte, wie Panik in mir hochstieg. Dieses Büro war eine wichtige Verbindung zu meinem Vater – die engste, die mir geblieben war. Hier irgendetwas zu verändern, bedeutete, *ihn* zu verändern – oder das, was von ihm übrig war.

War es Piri gewesen? Hatte sie versucht, hier zu putzen? Das konnte nicht sein. Piri verehrte Dad. Trotz ihres überwältigenden Glaubens an den Zusammenhang von Sauberkeit und Gottesfurcht, hätte sie sein Recht, darüber für sich selbst zu bestimmen, bis aufs Blut verteidigt. Auch wenn es ihr das Herz brach. Die wenigen Male, wenn Dad die Tür offen gelassen und Piri einen Blick ins Innere erhascht hatte, musste sie den Atem anhalten und sich zum Schutz bekreuzigen, doch danach war sie tapfer weitergegangen.

Nur, wenn es nicht Piri gewesen war, wer dann? Wer hatte noch Zutritt zum Haus, während ich weg war? Mom? Sie würde hier nie

reingehen. Ben hatte einen Schlüssel. Er liebte meinen Dad. Er hätte hier hereinkommen können, um ihm nahe zu sein, wie ich, aber er würde nie etwas verändern. Das würde er mir nicht antun. Dasselbe galt für Rayna und ihre Familie.

Und wenn es jemand war, der keinen Schlüssel hatte? Jemand, der in meiner Abwesenheit eingebrochen war? Der gewartet hatte, bis Piri abends gegangen war, sich dann hereingeschlichen und in den Sachen meines Vaters gewühlt hatte? Schubladen aufgemacht, Gegenstände in die Hand genommen und sie an anderer Stelle wieder abgestellt hatte?

»Stopp!«, sagte ich laut. Ich machte mich lächerlich und zog völlig übereilte Schlüsse. Dazu neigte ich leider. »Sich hineinsteigern« nannte meine Therapeutin das. Nicht selten bei Leuten, die einen unerwarteten Schicksalsschlag erlitten hatten. Wenn mir das passierte, sollte ich einen Schritt zurücktreten und die Dinge so rational wie möglich betrachten.

Also, rational betrachtet … was genau war hier drin anders? Ich wusste es nicht. Vielleicht nichts … außer dass ich das ungute Gefühl hatte, dass etwas nicht stimmte.

Kopfschüttelnd stand ich auf. Das war verrückt. Ich musste damit aufhören. Dennoch – sogar beim Verlassen des Büros blickte ich mich noch um und versuchte auszumachen, was sich geändert hatte …

»Clea«, murmelte mir eine leise Stimme ins Ohr.

Ich schrie auf und schlug mit der Faust zur Seite.

»He!«, rief Ben. Er wich aus, um meinem Schlag zu entgehen, taumelte zurück und schüttete sich eine frisch gebrühte Tasse Kaffee über seinen grauen Pullover.

»Ah!«, japste er. »Heiß! Verdammt. Autsch, nicht gut.«

»Ben! Oh mein Gott, warte –« Ich sauste ins Badezimmer und schnappte mir ein Handtuch, dann rannte ich zu ihm zurück und drückte das Handtuch auf die nasse Stelle an seiner Brust. »Tut mir leid. Ich wusste nicht, dass du hier bist!«

»Ich habe von unten gerufen … Ich dachte, du hättest mich gehört.«

Ein seltsamer Duft kitzelte mich in der Nase und ich beugte mich näher zu Ben, bis unsere Gesichter nur noch wenige Zentimeter

voneinander entfernt waren. »Was riecht da so?«, fragte ich.

»Kardamom-Gewürznelken-Kaffee«, sagte er und deutete auf die leere Tasse auf dem Boden neben uns. »Ich dachte, der könnte dir schmecken.«

»Er riecht jedenfalls gut. Vielleicht solltest du ihn als Rasierwasser verwenden.«

»Vielleicht probier ich's mal«, stimmte er zu. »Du könntest mir eine Expertise ausstellen, darüber dass es Frauen ganz verrückt macht.«

»Nicht verrückt – schlagkräftig. Zehn Jahre Krav Maga und man hat Reflexe wie eine Katze. Wenn du ein Eindringling gewesen wärst …«

Dieser Gedanke brachte mich wieder zurück zu all meinen Fragen und ich schnappte mir Ben und führte ihn ins Büro meines Vaters. »Siehst du hier irgendeine Veränderung?«

Ben schaute sich um, dann schüttelte er den Kopf. »Nein, für mich sieht alles wie immer aus. Hast du etwas verändert?«

»Nein! Das würde ich nie tun«, entgegnete ich vehement. »Aber igendwie habe ich so ein seltsames Gefühl. Als hätte sich hier jemand zu schaffen gemacht.«

Ben nickte, die Hände in den Hosentaschen – sein Nachdenkgestus. »Okay«, sagte er. »Was genau kommt dir anders vor? Steht irgendwas an der falschen Stelle? Fehlt was?«

»Unmöglich zu sagen«, gab ich zu. »Ich kann nichts Besonderes erkennen, es ist nur so ein Gefühl.«

»Verstehe«, meinte Ben. »Ich vertraue auf dein Gefühl. Nur … vielleicht kommt es auch ein bisschen daher, dass du so lange weg warst? Drei Wochen. Deine längste Reise, seit …«

Er brach ab, doch ich wusste, was er meinte.

Es war meine längste Reise seit der Beerdigung gewesen. Das stimmte. Außerdem war ich seit sechs Uhr morgens mitteleuropäischer Zeit auf den Beinen und jetzt war es sechs Uhr abends in Connecticut – Mitternacht in Paris. Und dann war da natürlich noch mein Hang zum Hineinsteigern.

»Du hast vermutlich recht«, sagte ich. »Ich bin hundemüde. Vielleicht werde ich mich ein bisschen hinlegen.« Doch noch während ich es aussprach, dachte ich an die Bilder auf meinem Computer und wusste, dass ich mich viel eher mit ihnen beschäftigen als schlafen

gehen würde.

»Da glaubst du doch selbst nicht dran!« Wie Rayna konnte auch Ben meine Gedanken lesen. Ich lächelte ihn an.

»Ich habe dich vermisst«, sagte ich.

»Ich dich auch. Schön, dass du wieder da bist.«

Wir wollten uns schon umarmen, als ich zurückzuckte – Sekunden bevor ich gegen seinen noch immer triefnassen Pulli gedrückt wurde.

»Ben!«

»Oh, *mein* Fehler«, sagte er und schälte sich aus seinem durchnässten Pullover. Darunter trug er ein dünnes weißes T-Shirt, das der Kaffeefleck auch durchfeuchtet hatte, sodass es an seiner Brust klebte. Ich starrte die nasse Stelle an und brachte auf einmal keinen Ton mehr heraus.

Natürlich war das albern. Ben und ich waren die allerbesten Freunde und konnten über alles reden. Ich zog ihn zum Beispiel gerne wegen seines plötzlich durchtrainierten Körpers auf und er machte dann immer übertrieben bescheidene Witze und parierte mit irgendwelchem abstrusen Zeug, das Zeitschriften über mich behauptet hatten …

Aber jetzt sagte ich kein Wort. Und konnte meinen Blick nicht von ihm losreißen. Offensichtlich war ich ganz benebelt vom Schlafmangel.

»Du könntest den Kaffee noch immer probieren«, bot er an. »Es ist genug davon in meinem Pulli. Ich könnte ihn über der Tasse auswringen.«

Ich schüttelte meine Benommenheit ab. »Verlockendes Angebot, aber nein, danke. Du wirst mich nie zum Kaffee bekehren. Ich bleibe meinem Tee treu.«

»Wir werden sehen.« Er legte den Pullover auf das Handtuch und wandte sich dann mit ausgebreiteten Armen zu mir. »Besser?«

»Viel besser«, sagte ich und machte einen Schritt auf ihn zu, damit er mich in die Arme nehmen konnte.

»Hallo! Störe ich etwa?« Es war Rayna. Beim Klang ihrer Stimme fuhren Ben und ich verlegen auseinander. Und auch das war lächerlich. Wir hatten uns tausendmal umarmt. Das war nichts Besonderes – bis auf die Tatsache, dass Ben dann normalerweise etwas mehr trug als ein dünnes T-Shirt …

Ich zog eine Grimasse. »Warum kriege ich es eigentlich nie mit, wenn

jemand ins Haus kommt?«

»Zu großes Haus«, meinte Rayna. »Kommt! Meine Mom gibt bei uns drüben eine Willkommensparty für uns.«

»Heute Abend?«, fragte ich.

»Jetzt gleich. Außer ich sage ihr, dass es … besondere Umstände gibt, die für eine Verschiebung sprechen.«

Das Letzte sagte sie mit einem anzüglichen Grinsen, den Blick auf Bens Brust gerichtet, der ihn erröten ließ. Raynas Familie wartete seit zwei Jahren ungeduldig darauf, dass Ben und ich zusammenkamen. Sie schienen der Meinung zu sein, dass meine Eltern ihn als meinen festen Freund eingestellt hatten, nicht als meinen Berater in internationalen Angelegenheiten.

Es ist schwer zu glauben, dass ich Ben erst seit zwei Jahren kenne, und noch schwerer, dass ich anfangs nichts mit ihm zu tun haben wollte. Mom und Dad hatten ihn ohne mein Wissen eingestellt, als ich überall auf der Welt Aufträge als Fotojournalistin bekam. Darunter auch in Ländern, in denen die politische Situation nicht ganz unproblematisch war. Ich war damals stinksauer und stellte mir einen hirnlosen Dummkopf von einem Bodyguard vor, der mir wie ein Klotz am Bein hängen würde.

Ich hätte meinen Eltern etwas mehr zutrauen sollen. Ihre größte Sorge war nicht, dass ich körperlich Schaden nehmen würde. Darüber hatten wir ausführlich diskutiert und sie vertrauten darauf, dass ich offenkundige Gefahrensituationen meiden würde. Außerdem behielten sie sich ein Vetorecht vor, Aufträge zu verbieten, die ihrer Meinung nach nichts für eine Minderjährige waren. Meine Eltern hatten Ben also nicht wegen seiner Muskeln verpflichtet, sondern wegen seines Verstands. Mit zwanzig hat er schon einen Doktortitel, spricht mehr Sprachen, als man es bei einem einzelnen Menschen für möglich hält, und weiß eigentlich über so ziemlich alles Bescheid, auch wenn seine Spezialgebiete Weltgeschichte und Mythologie sind. Sein Wissen ist die beste Lebensversicherung auf meinen Reisen – viel mehr wert als irgendein kampferprobter Kerl.

Der einzige Haken daran ist, dass für Rayna und Wanda (und wahrscheinlich auch für George, der sich stets der Meinung seiner Frauen anschließt) Ben mein *Seelenverwandter* ist.

»Keine besonderen Umstände«, sagte Ben. »Pullover-Funktionsstörung. Die Party kann losgehen.«

Fünfzehn Minuten später waren wir alle bei Rayna, wo Wanda ein typisch amerikanisches Festmahl zubereitet hatte. Der Esstisch bog sich unter roten, weißen und blauen Tabletts mit Hotdogs *und* Würstchen im Schlafrock, Hamburgern, Brathähnchen, Kartoffelpüree, Keksen und natürlich dem unvermeidlichen Apfelkuchen mit Eis zum Nachtisch. Es waren abartige Essensmengen nur für uns fünf und wir futterten, bis wir fast platzten. Danach errang Ben beim Scharadespielen unangefochten den ersten Platz. Erst um Mitternacht kam ich nach Hause: sechs Uhr morgens in Paris. Ich war seit vierundzwanzig Stunden wach. Meine Augen brannten vor Erschöpfung und jede Faser meines Körpers schrie nach Ruhe.

Fast hätte ich es auch geschafft. Ich hatte mich im Bad fertig gemacht und war auf dem Weg ins Bett … als mein Blick auf den Computer fiel. Mein Bildschirmschoner zeigte eine Diashow meiner Lieblingsbilder, doch ich konnte nur an den Mann, dem das Feuer offenbar so zusetzte, und die anderen neunzehn Bilder denken, die ich vor so vielen Stunden ausgewählt hatte.

Ich setzte mich an meinen Schreibtisch und drückte eine Taste, um den Bildschirmschoner zu schließen. Wieder starrte ich einen Moment lang den Mann beim Löschwagen an, der mich in seinem Schmerz anrührte. Am liebsten hätte ich diese Aufnahme ausgedruckt und der Mappe mit meinen Arbeitsproben beigelegt, doch ich hatte das Bild so sehr vergrößern müssen, damit man ihn sah, dass ich nicht mehr als einen grobkörnigen Abzug bekommen würde. Ich verkleinerte die Aufnahme, verschob sie an den unteren Rand meines Bildschirms, überflog die anderen neunzehn Fotos und wartete, welches noch meine Aufmerksamkeit auf sich ziehen würde. Ich klickte ein Bild von Rayna vor dem Parthenon in Athen an. Sie trug ein fließendes weißes Kleid, hatte die Arme in der Pose einer Göttin erhoben und ihre langen roten Locken wehten hinter ihr. Die untergehende Sonne brachte ihren ganzen Körper zum Glühen. Der Effekt war großartig … es störte lediglich ein kleines Grüppchen von Touristen, die ich nicht hatte ausblenden können.

Zeit, ein wenig rumzuschnipseln.

Ich beschnitt das Bild, doch dabei fiel mir in der Touristenmenge etwas Merkwürdiges auf. Diese Wangenknochen und die markante Kinnpartie kannte ich.

Nein. Das konnte nicht sein.

Statt die Touristen wegzuschneiden, vergrößerte ich sie ums Dreifache. Sechs von ihnen trugen taubenblaue T-Shirts mit der Aufschrift IT'S GREEK TO ME TOURS. Sie betrachteten den Tempel, deuteten irgendwohin oder machten Fotos.

Und dann gab es da noch eine siebte Person, die direkt in die Kamera sah. Der Mann war von drei Leuten mit taubenblauen T-Shirts verdeckt, sodass ich sein Gesicht nur zur Hälfte erkennen konnte: eine dichte Mähne, hohe Wangenknochen, ein waches, braunes Auge … es gab keinen Zweifel: Er war es.

Mein Herz begann aufgeregt zu pochen, als ich das Parthenon-Foto auf die eine Seite des Bildschirms zog und das Bild aus Paris daneben stellte, beide stark vergrößert mit einem Mann im Mittelpunkt. Es war *derselbe* Mann. Wie es aussah, war er nicht nur am Ende unserer Reise in Paris, sondern auch drei Wochen zuvor in Griechenland dabei gewesen.

Panik überkam mich. Wie kam es, dass er mir nicht aufgefallen war? Seit jenem Vorfall mit den Fotos im Sommercamp bildete ich mir etwas darauf ein, stets wachsam zu sein und genau auf solche Sachen achtzugeben, und doch hatte ich nicht gemerkt, dass uns dieser Mann durch Europa gefolgt war. Und er *war* uns gefolgt. Warum sonst sollte er am Anfang und am Ende unserer Reise da sein? Das konnte kein Zufall sein. Das war doch unmöglich … oder nicht?

Wieder starrte ich die zwei Bilder an. Der einsame Zivilist zwischen den Feuerwehrleuten, der Außenstehende inmitten der Touristengruppe … dieser Mann war auf beiden Bildern absolut fehl am Platz. Für sich allein genommen ließ sich jedes Foto einfach erklären, doch zusammen waren sie unheimlich.

Ich ließ den Blick über die anderen Miniaturbilder wandern, die ich beiseitegerückt hatte, und spürte, wie mir ein kalter Schauer über den Rücken lief. Wenn dieser Stalker am Beginn und am Ende unserer Reise bei uns gewesen war … war er dann vielleicht die ganze Zeit über da gewesen? Allein beim Gedanken daran bekam ich eine Gänsehaut.

Was, wenn diese Bilder nicht wegen ihres künstlerischen Wertes meine Aufmerksamkeit erregt hatten, sondern weil ich instinktiv irgendeine Gefahr gespürt hatte, die mir während der Reise selbst nicht bewusst geworden war?

Jetzt war jegliche Erschöpfung von mir abgefallen. Meine Haut kribbelte vor Angst, als ich die beiden Aufnahmen auf dem Monitor wieder verkleinerte und mir ein weiteres Miniaturbild vornahm, das Sacré-Cœur am Montmartre zeigte. Mit fahrigen Bewegungen vergrößerte ich es und hielt nach dem Gesicht Ausschau. Ich konnte es nicht entdecken, doch auf den anderen Fotos hatte ich es auch nicht gleich gesehen. Ich vergrößerte noch einmal und suchte weiter. Meine Fingerknöchel traten weiß hervor, so fest hatte ich die Maus gepackt.

Da.

Ein Schatten auf einer der obersten Brüstungen.

Ich zoomte näher und auf meiner Stirn brach Schweiß aus.

Er war da. Mit dem Rücken zu mir, aber ich sah seine Haare, die Lederjacke, die Jeans, den muskulösen Körperbau … er war es und er stand an einem Ort, der für Touristen absolut unerreichbar war – das wusste ich.

Wie also war er dorthin gekommen? Und warum?

Mein erster Gedanke war sogar tröstlich: Möglicherweise war er ein Bodyguard der Regierung, der heimlich auf Rayna und mich angesetzt war. Das war schon einmal vorgekommen – Mom hatte sich bei bestimmten Leuten dermaßen in die Nesseln gesetzt, dass unsere Familie bedroht wurde, und es hatte Zeiten gegeben, in denen ich überwacht worden war – heimlich, damit ich keine Angst bekam. Das würde natürlich erklären, warum dieser Mann Zugang zu der Brüstung hatte. Dennoch war es merkwürdig, dass ich ihn nicht gesehen hatte, die »heimlichen« Bodyguards hatte ich sonst immer gleich geortet. Aber vielleicht machte er seinen Job einfach besser als seine Vorgänger.

Oder er war vorsichtiger als die anderen, weil er eben *nicht* da war, um auf mich aufzupassen. Statt mich vor einer Gefahr zu schützen, war er vielleicht selbst die Gefahr.

Schnell vergrößerte ich die anderen Miniaturbilder eines nach dem anderen und suchte den Hintergrund ab, die Ecken, die scheinbar

unwichtigsten Teile der Szenerie, vergrößerte und vergrößerte, bis ich ihn fand. Jedes Mal. Obwohl die Bilder alle von unterschiedlichen Stationen unserer Reise stammten, aus verschiedenen Ländern, war er immer da.

Stets im Hintergrund verborgen, so klein, dass man ihn nie wahrnehmen würde, außer man hielt nach ihm Ausschau.

Er war *immer* da.

Jetzt zitterte ich. Ich war mir sicher, der Mann hatte mir und vielleicht auch Rayna auf unserer Reise etwas zuleide tun wollen und nur durch Zufall nicht die passende Gelegenheit dazu gefunden. Ich wollte gerade einen Notruf bei meiner Mutter absetzen, als ich das letzte Miniaturbild öffnete: das des Wasserspeiers hoch oben an den Wänden des Prager Veitsdoms. Ich hatte die Aufnahme mit dem Zoomobjektiv gemacht: nur der Wasserspeier, der aussah, als wolle er gleich von dem Vorsprung abheben. Lediglich ein Fenster und die Fassade der Kathedrale waren noch mit im Bild.

Ich zoomte auf das Fenster und wartete nur darauf, dass der Mann herausspähte.

Er war nicht da, was bedeutete, dass er also definitiv nicht auf dem Foto sein konnte, denn sonst konnte man sich hier nirgends verstecken.

Trotzdem nahm ich jede Ecke des Fotos unter die Lupe.

Schließlich fand ich einen Schatten in der oberen rechten Ecke und wieder tanzte Gänsehaut auf meinen Armen.

Ich wollte es nicht vergrößern, wollte nicht genauer hinschauen … aber ich konnte nicht anders.

Ich zoomte auf die Stelle und konzentrierte mich auf den Schatten.

Er war es.

Mit den Händen in den Taschen seiner Lederjacke stand er da, ganz lässig an die Fassade des Doms gelehnt, und blickte nachdenklich in die Ferne.

Nur dass er sich circa dreißig Meter über dem Erdboden befand und sich unter seinen Schuhen das Nichts erstreckte.

Das Nichts.

Die Maus vibrierte in meiner bebenden Hand und ich ließ sie los. Gebannt starrte ich auf das Bild. Wer war dieser Kerl? *Was* war er?

Wilde Spekulationen wirbelten mir durch den Kopf, doch sie waren allesamt unmöglich.

Genauso wie mitten in der Luft zu schweben.

Plötzlich hatte ich eine verrückte Idee. Ich packte meine Kamera und schoss zehn Bilder, während ich mich auf meinem Stuhl einmal um die eigene Achse drehte und das Bücherregal, den Ankleideraum, das Bett … jeden Teil des Zimmers ins Visier nahm. Mit zitternden Händen übertrug ich die Fotos auf meinen Rechner und begann, sie eins nach dem anderen zu studieren, auf der Suche nach irgendeinem unscharfen Umriss, einem Schatten.

Nichts.

Mein Herzschlag beruhigte sich langsam, als ich weitersuchte. Trotz meiner wilden Spekulationen schien es wohl so, als wäre der Mann einfach nur ein Stalker aus Fleisch und Blut, was mich tatsächlich erleichterte.

Dann öffnete ich das zehnte Foto und schrie laut auf.

Es zeigte meinen dunklen Ankleideraum … mit dem Mann in der Tür.

drei

ICH STARRTE ENTSETZT AUF DEN BILDSCHIRM. Innerlich schalt ich mich. Ich hatte *erwartet,* ihn zu sehen, richtig? Es mir zumindest vorstellen können. Deshalb hatte ich ja die Bilder von meinem Zimmer gemacht.

Doch sich etwas vorzustellen und es bestätigt zu sehen, sind zwei Paar Schuhe. Die Theorie konnte ich auf meinen Schlafmangel schieben, aber das …

Noch immer hatte ich mich nicht vom Rechner abgewandt, um einen Blick auf den Ankleideraum zu werfen. Ich konnte nicht. Obwohl ich mir ziemlich sicher war, dass er nicht wirklich da war, konnte ich den Gedanken nicht abschüttelt, dass *doch.* Und ich wusste: Wenn ich mich umdrehte und ihn sah, würde ich völlig durchdrehen.

Ich hörte Schritte und spürte einen Lufthauch, als eine Hand sich ausstreckte und nach meinem Hals griff …

Ich schrie und stieß mich mit dem Stuhl nach rechts ab. Da war nichts.

Doch jetzt konnte ich den Ankleidraum sehen. Er lag direkt vor mir, die Tür stand einen Spaltbreit offen, genau wie vor zwei Minuten, als ich das Foto gemacht hatte.

Ich musste Gewissheit haben. Das Herz schlug mir bis zum Hals, als ich zu der Tür ging, nach dem Knauf griff und sie mit Schwung aufriss, halb in Erwartung, dass der Mann mir entgegensprang.

Aber natürlich geschah nichts dergleichen. Der Raum war leer.

Was mich zu meiner unmöglichen Schlussfolgerung zurückbrachte: Dieser Mann mit den zusammengebissenen Zähnen war an *keinem* der Orte mit Rayna und mir gewesen … kam jedoch trotzdem auf jedem meiner Bilder vor.

Nur *wie?*

Hastig koppelte ich die Kamera von meinem Computer ab und schaltete den Bildschirm aus. Ich musste schlafen. Dann würde ich das alles vielleicht verstehen. Ich stolperte in mein Bett und machte mir vor, es sei völlig normal, vorher noch jede Lampe anzuschalten. Doch selbst als ich in meinem hell erleuchteten Zimmer lag, die Bettdecke wie

einen schützenden Kokon eng um mich geschlungen, kam ich einfach nicht zur Ruhe. Sobald ich die Augen schloss, sah ich das Gesicht des Mannes vor mir und riss rasch die Augen wieder auf.

Also stellte ich mich auf eine weitere schlaflose Nacht ein, tastete nach der Fernbedienung und suchte im Fernsehen nach irgendetwas Harmlosem.

Food Network, der Kochkanal. Perfekt.

Ich drehte den Ton bis zum Anschlag auf, um meine Gedanken zu übertönen. Dann setzte ich mich im Bett auf, stopfte mir einen Berg Kissen in den Rücken und überließ mich einem tranceartigen Vergessen.

Irgendwann schlief ich doch ein. Zum ersten Mal seit Ewigkeiten hatte ich keine Albträume – eher das Gegenteil.

Ich stand in einer kleinen, illegalen überfüllten Kneipe am Klavier, mein Fransenkleid und mein Schwertlilienamulett strahlten mit mir um die Wette, als ich den unfassbar hohen letzten Ton schmetterte. Als ich geendet hatte, pfiffen und applaudierten alle begeistert und ich genoss es in vollen Zügen.

»Delia Rivers!«, schrie Eddie stolz mit der Zigarre im Mund. Sein Anzug spannte über dem Bauch, als er aufstand und den Arm um meine Schultern legte.

Eddie war der Besitzer der Bar. Ihm gehörte halb Chicago. Und ich natürlich auch. Er war die Art von Mann, mit dem man sich nicht anlegen sollte – nicht, wenn einem das Leben lieb war. Doch sogar als er mir einen feuchten Kuss auf die Wange drückte, konnte ich nicht widerstehen, dem Klavierspieler einen Blick zuzuwerfen. Er beugte sich tief über die Tasten, schielte aber herauf, um meinen Blick aufzufangen, und schenkte mir ein bittersüßes Lächeln, das mich im Innersten berührte.

In diesem Moment platzte Eddies Handlanger Richie herein. »Boss!«, schrie er, doch während er noch sprach, fing er den Blick zwischen mir und dem Klavierspieler auf und sah mich mit hochgezogenen Augenbrauen an. Richie wollte nicht, dass ich in Schwierigkeiten geriet. Er war ein guter Freund und ich hätte auf ihn hören sollen, aber dafür war ich schon zu weit gegangen.

»Was gibt's?«, brüllte Eddie.

»Entschuldige, Boss«, sagte Richie. »Razzia!«

Schleunigst schoben wir uns zum Hinterausgang der Kneipe hinaus. Es bestand keine echte Gefahr für uns – auch die Cops gehörten Eddie. Aber der Deal war, dass wir uns Mühe gaben, jeglichen Ärger zu vermeiden, indem wir uns bei Razzien schnell dünn machten. Nur Eddie und der harte Kern blieben, damit alles wie das ehrbare, alkoholfreie Etablissement aussah, das es eigentlich sein sollte.

Freiheit. Mindestens eine Stunde. Mit meinen hochhackigen Schuhen lief ich durch die Straßen, bis ich sicher war, dass ich allein war, und steuerte dann auf direktem Wege die Gasse hinter dem alten Theater an. Mein Pianospieler war schon da und als ich den Rest des Weges rannte, wurde der Knoten in meinem Magen erst dicker, um sich dann aufzulösen, als ich mich in seine Arme warf und ihn küsste, als hinge mein Leben davon ab.

»Es bringt mich um, dich mit ihm zu sehen, Delia«, sagte er und nahm den Kopf gerade weit genug zurück, um mir voller Gefühl in die Augen zu schauen. »Lass uns zusammen durchbrennen. Wir könnten nach Hollywood gehen. Du wolltest doch immer zum Film.«

Ich wurde rot und sah weg. »Jeder will zum Film.«

»Du bist nicht jeder. Du hast Talent. Aber es ist mehr als das. Die Leute können den Blick nicht von dir abwenden, wenn du auf der Bühne stehst.«

»Ich trete in einer Bar auf, die nicht größer als ein Wandschrank ist. Sie können nirgends anders hinschauen.«

Er hob mein Kinn an, sodass unsere Blicke sich trafen. »Ich wünschte, du könntest dich mit meinen Augen sehen. Du hast keine Ahnung, dass du etwas ganz Besonderes bist. Du kannst alles haben, was du dir erträumst. Wir beide können das.«

Bei seinen Worten bekam ich eine Gänsehaut und eine Sekunde lang glaubte ich ihm. Ich konnte es sogar sehen: wie wir durchbrannten, uns zusammen eine kleine Wohnung suchten, uns mit Auftritten in düstern Spelunken über Wasser hielten, während wir an unserem großen Durchbruch arbeiteten …

Aber das Leben hatte es bisher nicht besonders gut mit mir gemeint. Mir blieb nur dieser eine Weg.

»Ich kann hier nicht weg«, sagte ich. »Eddie bringt mich um, wenn

ich ihn verlasse.«

»Traust du mir nicht zu, dich zu beschützen? Ich würde für dich sterben, Olivia.«

Es war wie ein Schlag und ich zuckte zurück. »Olivia?«

»Delia«, verbesserte er sich schnell. Er streckte die Hand nach mir aus, doch ich schüttelte sie ab.

»Das passiert nicht zum ersten Mal. Wer ist sie? Deine Frau?«

Ein Schatten huschte über sein Gesicht, ehe er antwortete. »Nein, ist sie nicht. Ich habe dir erzählt, was mit ihr geschehen ist … es war nur …« Seine dichten Augenbrauen zogen sich zusammen, als er nach den richtigen Worten suchte. »Es ist lange her. Es tut mir so leid, Delia. Bitte … schau mich doch an.«

Ich wusste, dass ich ihm nicht widerstehen konnte, wenn ich ihn erst ansah, aber ich konnte nicht anders. Sein Blick zog mich in seinen Bann, und was ich dort sah, war Schmerz, … seine Augen logen nicht. Sie sagten die Wahrheit, und diese Wahrheit war unaussprechlich.

»Ich weiß nicht, was sie dir angetan hat.« Ich seufzte und ließ zu, dass er mich wieder in die Arme nahm. »Aber wenn mir dieses Mädchen unterkommt, dann bringe ich sie um.«

Er antwortete nicht, sondern lächelte mich nur mit seinen traurigen Augen an, legte mir dann die Hand an die Wange und sah mich an, als wolle er sich mein Gesicht für immer einprägen. Ein Schauer lief mir über den Rücken, als er sich zu mir beugte und mich küsste.

Ich fuhr hoch, benommen und verwirrt. Aus dem Fernseher schallten mir Anweisungen für Truthahn-Marinade entgegen. Langsam kehrte ich in die Realität zurück: mein Zimmer. Mein Bett. Food Network.

Ich packte die Fernbedienung und schaltete den Fernseher aus. Es war alles nur ein Traum gewesen, doch es hatte sich so echt angefühlt. Und der Typ, der Pianospieler … er war der Mann von meinen Fotos gewesen. Noch immer konnte ich seine Lippen auf meinen spüren, als würde ich tatsächlich wissen, wie sie sich anfühlten. Ein Teil von mir hätte am liebsten die Augen geschlossen und wäre wieder in diesen Traum eingetaucht, doch die Sonne, die durch das Fenster hereinschien, wollte mich nicht mehr einschlafen lassen.

Stattdessen tappte ich zu meinem Computer und schaltete den Bildschirm an. Da war er und starrte mich direkt an. Es war dasselbe

Bild, das mir letzte Nacht so schreckliche Angst eingejagt hatte, aber jetzt fühlte ich nichts dergleichen. Ich vergrößerte das Foto und zoomte auf seine Augen.

»Ich wünschte, du könntest dich mit meinen Augen sehen«, hatte er in meinem Traum gesagt und ich versenkte mich tiefer und tiefer in diese dunklen Teiche, die mich unwiderstehlich anzogen, als könne ich mich wirklich darin erkennen, so wie ich in seiner Vorstellung war …

Bis ich plötzlich losprusten musste. Was war los mit mir? Ich benahm mich plötzlich wie Rayna: Ein schöner Traum und schon gab ich mich einem Hirngespinst hin.

Realitäts-Check: Träume sind eine Methode des menschlichen Gehirns, Dinge zu bewältigen, die wir im Wachzustand nicht in den Griff bekommen. Mit einem Phantom-Stalker war tatsächlich nicht ganz leicht umzugehen, also hatte mein Gehirn, um ihm den Schrecken zu nehmen, aus uns ein Liebespaar in den wilden Zwanziger Jahren gemacht, dessen Liebe unter einem schlechten Stern stand. Und es hatte funktioniert – ich hatte keine Angst mehr vor ihm, was wiederum bedeutete, dass ich die Sache mit den Fotos jetzt mit Logik angehen konnte.

Als Erstes musste ich mir den Gedanken, dass es sich um etwas Übernatürliches handeln könnte, aus dem Kopf schlagen. Das war das Einzige, bei dem ich mehr nach meiner Mutter kam. Dad war zwar Wissenschaftler gewesen, hatte jedoch großes Interesse an Dingen, die »jenseits der Grenzen der menschlichen Vorstellungskraft« lagen. So kam es auch, dass er einige der lächerlichsten und aussichtslosesten Unterfangen der Welt finanziell unterstützt hatte und sich Fantasien hingab über Dinge wie die alles verändernden Möglichkeiten eines real existierenden Jungbrunnens oder heilende Grotten oder unentdeckte uralte Kreaturen, die noch immer existierten und durch die man das Geheimnis eines extrem langen Lebens entschlüsseln könnte.

So kam es auch, dass er sogar für einige interessante archäologische Funde verantwortlich war, aber als die New-Age-Jünger das Internet mit ihrem Gewäsch über ihre kosmische, transzendentale Bedeutung überschwemmten, klinkten Mom und ich uns aus. Wir kannten die Wahrheit: So etwas wie »jenseits der

menschlichen Vorstellungskraft« gab es nicht. Letzten Endes ließ sich alles logisch erklären. Die Bilder auf meiner Kamera mochten auf den ersten Blick völlig unrealistisch erscheinen, doch das lag nur daran, dass ich nicht die richtigen Informationen hatte, um sie zu verstehen … noch nicht. Mein Herz setzte einen Schlag lang aus, als ich von unten etwas klappern und scheppern hörte, doch dann entspannte ich mich wieder. Es war Piri. Sie war wie eine verrückte ungarische Großmutter für mich und versorgte mich gleichermaßen mit mächtigen, traditionellen Nachspeisen (Strudel und Torte) und mächtigem, traditionellem Aberglauben (setz dich immer hin, wenn du ein Baby besuchst, sonst raubst du ihm seine Träume …). Mom und ich haben dabei immer die Augen verdreht, aber Dad hat das alles natürlich gierig aufgesogen, in seinem Büro niedergeschrieben und katalogisiert, zusammen mit all seinen anderen Forschungsprojekten über alte und moderne Mythologie.

Seit seinem Tod versuchte ich, Piri ein bisschen aus dem Weg zu gehen. Es klang absurd, aber sie schien es noch schwerer zu nehmen als wir anderen. Sie senkte den Kopf, wann immer sie etwas von ihm berührte, ständig stiegen ihr Tränen in die Augen und ihre Seufzer hallten durch das Haus. Manchmal machte es mich wütend, wie sehr sie sich in ihrer Trauer suhlte, während der Rest von uns versuchte weiterzumachen, aber meistens ignorierte ich es und sah zu, dass ich eine Beschäftigung hatte und mich von ihr fernhielt.

Dass sie jetzt kam, war der perfekte Anlass, das Haus zu verlassen. Außerdem brauchte ich eine Pause, um den Kopf frei zu bekommen. Und ich hatte Hunger. Ich warf einen Blick auf die Uhr und stellte fest, dass es schon ein gutes Stück nach Mittag war. Kein Wunder, dass ich hungrig war – ich hatte so lang geschlafen wie schon seit einer Ewigkeit nicht mehr.

Ich ging zum Telefon und rief Ben an.

»In einer Stunde bei Dalt's?«, fragte ich.

»Abgemacht«, sagte er. »Bringst du das Spielbrett mit?«

»Kommt drauf an … Brauchst wohl eine Niederlage?«

»Bring es mit.«

»Bis dann.«

Ich legte auf und stellte mich unter die Dusche. Dreißig Minuten

später war ich zur Tür hinaus, das Cribbage-Brett unter dem Arm.

»Tschüs, Piri!«, rief ich. Ich war schon im Auto und fuhr an, als Piri auf der Türschwelle erschien und mir eine kleine Tasse Wasser hinterherschüttete, damit »das Glück wie Wasser zu mir fließen würde«.

Verrückt.

Ich drehte das Radio an und sang laut und falsch mit, als ich über den Highway fuhr, und genoss die Fahrt. Zum letzten Geburtstag hatte Mom angeboten, mir ein neues Auto zu schenken, aber ich wollte meinen heiß geliebten, vom Kampf gezeichneten Ford Bronco, der so schön abgefahren mintgrün war, nicht hergeben, bis er auseinanderfiel. Ich hatte ihn selbst gekauft, von meinen ersten zusammengesparten Honoraren. Jeder funkelnagelneue Leihwagen, den ich auf meinen Reisen fuhr, erinnerte mich nur daran, wie sehr ich an meinem eigenen Auto hing. Wir kannten uns, wir waren ein eingespieltes Team … Warum sollte ich daran etwas ändern?

Schon als ich auf den Parkplatz bog, sah ich Ben im Fenster. Dalt's Diner gab es schon ewig – ein kleines, leicht schmuddeliges Schnellrestaurant mit Vierundzwanzig-Stunden-Service und fettigem Essen und ein beliebter Boxenstopp für Trucker und die Studenten des nahegelegenen Connecticut College, die um drei Uhr früh dringend etwas zu essen brauchten. Ben hatte es entdeckt, weil er im College zusätzlich in Teilzeit arbeitete. Er gab ein paar Vorlesungen pro Semester und wohnte auf dem Campus in den Unterkünften der Fakultät, wodurch er alle Studententreffs kannte.

Dalt's glich einem Zugwaggon: eine lange Reihe von Abteilen an der Fensterfront und dazu ein Tresen mit großem Grill, auf dem sie so ziemlich alles zubereiten, was auf der Speisekarte steht. Ich möchte schwören, dass sie sogar die Spaghetti vor dem Servieren noch kurz auf den Grill hauen. Dalt's war also so ziemlich das beste Restaurant der Welt.

Ich setzte mir Sonnenbrille und Käppi auf, ehe ich aus dem Auto stieg. Collegestudenten stürzten sich mit Vorliebe auf mich und laberten mich mit Themen aus Politik, Medizin oder dem New-Age-Schwachsinn voll. Es war ja schön, dass sie so viel Interesse zeigten, aber ich war nicht meine Eltern und konnte bei den Gesprächen nie mit

dem angemessenen Sachwissen aufwarten, sodass sie immer etwas enttäuscht abzogen.

»Bereit für auf eine Niederlage?«, fragte ich, als ich das Papier und die Karten sah, die schon auf dem Tisch lagen.

»Wahnsinnsspruch«, sagte Ben, der in einem linierten gelben Notizblock blätterte. »Ich sehe gerade, dass du mir vom letzten Mal noch fünfundsiebzig Cent schuldest.«

»Eine vorübergehende Schwäche«, gab ich zu, schob mich ihm gegenüber auf die Bank und legte das Spielbrett auf den Tisch.

Ben ist in einer Familie groß geworden, in der ständig Cribbage gespielt wurde. Als er zu uns kam, kannte ich das Spiel gar nicht, aber es tat mir leid, dass der Computer sein einziger Herausforderer war, also bat ich ihn, es mir beizubringen. Wie man sich denken kann, ist Ben ein hervorragender Lehrer und innerhalb weniger Wochen war ich ein ernst zu nehmender Gegner für ihn. Ich wusste, ich war in den erlesenen Kreis der Cribbage-Meister aufgenommen, als er mir stolz mein eigenes Brett schenkte. Ich freute mich riesig und brachte noch eine Kordel an einem Ende an, damit ich es an einem Haken in meinem Zimmer aufhängen konnte – an einem Ehrenplatz.

Damals begannen wir unsere rituellen Marathonspiele um Geld – pro Spiel ein Vierteldollar. Zweimal im Jahr war Zahltag: an meinem Geburtstag und an seinem. Die höchste Summe, die einer von uns jemals hatte zahlen müssen, war ein Dollar, aber es ging ja auch nicht ums Geld, sondern darum anzugeben. Und um die Tradition: Wir nahmen immer mein Brett und Bens Karten und gelben Notizblock. Es wäre uns nicht im Traum eingefallen, daran irgendetwas zu ändern.

Aber Cribbage musste noch ein bisschen warten. »Was macht Alissa so?«, fragte ich.

»Alissa ist eine sehr begehrte Frau«, sagte Ben und zog ein ledernes Notizbuch aus seiner Leinentasche.

Ich lachte. Alissa war ich.

Das war Raynas Idee gewesen. Schon seit meiner Kindheit wollte ich Fotojournalistin werden und sammelte meine besten Aufnahmen für mein Portfolio, das ich unter meinem Bett versteckte. Nur Rayna war eingeweiht. So würde mich keiner danach fragen und ich müsste es niemandem erzählen, wenn nichts daraus wurde. Ich wartete, bis ich

sechzehn war, dann schickte ich meine Mappe an alle, die ich bewunderte: Magazine, Zeitungen, Online-Journale, TV-Nachrichten-Sender … überallhin. Die darauffolgenden Wochen war ich so nervös, dass ich kaum einen geraden Satz herausbekam. Ich hatte mir über jedes einzelne Bild in der Mappe den Kopf zerbrochen und ich hielt sie für wirklich gut.

Endlich tröpfelten die Rückmeldungen herein … lauter Absagen. Hundert verschiedene Versionen von: *Danke, aber wir sind ein seriöses Magazin, eine seriöse Zeitung etcetera und heuern keine Prominentenkinder an, die nur ihre Eitelkeiten befriedigen wollen.*

Das saß. Ich vergrub die Mappe auf dem Dachboden und schwor, nie wieder einer Menschenseele meine Bilder zu zeigen.

Rayna gab sich nicht so leicht geschlagen. Sie buddelte das Portfolio wieder aus und verschickte es unter dem Pseudonym »Alissa Grande«. Später erzählte sie mir, dass der Name ein Insiderwitz war. Alissa bedeutet Wahrheit, Grande heißt groß – während der Name also gelogen war, war das alles nur, um eine »höhere, größere Wahrheit« zu erlangen: eine ehrliche Meinung, was meine Fähigkeiten anging.

Eine Woche, nachdem sie die Mappen verschickt hatte, bekam ich meinen ersten Auftrag und seitdem geht das am laufenden Band so. Ich werde damit nicht reich, aber ich kann Bilder machen, die wirklich von Bedeutung sind, und sie der Welt zeigen, und das ist wunderbar.

Während ich mit Rayna in Europa war, hatte Ben Alissa Grandes E-Mail, Mailbox und Postfach für mich gecheckt.

»Hab ich irgendwas verpasst?«, fragte ich.

Ben überflog die Angebote. Ich konnte mich glücklich schätzen, dass ich wählerisch sein konnte und nur die Jobs annehmen musste, die mich irgendwie ansprachen und natürlich mit Moms »nichts, was zu gefährlich wäre«-Regel im Einklang standen. Großes Pferderennen in Maryland? Nicht so interessant. Sechzehnjähriger Matador, der es mit sechs Stieren an einem Tag aufnahm? Sehr interessant, aber das Magazin wollte einen Artikel, der völlig unkritisch mit dem Thema Stierkampf umging, und das wiederum wollte ich nicht. Der Erfolg einer ehemals obdachlosen Frau, die ihrem Leben eine komplett neue Wendung gegeben hatte, indem sie mit Kleinstkrediten eine eigene Firma gegründet hatte? Super, ganz großes, lautes Ja!

»Das war's schon.« Ben zuckte die Schultern und sah dann noch mal hinunter auf seine Liste, als hätte er etwas übersehen. »Oh, warte – hier ist noch eine Sache … Lust, zum Karneval nach Rio zu fahren?«

Er versuchte, keine Miene zu verziehen, doch es gelang ihm nicht ganz.

Mir fiel die Kinnlade herunter. »Machst du dich lustig über mich? JA, KLAR!!!«

Es gab eine Million Gründe, warum ich gerne zum Karneval wollte. Nicht nur, dass er eine riesige, viertägige Party ist, die man mit nichts in der Welt vergleichen kann, sondern er ist auch der Traum jedes Fotojournalisten: kunstvolle Kostüme, ausgelassenes Treiben und Massen von Leuten aus allen sozialen Schichten, die auf die Straßen strömten, um miteinander Spaß zu haben.

Außerdem gab es persönliche Gründe, warum es mich nach Brasilien zog. Seit einem Jahr wollte ich den Ort besuchen, an dem mein Vater verschwunden war, um mit den Leuten zu sprechen, mit denen er an seinen letzten Tagen zusammen gewesen war. Mom fand das zwecklos und krank. Sie hatte damals mit jedem im GloboReach-Camp bei Rio, wo Dad zuletzt gesehen wurde, Kontakt aufgenommen. An dem Tag, an dem er vermisst gemeldet worden war, hatte sie mit den Leuten dort telefoniert und war im Anschluss daran gleich selbst hingeflogen. Alle hatten ihr dasselbe gesagt: dass sein Aufenthalt im Camp genauso gewesen war wie immer. Er hatte Patienten behandelt, die anderen Ärzte beraten, Operationen beaufsichtigt und geprüft, wo es noch Verbesserungspotenzial gab. Hatten sich irgendwelche Dramen abgespielt, hatte es Ärger gegeben? Sicher doch, das gehörte in den *Favelas,* den Armenvierteln Rios, zum Alltag. Aber die Gewalt war nicht über das übliche Maß hinausgegangen und nichts davon hatte mit meinem Vater selbst zu tun gehabt.

Ja, er *war* gelegentlich alleine losgezogen und hatte niemandem gesagt, wohin er ging. Aber auch das war nichts Ungewöhnliches. Er hatte sich schon immer sehr für das Leben seiner Patienten interessiert und besuchte sie öfter auch nach ihrer Entlassung, wenn er im GloboReach-Camp war. Manchmal nahm er sich einzelne Schicksale so zu Herzen, dass er sich sogar in Ein-Mann-Missionen persönlich dafür einsetzte, bestimmten Familien oder Dörfern ein bisschen mehr

Unterstützung zukommen zu lassen. Deshalb machte sich auch keiner Gedanken darüber, dass er alleine unterwegs war und sich nicht meldete – bis mehrere Tage vergangen waren. Zu diesem Zeitpunkt war es unmöglich, seiner Spur noch zu folgen, und nicht mal alles Geld der Westons oder einflussreiche Sondergesandte der Regierung konnten das ändern.

Vier Monate nach seinem Verschwinden wurde er offiziell für tot erklärt. In dieser Zeit schlug Moms grimmige Gewissheit, dass ihr Geld und ihre Beziehungen uns Dad schon irgendwie zurückbringen würden, zuerst in die Hoffnung um, dass wir auf diese Weise wenigstens Antworten bekommen würden, bis schließlich nichts als bittere Verzweiflung blieb. Sie stand das alles nur durch, indem sie die Tür dahinter zumachte. Sie hatte Angst, wenn ich sie wieder öffnete, würde ich in dasselbe dunkle Loch stürzen.

Sie merkte nicht, dass ich genau dort schon die ganze Zeit war. Das Einzige, was mir vielleicht heraushelfen konnte, war, auf eigene Faust ein paar Antworten zu suchen – auch wenn sie keine neuen Erkenntnisse brachten. Oder das letzte Fünkchen Hoffnung begruben, dass mein Vater möglicherweise doch noch am Leben war.

»Meinst du, sie stimmt dem Auftrag zu?«, fragte Ben, als ich mein Handy herausholte und eine Nummer tippte. Da ich erst in ein paar Monaten achtzehn wurde, benötigte ich jedes Mal ein notariell beglaubigtes Erlaubnisschreiben meiner Mutter, wenn ich außer Landes reiste. Nicht jeder Flughafen wollte es sehen, aber viele schon und es war ein formales Erfordernis. Wenn ich beim brasilianischen Zoll danach gefragt wurde und es nicht vorweisen konnte, würde man mich am Flughafen festhalten und direkt in den nächsten Flieger nach Hause setzen.

Mom meldete sich nicht. Ich hinterließ ihr eine Nachricht mit allen relevanten Informationen und bat sie um Rückruf.

»Du weißt, dass ihr das nicht passen wird«, sagte Ben.

»Ja. Aber es ist ja wegen meiner Arbeit. Ich denke, sie wird nachgeben.« Ich wies mit dem Kopf auf die Spielkarten. »Willst du geben oder willst du deine Schmach lieber noch ein wenig hinauszögern?«

»Dafür, dass du dir gleich den nächsten Rüffel einfängst, reißt du

die Klappe ganz schön weit auf.«

»Uuuuuu, da wird wohl jemand übermütig?«

Ben grinste nur und teilte die Karten aus. Als wir Dalt's viele Stunden später verließen, waren unsere Cribbage-Konten ausgeglichen.

Auf der Heimfahrt klingelte mein Handy.

»Shalom«, trällerte ich meiner Mom entgegen. »Ist es in Israel jetzt nicht mitten in der Nacht?«

»Ich halte das für keine gute Idee, Clea.«

Im Hintergrund konnte ich lautes Lachen und Stimmen hören und wusste, dass sie auf einer Dinnerparty war – die Art von Einladung, die locker und zwanglos daherkam, auf der aber viele der größten politischen Erfolge erzielt wurden. Sie wollte gleich auf den Punkt kommen und hatte nicht lange Zeit zum Telefonieren.

»Es ist ein ganz seriöser Auftrag«, erwiderte ich.

»Der, für den du angefragt wurdest, oder das, was du eigentlich vorhast?«

»Ich werde mich ganz auf meinen Job konzentrieren.«

Gelächter brandete von den anderen Gästen auf. Mom lachte mit.

»Wir reden später«, sagte sie. »Hab dich lieb.«

Sie beendete das Gespräch und ich lächelte. Sie hatte nicht Nein gesagt. Ich drehte mein Radio lauter und machte noch einen kurzen Zwischenstopp bei Rayna, wo wir Popkorn futterten und uns mithilfe des digitalen Videorekorders wieder auf den neuesten Stand der Serien brachten, die wir verpasst hatten. Es war spät, als ich das Cribbagebrett zurück an seinen Platz hängte und ins Bett kroch, in der Hoffnung, ich könnte dieses eine Mal schnell einschlafen.

Ich hatte recht. Ich schlief ein. Aber dann kamen die Träume.

Das Zimmer war in verschiedenen Rottönen gehalten, die zu dem Morgenrock passten, den ich trug. Ich saß vor einem Spiegel und cremte mir das Gesicht ein, um das dicke Bühnen-Make-up abzubekommen.

Es klopfte an der Tür. Dreimal schnell, zweimal langsam. Unser Zeichen. Hastig wischte ich mir die restliche Creme aus dem Gesicht. Die Perücke hängte ich über meine Tischlampe, achtete jedoch darauf, kein Geräusch zu machen. Ich wollte nicht, dass er eintrat, ehe ich bereit war. Dann richtete ich kurz mein Haar und rief: »Herein.«

Ich wandte mich nicht zu ihm um, doch unsere Augen trafen sich im Spiegel. Wir waren jetzt seit einem Jahr ein Paar, doch bei seinem Anblick wurde ich noch immer nervös. Er war der schönste Mann, den ich je gesehen hatte. Nicht, dass er perfekt war. Seine Nase hatte einen kleinen Höcker, als hätte er einmal einen Nasenbeinbruch gehabt, der nicht richtig verheilt war. Und obwohl er noch sehr jung war, umkränzte seine Augen ein feines Zickzackgespinst. Das verlieh ihm etwas Besonderes; er sah aus wie ein Mann, der mit dem Leben gerungen und gesiegt hatte.

»Warum hast du so lang gebraucht?«, fragte er, als er seinen Zylinder abnahm und sich unter der Tür hindurch duckte. »Ich habe mir schon Sorgen gemacht.«

Ich drehte mich auf meinem Stuhl um, eine schnippische Antwort auf den Lippen, doch er lächelte. Ich entspannte mich und lachte. Er zog mich nur auf. Ich sagte ihm immer, dass er sich viel zu viele Sorgen um mich machte und ich das auf den Tod nicht ausstehen konnte, und nun machte er sich lustig über mich. »Du bist schlimm«, sagte ich.

»Und du«, antwortete er und hielt mir einen riesigen Strauß roter Schwertlilien hin, »warst sehr, sehr gut.«

»Hat es dir wirklich gefallen?«

»Hamlet hatte nie eine bessere Ophelia.«

»In über zweihundert Jahren?«, fragte ich. »Ich bin mir nicht sicher, ob du das wirklich beurteilen kannst.«

Sein Mund verzog sich zu einem schiefen Grinsen. »Also, ich bin mir ziemlich sicher, dass ich das kann.«

Ich verdrehte die Augen und lächelte mit geschlossenen Lippen, wie fast immer, wenn ich nicht auf der Bühne war.

Damit ließ er mich nicht davonkommen. »Du weißt, dass ich dein Lächeln wunderschön finde, Anneline.«

Ich wurde rot. Er wusste, dass ich die kleine Lücke zwischen meinen Schneidezähnen hasste. Auf der Bühne konnte ich sie vergessen, doch im echten Leben störte mich dieser Makel.

»Glaubst du ehrlich, dass die Leute enttäuscht von dir wären, wenn du mal nicht perfekt bist?«, fragte er sanft.

Ich blinzelte die Tränen weg, die mir plötzlich in die Augen stiegen. Er erkannte immer den tieferen Sinn hinter allem, was ich tat, sogar wenn

es etwas so Furchterregendes oder Persönliches war, dass ich es nie jemandem gegenüber geäußert, ja nicht einmal vor mir selbst zugegeben hätte.

»Abgesehen davon, bist du perfekt«, fuhr er fort. »Jeder noch so winzige Makel macht dich erst perfekt. Macht dich zu dir. Das lieben die Leute. Und ich auch.«

Ich musste schlucken, um die Tränen zurückzuhalten, doch es waren Tränen der Dankbarkeit. So war es vom ersten Tag an zwischen uns – als könne er mir direkt ins Herz blicken. Würde alles sehen, was mich je verletzt hatte, die alten Wunden untersuchen, dann die Infektion herausschneiden und mit seiner Liebe lindern, bis alles verheilte.

Das Gefühl war zu gut, um wahr zu sein. Ich lächelte – ein echtes Lächeln – und wechselte schnell das Thema, indem ich mit dem Kopf zu dem Strauß Schwertlilien in seiner Hand und dann auf die Vase voller langstieliger Rosen auf meiner Frisierkommode wies. »Rosen *und* Schwertlilien? Du bist heute aber verschwenderisch.«

Er schüttelte den Kopf. »Die Rosen sind nicht von mir.

»Nicht? Auf der Karte stand: ›Von deinem größten Fan.‹ Sie wurden vor dem Auftritt angeliefert. Sie sind *nicht* von dir?«

»Ich weiß, dass du Schwertlilien bevorzugst.« Er hielt den Strauß hoch. »Darf ich?«

»Natürlich.«

Er nahm die Rosen aus der Vase, damit er die Schwertlilien hineinstellen konnte, zuckte jedoch zusammen und ließ die Blumen fallen.

»Alles in Ordnung?«, fragte ich.

»Dornen«, sagte er und verzog das Gesicht, als mehrere Blutstropfen auf seiner Hand erschienen und schnell größer wurden. Er ballte eine Faust gegen den Schmerz.

»Ich hole dir ein Tuch.«

»Nicht nötig, es geht schon.«

»Märtyrer.« Ich nahm ein Tuch aus einer Schublade und seine geballte Hand in meine. »Mach sie auf.«

»Anneline, es geht mir gut.«

»Mach auf.«

Er tat es … und seine Hand war unversehrt.

»Wie … was ist geschehen?«, fragte ich.

»Es hat aufgehört zu bluten.«

Ich fuhr mit dem Daumen über seine offene Handfläche und seine Finger. »Da ist gar nichts. Nicht mal ein Kratzer.«

»Das war ja auch gar nichts.«

»Dir ist das Blut über die ganze Hand gelaufen«, beharrte ich. Ich drückte kräftig auf seine Handfläche. Kein einziger roter Tupfen …. Nichts.

»Au!« Er lachte. »*Versuchst* du, mich zum Bluten zu bringen?« Er schloss seine Hand um meine, mit der anderen hob er mein Kinn an, bis sich unsere Blicke trafen. »Es geht mir gut«, versicherte er mir. »Besser als gut. Zumindest könnte es so sein …«

Während er noch immer meine Hand hielt, kniete er sich nieder und zog eine kleine Schachtel aus seiner Tasche.

Nein. Das konnte nicht sein.

Er öffnete die Schachtel und es kam ein wunderschöner, schmaler Ring mit einem Diamanten zum Vorschein. Er blickte zu mir auf und ich sah die endlose Liebe in seinen Augen. »Willst du meine Frau werden, Anneline?«

In dieser Sekunde breitete sich unser ganzes Leben vor mir aus, ein Strudel von Bildern, die so schnell vorüberzogen, dass ich kein einziges festhalten konnte. Doch das Gefühl, das sie in mir auslösten, brach in einer Woge der Glückseligkeit über mich herein und ließ mich weinen.

»Anneline?« Seine Augen weiteten sich vor Sorge.

»Ja! Ja, ich will dich heiraten!«

Er sagte nichts, doch er strahlte, stand auf und schloss mich ganz fest in die Arme. Ich jauchzte und lachte und weinte und alles um mich herum versank in einem Strudel des Glücks …

Ich fuhr im Bett hoch. Atemlos, schwindelig. Ich drehte den Kopf zum Computer, auf irrationale Weise sicher, dass der Mann dort wäre und jeden Moment aus dem dunklen Bildschirm treten würde.

Natürlich war es nicht so, aber ich musste ihn sehen. Ich wälzte mich aus dem Bett, war jedoch noch zu taumelig, um mich auf den Beinen zu halten, und stürzte zu Boden. Sekunden später klopfte es an meiner Tür.

»Ist was passiert?«, fragte Piri.

»Nein, alles okay«, rief ich. »Hab nur schlecht geträumt.«

Die Tür flog auf.

»Schlecht geträumt?«, rief Piri alarmiert. »Jemand läuft über dein Grab. Zieh heute deine Sachen falsch herum an, dann wendet sich dein Schicksal.«

Sie starrte mich an und wartete darauf, dass ich ihrem abstrusen Aberglauben den angemessenen Respekt zollte.

»Klar, mache ich, Piri. Danke.«

Piri nickte und ging wieder. Bevor die Tür ganz zufiel, sah ich Piris Blick in Richtung Dads Büro und wie sie sich bekreuzigte. Ich verdrehte die Augen.

Dann rappelte ich mich auf und betrachtete nachdenklich meinen Rechner. Gerade eben hatte ich ihn noch dringend hochfahren wollen, aber auf einmal war ich mir nicht mehr sicher. Ich versuchte, mir dasselbe zu sagen wie schon zuvor: dass lebhafte Träume über den Mann eine Methode meines Gehirns waren, ihm den Schrecken zu nehmen und besser damit klarzukommen. Ich überlegte sogar, was Rayna sagen würde. Der Mann war geheimnisvoll und gut aussehend – und es wäre seltsam, wenn ich ihn *nicht* in meine Träume einbauen würde. Sie würde sagen, dass das alles harmlos sei und ich meiner Fantasie für eine romantische Nacht danken sollte.

Das Problem war nur, dass diese Träume mir nicht wie pure Einbildung vorkamen. Sie fühlten sich so real an, hafteten wie Nektar an mir und hinterließen bei mir ein seltsames Gefühl der Verwirrung und des Kontrollverlusts. Ich mochte das nicht und ich hatte das Gefühl, je mehr Zeit ich mit den Fotos verbrachte, desto realer wurden meine Träume. Es wäre schlauer, die Aufnahmen eine Weile nicht mehr anzusehen, vielleicht bis ich aus Rio zurück war. Dann, so glaubte ich, wäre genug Zeit vergangen und sie würden nicht mehr eine derartige Sogwirkung auf mich ausüben.

Der Plan klang gut … aber die Träume gingen weiter. Sobald ich meine Augen schloss, schlug ich ein anderes Kapitel der Liebesgeschichte zwischen mir und diesem Mann auf. Nur, dass ich nie wirklich *ich* war. Ich war Delia, Anneline, Catherine oder Olivia – immer eine dieser vier

Frauen, die alle an verschiedenen Orten lebten. Und die Visionen fühlten sich immer weniger wie Träume an, sondern vielmehr, als würde ich Zeitreisen in frühere Leben unternehmen.

Am Anfang hasste ich es. Egal, wie glücklich ich in den Träumen auch war – beim Aufwachen hatte ich das Gefühl, mein Gehirn wäre von dem Typ auf den Fotos entführt worden. Ich versuchte, dagegen anzukämpfen, und schaltete vor dem Zubettgehen extra die übelsten Horrorstreifen oder die schlimmsten Dramen ein, in der Hoffnung, sie würden mich im Schlaf nicht loslassen. Ich lud mir aus dem Internet Visualisierungsübungen herunter, mit deren Hilfe man angeblich seine eigenen Träume gestalten konnte. Ich rannte abends dreizehn Kilometer auf dem Laufband, bis ich sicher war, dermaßen todmüde ins Bett zu fallen, dass ich nicht einmal mehr die Kraft zum Träumen hatte.

Es half nichts. Jede Nacht reiste ich wieder in die Vergangenheit. Im Italien der Renaissance war ich Olivia und versuchte, meine Aquarelltechnik zu perfektionieren, indem ich den Mann, den ich liebte, und seinen besten Freund Giovanni malte. Sie waren schreckliche Modelle und konnten nicht länger als ein, zwei Minuten stillhalten, ohne sich kaputtzulachen. In anderen Nächten lebte ich ein Jahrhundert später als Catherine in England auf dem Lande, wo ich ohne Sattel über Felder und Wiesen galoppierte, während der Mann von den Fotos sein Pferd antrieb, um mit mir mitzuhalten. Wieder in anderen Nächten nahm Anneline mich mit auf Frankreichs beste Bühnen des neunzehnten Jahrhunderts oder Delia versetzte mich ins Chicago der Prohibitionszeit.

Es ging mir so auf die Nerven, dass ich kurz davor war, meine Therapeutin anzurufen, um ihr davon zu erzählen, doch irgendetwas hielt mich davon ab. Ich hasste es, wie hilflos ich diesen Träumen ausgeliefert war, andererseits hatte ich das merkwürdige Gefühl, sie behüten zu müssen. Sie gehörten mir. Dieser Mann gehörte mir. Beides wollte ich mit niemandem teilen. Warum, verstand ich selbst nicht, aber so war es eben.

Nach einer Woche geschah etwas noch Seltsameres: Es störte mich nicht mehr, dass ich die Träume nicht kontrollieren konnte, sondern ich begann mich auf sie zu freuen. Das ging nicht von einem Tag auf den anderen, aber je mehr Zeit ich in meinen Träumen mit dem Mann

verbrachte, desto mehr fühlte ich mich zu ihm hingezogen und desto weniger legte ich Wert darauf, alles im Griff zu haben.

Er hatte so eine ganz besondere Art an sich. Wie sehr ich mich auch vor ihm versteckte, er sah mir immer direkt ins Herz und konnte in mir lesen wie in einem Buch. Und während er ja eigentlich vier anderen Frauen den Hof machte, so waren diese anderen Frauen, solange ich schlief, doch immer *ich.* Sie sahen aus wie ich (mit Ausnahme der kleinen Lücke zwischen den Zähnen, wenn ich Anneline war), sie klangen wie ich und sie hatten dieselben tiefsitzenden, unausgesprochenen Ängste.

Diese Ängste störten den Mann nicht im Geringsten. Im Gegenteil – er liebte mich dafür, wie auch für die seltsamen Schutzmechanismen, die ich entwickelt hatte, um sie zu kaschieren. Es war, als wäre er für mich gemacht. Er gab mir das Gefühl, ganz und gar geliebt und angenommen zu werden, wie ich es im echten Leben mit einem Mann noch nie erlebt hatte. Er trug sogar mein Zeichen – zumindest sah ich es so: Auf seiner Brust befand sich eine kleine Tätowierung … eine Tätowierung in Form einer Schwertlilie.

Irgendwann war es mir egal, dass die Träume nur meiner Fantasie entsprangen – sie waren einfach unwiderstehlich. Ich ließ mir Ausreden einfallen, um früher und früher ins Bett zu gehen, und machte sogar einen Mittagsschlaf, wenn ich es nicht mehr ohne ihn aushielt. Das Aufwachen brach mir jedes Mal das Herz. Immer, wenn ich mich im Bett aufsetzte und feststellte, dass ich allein war, kam es mir vor, als hätte man mir einen Teil meiner selbst weggenommen. Ich hielt mich an den Traumfetzen fest, so lange es ging, doch sie verblassten viel zu schnell und ließen mich traurig und leer zurück – und mit dem Verlangen nach mehr. An ihn zu denken, war nicht dasselbe – es fühlte sich nicht so greifbar und echt an. Aber da das alles war, was ich hatte, um die Lücke zwischen den Träumen zu schließen, tat ich auch das ununterbrochen.

»Schluss damit«, sagte Rayna und schloss meinen Laptop. Es war eine Woche vor der Reise nach Rio und wir saßen zusammen in der Küche an der Kochinsel und brüteten über Hausarbeiten.

»Rayna«, beschwerte ich mich, »die ganze Arbeit hätte futsch sein können!«

»Also bitte. Du hast in der letzten Stunde kein einziges Wort getippt. Dies ist eine Ein-Personen-Intervention: Wer ist er und warum hast du mir nichts von ihm erzählt?«

Ich spürte, wie mir die Röte ins Gesicht stieg. »Wer ist wer?«

»Ist das dein Ernst? Willst du mich veräppeln? Clea, es ist offensichtlich. Du bist wie im Delirium. Du bist eine Million Meilen weit weg, seit wir zurück sind aus –« Sie riss die Augen auf und packte mich am Arm. »OH! MEIN! GOTT! Es ist Ben, oder? Ich habe euch wirklich gestört an dem Abend, als wir aus Paris zurückgekommen sind. Es ist Ben und du hast mir nichts erzählt, weil du nicht wolltest, dass ich sage: ›Ich habe es doch gleich gesagt.‹ Du *Schisser!*« Sie schleuderte mir die Beschimpfung mit einem so breiten, freudigen Strahlen ins Gesicht, dass es mir fast schon leidtat, ihr die Wahrheit zu sagen.

»Nein, Rayna. Ben ist es nicht. Da ist niemand.«

»Lügnerin.«

»Also gut, es ist keine reale Person.« Ich schnitt eine Grimasse.

Sie sah mich noch immer skeptisch an. Aus dieser Nummer würde ich nicht rauskommen, ohne ihr etwas zu erzählen. Und so sehr ich die Geschichte um diesen Mann auch für mich behalten wollte, sprudelte ich innerlich fast über und ein Teil von mir wollte dringend meiner besten Freundin alles anvertrauen. Allerdings war ich mir nicht sicher, wie ich ihr am besten etwas über jemanden anvertrauen sollte, der nur in meinen Träumen existierte.

Ich holte tief Luft. Augen zu und durch! Ich erzählte ihr alles über meine Träume, behielt jedoch für mich, wo ich ihn zum ersten Mal gesehen hatte. Ich sagte nur, dass er irgendein Typ war, der mir mal auf einem Foto ins Auge gefallen war.

Es tat gut, über ihn zu reden. Es brach regelrecht aus mir heraus. Als ich geendet hatte, sah Rayna mich nur stumm an.

»Du weißt, was ich jetzt sagen werde, oder?«, fragte sie.

»Ich brauche einen Freund.«

»Du brauchst wirklich einen Freund.«

»Ich brauche keinen Freund.«

Rayna hob die Augenbrauen.

»Ich *brauche* keinen Freund«, stellte ich klar. »Ich sage nicht, dass ich im Prinzip keinen will, aber ich will keinen, nur damit ich einen habe.

Es muss der Richtige sein.«

»Und der Fantasie-Typ aus deinen Träumen ist der Richtige?«

Ja! Genau!, wollte ich schreien … aber das hätte verrückt geklungen. Dennoch fühlte es sich hundertprozentig so an. Der Mann aus meinen Träumen *war* der Richtige für mich. Er bewies es mir jede Nacht.

Klar machte er das. Egal, wie real mir die Träume auch erschienen, es waren Träume. Was wiederum bedeutete, dass der Mann mein Fantasieprodukt war. Natürlich kannte er mich besser als jeder andere! Warum sollte ich ihn nicht perfekt für mich machen? Das Schwertlilien-Tattoo war ein besonders nettes Detail, das ihn mit meinem Vater verband und zeigte, wie schrecklich ich Dad vermisste. Freud hätte seine wahre Freude an mir gehabt.

Doch wie offensichtlich das alles auch war – es änderte nichts an meinen Gefühlen. Ich hielt den Mund und ließ Rayna in dem Glauben, sie hätte die Diskussion gewonnen. Ich sagte ihr sogar, dass sie ein Date für mich arrangieren durfte, wenn ich aus Rio zurückkam, obwohl ich wusste, dass es niemand mit dem Mann, den ich mir selbst erschaffen hatte, aufnehmen konnte.

Drei Tage später war es Ben, der mich in die Enge trieb. Wir waren bei Dalt's und ich schob mir gerade das letzte Stück Blaubeermuffin in den Mund – frisch vom Grill natürlich –, während wir Cribbage spielten und ich vor mich hinträumte.

»Sag mal, wenn die Körperfresser kommen und einem den Körper rauben, tut das weh oder kriegt man davon kaum was mit?«

»Hä?«, fragte ich.

»Ich habe dich jetzt dreimal hintereinander vernichtend geschlagen. Was ist mit dir los?«

Er hob eine Augenbraue. Jetzt war er in seinem Ermittlermodus und es gab kein Entrinnen. Ich stellte mir vor, wie ich ihm alles erzählte wie Rayna, und bekam fast keine Luft mehr. Lieber würde ich sterben, als Ben von meinen Fantasien zu erzählen. Er würde es mir ewig unter die Nase reiben.

Trotzdem musste ich irgendetwas antworten und er kannte mich zu gut, als dass ich ihm den letzten Quatsch auftischen konnte.

Ich dachte an die Bilder. Ich könnte ihm von den Fotos erzählen und

die Träume unter den Tisch fallen lassen. Ben war wie Dad – er sog alles in sich auf, das nach etwas Unerklärlichem roch. Das Bild von dem Mann, der am Prager Veitsdom mitten in der Luft schwebte, würde er lieben.

»Vielleicht hältst du mich für verrückt …«, fing ich an.

»Das tue ich sowieso …«

Ich holte tief Luft und begann zu erzählen. Ich berichtete ihm von den Bildern, auch denjenigen, bei denen es ausgeschlossen war, dass sich der Mann wirklich auf den Aufnahmen befand, als ich sie gemacht hatte. Als ich geendet hatte, hatten sich Falten in Bens Stirn eingegraben und die leichte Besorgnis in seinen Augen hatte sich zu Angst ausgewachsen.

Er dachte wirklich, ich spinne. Ich hätte ihn nicht einweihen sollen. »Hör auf, mich so anzuschauen. Ich weiß, dass es eine logische Erklärung gibt«, versicherte ich ihm. »Mir ist nur noch nicht klar, wie die aussehen soll, aber –«

»Du musst mir die Bilder zeigen.« Ben klang ernst.

»Ähm … okay«, sagte ich, obwohl ich mir plötzlich nicht mehr sicher war, dass ich sie mit jemandem teilen wollte. »Ich hatte mir vorgenommen, dass ich die Datei erst nach Rio wieder aufmache und versuche …«

»Nein, Clea«, sagte er. »Ich muss sie jetzt sehen.«

vier

ZWANZIG MINUTEN SPÄTER stützte Ben sich in meinem Zimmer schwer auf meinen Schreibtisch und zwirbelte mit einer Hand seine Stirnlocke, während er auf meinen Computerbildschirm starrte. Ich klickte alle Bilder durch – zuerst so, wie ich sie ursprünglich aufgenommen hatte, dann die vergrößerten Ausschnitte, die meinen »Traum-Mann« zeigten. Ihn jetzt wieder auf den Fotos zu sehen, brachte mich mehr durcheinander, als ich gedacht hatte. Mein Herz begann so heftig zu pochen, dass es mir in den Ohren dröhnte, und ich hatte Angst, dass Ben es hören könnte.

Aus dem Augenwinkel warf ich ihm einen prüfenden Blick zu, aber er beachtete mich nicht. Seine Augen waren starr auf den Monitor gerichtet.

»Darf ich?«, fragte er angespannt, während seine Hand bereits über der Maus schwebte. Ich ließ nie jemand anders an meinen Rechner und Ben wusste das, aber ich brauchte gerade meine ganze Energie dafür, mich zusammenzureißen. Ich nickte und er nahm die Maus, klickte die Fotos durch und zoomte noch näher auf das Profil des Mannes, seine Augen, seine Lippen …

Ich zitterte. Das musste aufhören. So kannte ich mich gar nicht und ich hatte keine gute Erklärung für Ben parat, falls er mich nach dem Grund fragen sollte.

»Clea«, sagte er.

Ich zog den Kopf ein und machte mich bereit für das peinlichste Gespräch meines Lebens, doch Ben sah erschöpft aus, als hätten ihm die letzten zehn Minuten seine komplette Energie entzogen. Er nahm die Hand aus seinen Haaren und sah mich dann entschuldigend an. »Ich muss dir unten etwas zeigen.«

»Wie bitte?« Ich konnte mir nicht vorstellen, was er mir in meinem eigenen Haus zeigen wollte, folgte ihm aber trotzdem die zwei Treppen hinunter. Er schlug den Weg zum Studio meines Vaters ein.

»Ben …«, warnte ich ihn.

»Ich weiß. Aber wir müssen da rein.«

Ich kämpfte gegen den Drang an zu heulen und ihn wegzuzerren, als

er die Tür öffnete. Das Studio war Dads Allerheiligstes gewesen. So lange ich denken kann, galt die Regel: entweder ging man mit Dad hinein oder man musste anklopfen und warten, dass er »Herein« rief. Ins Studio durfte man nur, wenn man dazu aufgefordert wurde, was bedeutete, dass die Tür im letzten Jahr geschlossen geblieben war. Es jetzt ohne ihn zu betreten, fühlte sich wie eine Entweihung an.

»Er würde wollen, dass du es siehst, Clea«, sagte Ben. »Glaub mir.«

Zum ersten Mal flackerte in mir so etwas wie Wut auf Ben. Grant Raymond war *mein* Vater. Warum sollte Ben besser als ich wissen, was er wollen würde? Mir lag schon eine entsprechend bissige Bemerkung auf den Lippen, doch Bens leichenblasses Gesicht ließ mich verstummen. Irgendetwas stimmte nicht und aus irgendeinem Grund musste er mir das hier erklären. Ich trat ein.

Wie das Büro meines Vaters war auch das Studio überflutet von losen Zetteln, Büchern und jeder Menge geheimnisvoller Dinge. Während das Büro jedoch im Arbeitschaos versank, konnte sich das Studio eines noch wilderen Durcheinanders von Dads Hobbys rühmen. Die Digitalfotografie war darunter natürlich die Königsdisziplin und nicht weniger als drei große Computermonitore ragten wie Felsplatten zwischen Stapeln von Fotopapier, speziellen Tintenkartuschen und einem USB-Kabelgewirr auf. Überall lagen Dads heiß geliebte und abgewetzte dicke Wälzer über Mythologie und Geschichte.

Als ich auf einem hohen Bücherstapel eine Biografie von William Shakespeare entdeckte, merkte ich, wie sich mein Herz zusammenkrampfte. Ich vermisste Dad so sehr. Und die Vorstellung, dass auch nur die kleinste Erinnerung an ihn mit der Zeit verblassen könnte, war furchtbar. Dennoch hatte ich fast gänzlich vergessen, wie sehr er sich ungefähr ein halbes Jahr vor seinem Verschwinden für Shakespeare begeistert hatte. Mom hatte sich darüber gewundert. Seit Jahren hatte sie versuchte, meinen Vater zu überreden, mit ihr ins Theater zu gehen. Und dann verschlang er plötzlich alles, was auch nur im Entferntesten mit dem Dichter zu tun hatte: Theaterstücke, Sonette und ganze Bände mit Kommentaren über sein Werk. Aber so war er. Wenn er ein neues Thema für sich entdeckt hatte, stürzte er sich Hals über Kopf hinein.

Ben öffnete den Schrank, in dem Dad all seine Fotoapparate

aufbewahrt hatte, von der neuesten Digitalkamera über Sammlerstücke, die er auf eBay ersteigert hatte, bis hin zu Polaroid OneSteps, die schon lange nicht mehr funktionierten, von denen er sich aber einfach nicht trennen konnte. Ich zuckte zusammen, als Ben sie zur Seite schob und sie gegeneinanderstießen.

»Sei vorsichtig«, sagte ich.

»Sorry, ich hab's gleich.«

Er räumte noch ein paar weitere Apparate aus dem Weg, dann stellte er sich auf die Zehenspitzen und beugte sich vor, um auf eine Stelle an der Rückwand zu drücken. Was tat er da?

»Da«, sagte er.

»Was? Wovon sprichst du?«

Er antwortete nicht, sondern packte einen Tritthocker und trug ihn zur anderen Seite des Zimmers, wo die Wand über und über mit gerahmten Fotos bedeckt war. Viele der Bilder hatte Dad selbst aufgenommen, zum Beispiel das Acht-mal-zehn-Foto meines runden, lächelnden Gesichts, als ich drei Monate alt war. Andere Bilder hatte ich gemacht, wie das Mädchen mit der Beinprothese, das bei seinem ersten Querfeldeinlauf das Zielband durchriss.

Doch als Ben auf den Tritthocker stieg, fiel mir auf, dass einer der Rahmen zur Seite geschoben war und ein wenig von seinem Platz an der Wand abstand. Das Bild zeigte zwei alte, blinde Phiolen, die halb im Dreck vergraben waren – diese beiden hatten meinen Vater zum Rockstar unter all den New-Age-Jüngern gemacht. Ganze Websites und Fanforen waren diesen Gläschen gewidmet: *den uralten Phiolen des Elixirs des Lebens.*

Mein Vater hatte die Grabung nach den Phiolen in Auftrag gegeben und finanziert und war persönlich nach Italien geflogen, um die Arbeiten zu beaufsichtigen. Als sie schließlich freigelegt wurden, hatten sogar die Massenmedien von dem archäologisch äußerst bedeutsamen Fund berichtet. Nicht jedoch, ohne prompt hinzuzufügen, dass die Gefäße, auch wenn sie in der Tat uralt waren und genau der angeblichen Beschreibung entsprachen, leer waren. Kein Lebenselixir. Dad machte das nichts aus. Er war begeistert von der Entdeckung und musste Hunderte von Bildern davon gemacht haben, bevor er sie dem Museo Nazionale Romano übergab.

Aber eines dieser Bilder hatte offensichtlich den Zugang zu einem Geheimfach verborgen, das Ben kannte, während ich nicht einmal etwas von seiner Existenz geahnt hatte. Ben zog das kleine Türchen ganz auf und nahm eine Mappe heraus, die aus allen Nähten platzte. Er kam zu mir an den langen Tisch, an dem Dad immer gearbeitet hatte, schob ein paar Dinge beiseite, um Platz zu schaffen, und knallte die Mappe darauf.

Fotos. Die Mappe war mit Bildern vollgestopft.

»Was hat dir dein Dad eigentlich gesagt, warum er mich eingestellt hat?«, fragte er.

»Wegen deines umfassenden Wissens«, erwiderte ich.

»Mein Wissen«, sinnierte er. »Aus diesem Grund hat mich deine Mutter eingestellt. Dein Vater hat sich nicht für mein Wissen interessiert. Er stellte mich dessentwegen ein, was ich *nicht* weiß … aber woran ich trotzdem glaube.«

»Ich verstehe nicht, was du meinst. Was soll das heißen?«

Ben seufzte und griff sich wieder mit der Hand in die Haare, als wolle er sich die richtigen Antworten aus dem Kopf ziehen. »Es gibt Dinge, die das menschliche Vorstellungsvermögen übersteigen«, sagte er und ich wusste nicht, ob er meinen Vater extra zitierte oder es unbeabsichtigt tat. »Dinge, die wir so akzeptieren müssen, weil wir sie einfach nicht erklären können. Daran hat dein Vater geglaubt und es war ihm wichtig, dass auch ich das so sehe.«

Ich wusste, dass Dad und Ben sich beide für paranormale Phänomene begeisterten. Das war nichts Neues – sie konnten sich die halbe Nacht die Köpfe darüber heiß reden und ich hatte dann immer die Augen verdreht. Doch jetzt sagte Ben, Dad hätte gerade Bens Glauben daran als Voraussetzung für den Job bei uns betrachtet. Das kam mir merkwürdig vor. »Warum?«, wollte ich wissen.

»Damit ich dich beschützen kann«, antwortete er. Er machte die Mappe auf. »Erkennst du das wieder?«, fragte er und wies mit dem Kopf auf das oberste Foto.

»Natürlich.« Es war der Tag, an dem Mom, Wanda, Rayna und ich vor fast achtzehn Jahren aus der Klinik gekommen waren. Wir waren am Empfang auf dem Weg nach draußen: Mom und Wanda in ihren Rollstühlen mit ihren Neugeborenen auf dem Schoß.

»Siehst du die ganzen Leute im Hintergrund?«, fragte Ben.

Ich nickte. Dad hatte selbst zugegeben, dass er zu aufgeregt gewesen war, um den Bildausschnitt perfekt zu wählen. Wir vier befanden uns relativ weit im Vordergrund, der Rest des Bildes war voller Unbekannter.

»Dein Vater hat das Bild vergrößert, um sie genauer unter die Lupe zu nehmen. Er sagte, er hätte nicht gewusst, warum. Es war nur so ein Gefühl.«

Ben zog das nächste Foto heraus. Es war dieselbe Aufnahme, aber die Fremden am Empfang waren jetzt größer, mehr im Fokus. Ich konnte sogar den Gang hinter dem Schalter erkennen: unscharfe Umrisse von Krankenschwestern, die eine Trage schoben, und weitere Personen.

»Kommt dir was bekannt vor?«, fragte Ben.

Ich schüttelte den Kopf. Nein, aber ich konnte mir vorstellen, worauf das hinauslief, und mein Magen krampfte sich in einer Vorahnung zu einem Knoten zusammen.

Ben presste grimmig die Lippen aufeinander und blätterte zum nächsten Foto weiter. »Und jetzt?«

Mir wurde schwindelig und ich musste mich an der Tischplatte festhalten.

Er war da.

Der Mann aus meinen Träumen.

Er stand in dem düsteren Gang vor den Aufzügen. Das Bild war grobkörnig, aber es war unverkennbar er. Und obwohl das schon achtzehn Jahre zurücklag, sah er genauso aus wie auf meinen Fotos. Keinen Tag jünger oder älter. Er hatte sogar dieselben Sachen an: eine schwarze Lederjacke, Jeans und ein graues T-Shirt.

»Dein Vater sagte, er könne es nicht erklären, aber irgendetwas war mit diesem Kerl … irgendetwas stimmte nicht mit ihm.«

Ich betrachtete das Bild genauer. Der Mann war ein gutes Stück von meiner Mutter und mir entfernt, aber er blickte in unsere Richtung und er sah nicht glücklich aus. Sein Rücken war ein wenig gebeugt, die Hände hatte er tief in den Hosentaschen vergraben und seine Augen waren leicht gerötet, als hätte er geweint.

Ben sah mich an, als würde er auf eine Antwort warten, aber ich

wusste nicht, was ich sagen sollte.

»Er sieht traurig aus«, stieß ich schließlich hervor.

Ben nickte. »An sich nichts Ungewöhnliches für jemanden in einer Klinik, aber dein Vater wurde den Gedanken nicht los, dass der Typ nicht wegen jemand anderem traurig war, sondern *deinet*wegen. Eine Zeit lang hat er jedes einzelne Bild, das er geschossen hat, vergrößert und untersucht. Sollte er mit seiner Vermutung recht behalten, so glaubte er, dann würde der Kerl wieder auftauchen. Aber nichts geschah und dein Dad dachte, dass er sich da in etwas verrannt hätte. Er musste arbeiten, er wollte möglichst viel Zeit mit dir und deiner Mom verbringen … er konnte nicht jede freie Stunde damit zubringen, ein Phantom zu jagen.«

Ben warf mir einen Blick zu, wohl wissend, dass ich ihn sonst immer für das Wort rügte. Dieses Mal tat ich es nicht.

»Als du vier Monate alt warst, so erzählte mir Grant, hantierte er mit ein paar JPEGs und da überkam ihn wieder dieses komische Gefühl …«

Statt weiterzusprechen, blätterte Ben nur zum nächsten Bild. Es zeigte irgendeine feierliche Veranstaltung. Runde Tische waren mit feinem Leinen und edlem Porzellan eingedeckt. Mom trug ein schwarzes Cocktailkleid, hohe Schuhe … und mich, in einem Baby Björn vor ihrem Bauch. Ich erinnerte mich auch an dieses Bild. Mom wurde nicht müde zu berichten, wie sie mich als Baby überallhin mitgenommen hatte. Sie sagte, die Wähler fanden das ganz toll, wie sie bewies, dass sie beides hervorragend unter einen Hut bekam: Kind *und* Karriere. Und genau das stellte sie auf dem Foto zur Schau, als sie dem Vizepräsidenten der Vereinigten Staaten die Hand schüttelte, während seine Frau und ich uns albern angrinsten. Nun, da ich wusste, wonach ich wirklich suchte, verweilte mein Blick nur kurz auf Mom und mir, ehe ich mich auf den Hintergrund konzentrierte. Ich brauchte nicht lang.

»Da«, flüsterte ich und deutete auf einen Platz mehrere Tische von Mom entfernt. Er war nur ganz klein abgebildet, aber …

»Genau.« Ben nickte und ging zum nächsten Foto, das eine Vergrößerung der Stelle war, auf die ich gerade gezeigt hatte. Der Mann war fast gänzlich von der Kamera abgewandt. Er hatte die Ellbogen auf den Tisch gestützt und seine Schläfe gegen die rechte Faust gelehnt. Er wirkte absolut fehl am Platz, seine Lederjacke und

Jeans standen im krassen Gegensatz zu den Abendkleidern und den Smokings der anderen.

»Sticht ziemlich aus der Menge heraus«, meinte Ben und sprach damit laut aus, was ich gedacht hatte, »aber dein Vater schwor, er hätte ihn dort nicht gesehen. Keinem war der Mann aufgefallen – Grant hat extra herumgefragt. Schließlich ist er zu derselben Folgerung gekommen wie du, als du die Bilder von deinem Zimmer gemacht hast: Der Typ war nie wirklich da.

»Schien nicht da zu sein«, stellte ich klar. »Aber es muss irgendeine logische Erklärung geben. Quantenphysik vielleicht – irgendetwas, was unser Vorstellungsvermögen übersteigt.«

Ben zuckte nur die Schultern und ging noch mehr Fotos durch: Bilder von mir als Kleinkind, als Kind, als Elf- oder Zwölfjährige … immer erst ein normales Bild, dann eine Vergrößerung, die denselben alterslosen Mann zeigte. »Dein Dad meinte, am Anfang hätte er schrecklich Angst um dich gehabt«, fuhr Ben fort, während er weiterblätterte, »vor allem, weil er mit niemandem darüber reden konnte. Er wusste, dass deine Mom ihn für verrückt erklären würde. Als du ein paar Jahre alt warst und nichts Schlimmes geschah, war er noch immer ziemlich verunsichert, aber er machte sich nicht mehr ganz so große Sorgen.«

»Warte«, sagte ich und legte meine Hand auf den Bilderstapel. »Das hier habe ich gemacht.«

Es war mein erstes richtig gutes Foto und ich hatte es an meinem achten Geburtstag aufgenommen. Wir waren auf Hawai und ich hatte mir einen Ausritt am Strand bei Sonnenuntergang gewünscht. Mom hatte begeistert zugestimmt. Bei dem Ausritt hatte ich ein wunderschönes Bild von ihr, Dad und Rayna hoch zu Ross vor der untergehenden pinkfarbenen Sonne gemacht.

»Ich weiß«, sagte Ben. »Dein Dad erzählte mir, dass er sich gefragt hat, ob der Typ auch auf Bildern auftauchen würde, die *du* geknipst hast. Also hat er immer mal wieder deine Aufnahmen unter die Lupe genommen. Und tatsächlich …«

Er blätterte zum nächsten Foto weiter: einer Vergrößerung desjenigen, das ich so gut kannte, doch nun lag der Fokus auf dem Horizont weit hinter meiner Mutter, meinem Vater und Rayna. Dort ragten mehrere spitze Felsen aus dem Wasser, auf denen niemand

anders saß als der Mann.

Es dauerte eine Weile, bis ich meine Stimme wiederfand. »Dann ist dieser Typ also … dieses …« Fast hätte ich Bens Begriff »Phantom« benutzt, doch das Wort blieb mir im Halse stecken. »… dann ist er schon immer auf meinen Bilder gewesen?«

Ben nickte. »Auf Fotos, auf denen du bist, und auf denen, die du gemacht hast. Nicht auf allen, aber wahrscheinlich noch auf viel mehr als diesen hier. Dein Dad hat nur die untersucht, die irgendwie seine Aufmerksamkeit erregt haben, genau wie die von deiner Reise auch dich besonders fasziniert haben.«

»Aber … wie kommt es, dass ich ihn all die Jahre nicht bemerkt habe?«

»Keine Ahnung. Vielleicht solltest du es noch nicht bemerken.«

»Es?«

Ben kramte in Dads proppenvollem Bücherregal herum, dann zog er einen dicken Wälzer mit rissigem rotem Ledereinband und vergilbten Seiten heraus.

»Was ist das?«, fragte ich, als er das Buch auf den Tisch wuchtete. Auf dem Einband war kein Titel, nur ein großer, geprägter Kreis.

»Das wird dir nicht gefallen«, warnte mich Ben. »Der Kreis ist das Symbol des ewigen Lebens. Das Buch ist eine Einführung in die Geisterwelt. Dein Vater meinte, dort die Antwort auf seine Fragen zu finden.«

Ich sah Ben von der Seite an, aber er nickte zu dem Buch. Also öffnete ich es behutsam. Es war von Hand gebunden und hatte leicht unterschiedlich große Seiten, auf denen die Schrift nicht ganz gerade stand. Die altertümlichen, verschnörkelten Buchstaben waren dick und schwer zu lesen, viel auffälliger jedoch waren die von Hand gezeichneten Bordüren und Illustrationen. Ich schlug eine Seite auf, in der ein Lesezeichen lag. Sie zeigte das Bild eines unfassbar schönen geflügelten Mannes mit weit ausgebreiteten Schwingen, der beschützend auf ein Baby in einer Korbwiege herablächelte. Neben dem Baby klebte ein kleines Post-it, auf das Dad gekritzelt hatte: »Clea???«

Ich sah Ben an.

»Kannst du die Überschrift entziffern?«, fragte er.

Ich studierte die verschnörkelten Buchstaben.

»Schutzengel?«

Ben nickte. »Das war Grants Hoffnung – dass der Mann dein Schutzengel ist und dich vor Unheil bewahrt.«

Ich lächelte, als ich daran denken musste, dass er mich in meinen Träumen auch immer beschützen wollte. »Das ergibt Sinn«, sagte ich nachdenklich, um dann schnell hinzuzufügen: »auf eine völlig unmögliche und verrückte Art und Weise.«

Ben wiegte den Kopf, als könne er nur schwer entscheiden, was er denken sollte. »Dein Vater war nicht ganz sicher.«

Er wies wieder auf das Buch und ich bemerkte ein weiteres Lesezeichen. Ich schlug die Seite auf und sog die Luft ein. Auch hier war ein geflügelter Mann abgebildet, doch diesmal in verschiedenen Rottönen. Er hatte den Körper eines Gottes, doch sein Gesicht war monströs und er grinste heimtückisch und lüstern auf eine unschuldig schlafende Frau herab. Seine Arme waren weit ausgebreitet und jeder Muskel war angespannt, als würde er zum Sprung ansetzen.

Wieder hatte Dad einen Klebezettel ans Papier geheftet, diesmal neben die schlafende Frau, doch seine Schrift war kleiner und krakelig, ja fast zitterig. »Clea …?«, stand dort.

Ich starrte auf die Überschrift. Ich hatte das Wort schon einmal gehört, ahnte jedoch, dass es in diesem Zusammenhang nichts mit Musik zu tun hatte. »Incubus?«, fragte ich Ben.

Er nickte ernst. »Eine verlorene Seele – gewöhnlich männlich –, die zu einem bösen Geist geworden ist, der sich an die Fersen einer Frau heftet, um sie auf Abwege zu führen. Der Geist ist von seinem Wesen her … sexueller Natur.« Er wurde rot und deutete auf das Bild. »Wie es hier gezeigt ist. Der Incubus kommt zu einer Frau und … du weißt schon … nimmt sie im Schlaf.«

Mir blieb der Mund offen stehen und ich war froh, dass Ben die Augen von mir abgewandt hatte, als die berauschende Bilderflut aus meinen Träumen mir im Schnelldurchlauf durch den Kopf schoss. Ich merkte nicht, dass ich die Luft angehalten hatte, bis sie in einem Schwall entwich, den ich als Lachen zu tarnen versuchte.

»Das ist nicht lustig, Clea.«

»Es ist *irre.* Selbst wenn es so etwas wie böse Geister gäbe, wäre es

dann nicht offenkundig, wenn ich schon mein ganzes Leben von einem verfolgt worden wäre? Wären mir nicht irgendwelche schlimmen Dinge zugestoßen?«

»Man weiß es nicht. Vielleicht hat er nur auf den richtigen Moment gewartet. Vielleicht ist die Zeit jetzt gekommen und deshalb siehst du ihn auch plötzlich überall.«

»Dann ist er also ein sehr *geduldiger* böser Geist«, sagte ich zynisch.

»Weißt du, was sich noch aus dem lateinischen Wort ›incubus‹ ableiten lässt?«, gab Ben zurück. *»Incubate,* also *ausbrüten.* Und das ist bestimmt kein Zufall. Ich denke, diese … Sache ist herangereift, dieses Wesen hat vor sich hingebrütet und jetzt ist es bereit, sich zu offenbaren und sein Werk zu vollenden. Und ich glaube, dein Dad würde das genau so sehen.«

»Du hast keine Ahnung, was mein Dad wie sehen würde«, fuhr ich ihn an … wusste jedoch, dass das nicht stimmte. In der letzten halben Stunde hatte Ben bewiesen, dass er meinen Vater weit besser gekannt hatte, als ich es je vermutet hätte … vielleicht sogar besser als ich selbst.

Ben hob die Hand, als wolle er wieder eine Haarsträhne zwirbeln, ließ sie dann aber fallen. »Es tut mir leid. Mir ist klar, dass das viel auf einmal ist. Es ist nur … das ist der wahre Grund, warum dein Vater mich eingestellt hat. Als du anfingst, auf Reisen zu gehen und oft weg warst, wollte er, dass jemand bei dir ist, der Bescheid weiß und die Augen nach seltsamen Vorkommnissen offen hält. Er hat sich Sorgen um dich gemacht. Und mir geht es genauso.«

Er hatte *wirklich* Angst um mich, das konnte ich in seinen Augen lesen. Wie immer *meine* Meinung über Dads und Bens Theorien und den Mann auf den Fotos ausfiel – eins war sicher: Sie wollten mich beide nur beschützen und das musste ich respektieren.

»Okay«, sagte ich. »Was also schlägst du vor?«

»Ich finde, wir sollten die Reise nach Rio absagen.«

»Spinnst du? Wieso? Was hat das eine mit dem anderen zu tun?«

»Vielleicht nichts«, gab Ben zu, »aber Rio hat sich für deinen Vater nicht gerade als sicherer Ort erwiesen. Und wenn dieses Wesen den nächsten Schachzug plant, dann sollten wir es ihm nicht leichter machen, indem wir uns an einen gefährlichen Ort begeben.«

»Wenn du wirklich glaubst, dass dieses ›Ding‹ kein Mensch ist, dann ist es doch egal, wo ich mich aufhalte, oder? Es kann mich auch in meinem eigenen Zimmer heimsuchen.«

Schlechte Wortwahl. Ich merkte, wie ich rot wurde, und sprach schnell weiter.

»Außerdem hielt Dad es *auch* für möglich, dass der Kerl mein Schutzengel ist. Hast du das vergessen?«

»Sieht er wie ein Schutzengel aus?«

Er sah *nicht* aus wie ein Schutzengel, aber alles, was ich über ihn wusste, sagte mir, dass er auf keinen Fall böse war.

Zugegeben: Alles was ich über ihn wusste – egal, wie real es sich anfühlte – entsprang lediglich meiner Fantasie … oder? Genauso wie Schutzengel und Incuben Fantasieprodukte waren.

Ich musste auf den Boden der Tatsachen zurückkommen. Tatsache war, dass etwas Seltsames vor sich ging. Doch ich würde viel eher in einem modernen Buch über die String-Theorie eine logische Erklärung dafür finden als in einem alten Wälzer über die Geisterwelt. Tatsache war außerdem, dass mein Vater anscheinend mein ganzes Leben lang gewusst hatte, dass etwas Merkwürdiges vor sich ging, und versäumt hatte, es der Person zu sagen, die doch in erster Linie davon betroffen war.

»Warum hat Dad mit *dir* über diese Fotos gesprochen und nicht mit mir?«, fragte ich.

»Darüber haben wir auch geredet. Er sagte, als du klein warst, wollte er dir damit keine Angst einjagen. Und als du älter wurdest, warst du eher auf der Linie deiner Mutter und hättest ihm nicht geglaubt.«

Ich lächelte. Dad hatte recht gehabt und in diesem Moment fühlte es sich an, als wäre er hier bei uns im Raum. Und noch etwas wurde mir klar: Ich *kannte* ihn besser als Ben. Ich wusste, was er denken würde.

»Dad wusste von Anfang an über diese Sache Bescheid«, sagte ich, »aber er ließ nicht zu, dass es mir im Weg stand und meine Pläne und Träume durchkreuzte. Und das werde ich auch nicht zulassen. Wir fahren nach Rio.«

Ben machte den Mund auf, um zu widersprechen, aber dann besann er sich anders und seufzte nur.

»Okay … fahren wir nach Rio.«

An diesem Abend traf ein Umschlag von meiner Mutter ein, in dem sich das notariell beglaubigte Erlaubnisschreiben befand, das ich für den Flug nach Rio benötigte. Sie hatte noch ein paar Zeilen an mich hinzugefügt:

Es gefällt mir noch immer nicht, aber ich vertraue darauf, dass du die richtige Entscheidung für dich triffst.
In Liebe,
Mom.

Es konnte losgehen.

Als ich zu Bett ging, fragte ich mich, ob das, was ich herausgefunden hatte, meine Träume beeinflussen würde. Wäre der Mann noch immer da? Würde er sich genauso verhalten? Ich brannte darauf, es zu erfahren, doch leider stellte sich heraus, dass man unmöglich einschlafen kann, wenn man einen speziellen Traum heraufbeschwören will. Um zwei Uhr in der Nacht gab ich es auf, spielte im Bett Solitär und schaute mir dazu im Fernsehen alte Sitcoms an. Ich nahm mir vor, hinunterzugehen und mir eine Kanne Tee zu machen, sobald die Sendung zu Ende war, doch dazu kam es nicht.

Stattdessen fand ich mich bei Dalt's wieder.

Ich saß am Tresen und sah dem Koch zu, wie er diverse Burger und einen großen Apfelkuchen auf dem Grill umdrehte. Mit einem Knarren ging die Tür auf und obwohl ich nicht aufblickte, wusste ich, dass er es war. Ich spürte, wie sich die Luft veränderte, als er eintrat, spürte seine Präsenz, als er das Lokal durchquerte, und die Hitze seines Körpers, als er sich direkt neben mich setzte.

Es war wie Elektrizität zwischen uns und sein Blick lag sengend auf mir, doch ich drehte mich noch immer nicht zu ihm um.

»Wer bist du?«, fragte ich.

»Du weißt, wer ich bin«, erwiderte er. »Ich bin dein.«

Gekonnt wendete der Koch einen Burger und drückte ihn mit seinem Pfannenwender auf den Rost. Das Fleisch brutzelte und zischte im Fett.

»Sollte ich Angst haben?«, fragte ich.

»Warum sich den Kopf darüber zerbrechen?«, erwiderte er. »Am Schluss läuft es doch auf dasselbe hinaus.«

Der Koch stellte einen Teller vor mich hin: eine dampfende, saftige Frikadelle, die vor Fett triefte, auf einem halbierten Brötchen.

Nur dass es gar keine Frikadelle war – sondern eine gegrillte Tarantel!

Ich keuchte erschrocken und starrte den Koch an. Es war Ben, dem der Schweiß über die Stirn lief. Er zwinkerte mir zu und deutete mit seinem Pfannenwender auf den Grill, wo sechs weitere riesige Spinnen vor sich hinbrutzelten.

Angewidert wandte ich den Blick davon ab … und sah dem Mann mitten ins Gesicht. Seine Augen waren genauso tiefgründig und faszinierend wie immer … nur dass sie mir jetzt aus einem verrottenden Totenschädel entgegenglotzten.

»Küss mich«, zischte er. Ich wollte wegrennen, doch ich konnte mich nicht bewegen. Als das Wesen sich zu mir beugte und seinen grässlichen Mund aufklappte, tat sich dahinter ein unendliches, wirbelndes tintenschwarzes Nichts auf, das mich gleich tiefer und immer tiefer in sich hineinsaugen würde, bis ich darin ertrank …

Ich fuhr im Bett hoch und stellte mit Entsetzen fest, dass etwas an meinem Gesicht klebte. Ich kratzte wie wild daran und zerrte es herunter …

… eine Spielkarte.

»Oahh!«, entfuhr es mir und ich warf sie zur Seite.

Jetzt war der Mann meiner Träume also der Stoff, aus dem die Albträume sind. Gut. Wirklich, ganz wunderbar. Man musste ja immer alles von mehreren Seiten betrachten, nicht wahr?

Doch im Hier und Jetzt hielten die Albträume von ihm nicht an. Genauso wenig wie die romantischen Fantasien wiederkehrten. Die beiden vermengten sich irgendwie: Die nächsten zwei Nächte wurde ich von noch schrecklicheren Träumen geplagt, die sich an mir festzusaugen schienen, weil sie so real waren, aber von einer furchtbaren, wirren Realität, in der nichts einen Sinn ergab und doch alles unglaublich lebensecht wirkte.

Ich war Olivia. Ich befand mich in einem wunderschönen Raum, der wie

die Sonne leuchtete. Andere Leute bildeten zusammen mit mir einen Kreis und alle trugen Gewänder, die solch einen Glanz ausstrahlten, dass mir die Augen schmerzten.

Er war bei mir, hielt meine Hand. Er lächelte … dann sickerte plötzlich Blut aus seiner Brust, seinen Armen und Beinen … ergoss sich in einem Schwall über seinen ganzen Körper, doch er schien es nicht zu merken. Er lächelte weiter und drückte beruhigend meine Hand. Ich schrie, aber auch das nahm er nicht wahr.

Panisch schaute ich mich nach Hilfe um, doch alles, was ich sah, waren die zwei Phiolen mit dem blinden Glas aus dem archäologischen Fund meines Vaters. Eine Frau mit rabenschwarzen Haaren und blitzenden dunklen Augen hob die Gefäße hoch und hielt sie mir hin. Dabei lachte sie wild, während sich an ihrem Hals ein langer Schnitt öffnete und auch ihr Blut zu fließen begann. Ich wandte mich von ihrem Anblick ab und fand mich Auge in Auge mit Giovanni, dem besten Freund meines Geliebten.

»Giovanni!«, schrie ich. »Hilf mir! Hilf uns!«

»Schhhh.« Er legte einen Finger an die Lippen. »Es ist besser so … es ist besser so.«

Ich verstand ihn nicht – was sollte daran gut sein? Was war besser so? Verzweifelt wartete ich auf eine Erklärung, aber er schwieg. Ich bemerkte den schweren Gegenstand, den er aufhob, nicht, bis er auf meinen Kopf zusauste.

Die nächste Sequenz war sogar noch seltsamer und surrealer. Ich war Anneline. Es war der Tag meiner Hochzeit und ich lief mit einem Strahlen im Gesicht durch den Mittelgang der Kirche auf den Mann am Altar zu. Ich hatte ihn fast erreicht, als mir bewusst wurde, dass derjenige, der mich führte, nicht mein Vater war, sondern Ben.

Und irgendwie auch wieder nicht Ben. Er kam mir wie Ben vor, aber er sah anders aus. Breiter. Größer? Julien. Sein Name war Julien. Er stoppte mich, kurz bevor ich vor meinem Verlobten stand, lächelte auf mich herab, holte eine langstielige Rose hervor … und stieß sie sanft durch mein Kleid, mit ganz wenig Druck, bis sie mir ins Herz stach.

Ich stöhnte auf, als die Dornen mich tief ins Fleisch schnitten.

»Julien …!«

Er lächelte einfach weiter und lenkte mich zum Altar. Niemand schien

die Rose zu bemerken. Die Gäste, der Priester, mein Bräutigam – alle lächelten, als wäre nichts geschehen, und fuhren mit der Zeremonie fort, während ich nach Luft rang und Blut mein weißes Kleid besudelte. Während der Priester sprach, zog Julien eine weitere Rose hervor.

»Nein!«, flehte ich, doch er hörte nicht. Er sah mich intensiv an, dann stieß er die Blume durch meinen Körper und arrangierte sie perfekt neben der anderen.

Ich stand da, am Altar, hielt krampfhaft meinen blutverschmierten Brautstrauß aus weißen Schwertlilien fest und hielt verzweifelt nach Hilfe Ausschau, doch niemand beachtete mich, nicht mal, als ich zu Boden sank und alles um mich herum schwarz wurde …

Es war schrecklich. Innerhalb weniger Nächte sehnte ich mich nicht mehr nach meinen Träumen, sondern fürchtete sie. Selbst nach dem Aufwachen konnte ich den Schrecken der Visionen kaum abschütteln und hatte langsam das Gefühl, mein normales Leben sei nur Einbildung und die grässlichen Träume seien die Realität.

Was geschah mit mir?

fünf

EGAL, WAS GESCHAH – auf gar keinen Fall durfte ich während der zwölfstündigen Reise mit Ben nach Rio einschlafen. Er war schon wegen der Fotos total durch den Wind. Wenn er mich jetzt noch im Schlaf weinen und um mich schlagen sah, würde er durchdrehen. Oder noch schlimmer: Die anderen Träume könnten zurückkommen – die schönen, in denen ich jede Berührung so deutlich spürte. Ich konnte mir vorstellen, wie ich aussah, wenn ich so einen Traum hatte. Das durfte Ben keinesfalls mitbekommen, sonst müsste ich vor Scham im Boden versinken.

Ich hielt mich also während des ganzen Fluges wach und war fix und fertig, als wir landeten. Wie ein Zombie dackelte ich hinter Ben her, als wir unser Gepäck holten, einen Jeep mieteten, zum Hotel fuhren, eincheckten und auf unsere Zimmer gingen. Das Bett lachte mich einladend an, doch wir wurden bereits bei GloboReach erwartet. Also zog ich mich widerstrebend um und machte mich fertig.

Vor dem Hotel atmete ich tief die salzige Luft ein und ließ mich von Rio zurück ins Leben holen. Die Energie dieser Stadt war fast mit Händen greifbar: Am Strand wimmelte es vor reichen Touristen mit Designerbikinis und Sonnenbrillen, auf den breiten Straßen drängten sich Musiker und Leute, die schon voller Vorfreude auf die Samba-Parade heute Abend warteten – das Highlight des Karnevals.

Ben fuhr. Ich stellte meinen Sitz zurück, streifte die Schuhe ab, legte meine Beine aufs Armaturenbrett des Jeeps und ließ mich in der heißen Sonne braten, während wir zu dem Außenposten unterwegs waren. In Connecticut hatte noch Schnee gelegen, hier herschten zweiunddreißig Grad. Trotz allem fühlte ich mich in meinen abgeschnittenen Jeans, meinem weißen Tanktop und mit meiner Sonnenbrille frei und leicht – ohne die zehn Pfund Mäntel und Pullover, die ich zu Hause getragen hatte.

Das GloboReach-Camp, in dem mein Vater zuletzt gesehen worden war, lag direkt außerhalb eines der berüchtigtsten *Favelas,* den Slums, die um die Innenstadt herum aus dem Boden schossen. Es war nicht weit von unserem Hotel entfernt und doch eine Reise in eine andere

Welt. Die Straßen wurden schmaler und waren unbefestigt, Gewalt lag wie eine unausgesprochene Drohung in der Luft. Dad hatte mir erzählt, dass sie hier nur so um sich griff. Er hatte auch gesagt, es wäre seltsam, wie gering der räumliche Abstand zwischen den *Favelas* und der Dekadenz der Copacabana war, doch ich hatte es mir nicht vorstellen können, bis ich es mit eigenen Augen sah. Ich holte meine Kamera heraus und begann, Bilder zu schießen, in der Hoffnung eines der Magazine, in denen ich regelmäßig veröffentlichte, würde sie abdrucken, damit ich diese Erfahrung mit der Welt teilen konnte.

Als wir im Camp ankamen, empfing uns ein Mann, der eher an den Quarterback einer Collegemannschaft erinnerte als an einen Arzt. Er war groß und kräftig gebaut, trug Tarnshorts und ein T-Shirt und hatte einen kahl geschorenen Kopf.

»Clea Raymond«, sagte er, als wir aus dem Wagen stiegen. Willkommen bei GloboReach. Ich bin Dr. Prichard.« Er zog ein Handy heraus. »Einen Moment.«

Einen Moment? Ich tauschte einen Blick mit Ben.

»Hallo Ma'am. Hier spricht Dr. Prichard«, sagte er in sein Handy. »Genau. Sie ist hier … Ja, mit ihrem Freund … Genau, das ist er … Sie haben mein Wort … Ja, natürlich.«

Er hielt mir das Handy hin. »Ihre Mutter.«

Nicht zu fassen. Ich nahm es. »Mom???«

»Mir ist auch klar, dass du kein kleines Kind mehr bist. Du sollst nur wissen, dass du das nicht auf Gedeih und Verderb durchziehen musst. Wenn es dir zu sehr zusetzt, dann ist es keine Schande, sich zu verabschieden und zum Hotel zurückzufahren.«

»Mir geht's gut, Mom.«

»Ich mache mir nur Sorgen, Clea.«

Ich verdrehte die Augen. »Ich will das so, Mom. Aber wenn es mir zu viel wird, dann höre ich auf, versprochen. Okay?«

»Okay. Gut. Ich hab dich lieb.«

»Ich dich auch.«

Wir beendeten die Verbindung und ich gab das Handy an Dr. Prichard zurück. »Tut mir leid.«

»Muss es nicht. Soll ich Ihnen das Camp zeigen?«

Dr. Prichard war ganz sachlich. Ich konnte verstehen, dass mein

Vater ihn gemocht hatte. Er führte uns herum und als wir alles gesehen hatten, bot er uns vor seiner Unterbringung einen Platz an. Wir setzten uns und ich wischte mir die Hände, die plötzlich verschwitzt waren, an meinen Shorts ab. Seit einem Jahr wünschte ich mir sehnlichst, mit diesem Mann sprechen zu können, aber jetzt, da er vor mir saß, war es schwer, die richtigen Worte zu finden. Ich beschloss, ohne lange Umschweife zum Thema zu kommen – er schien mir die Art von Mensch zu sein, die Direktheit zu schätzen wusste.

»Also … was können Sie mir über das Verschwinden meines Vaters erzählen?«

Dr. Prichard nickte. Er hatte gewusst, dass diese Frage kommen würde. »Ich kann Ihnen nichts anderes sagen, als das, was Sie schon wissen und was ich auch allen anderen gesagt habe: Er hat das Camp verlassen, ohne jemanden zu informieren, wohin er ging – so wie immer. Nur dass er diesmal nicht zurückkam.«

Die Worte hingen unangenehm zwischen uns in der Luft. Dr. Prichard räusperte sich. »Tut mir leid, wenn das zu direkt war. Ihr Vater war ein ganz besonderer Mensch. Ich habe ihn sehr geschätzt.«

»Nein, das ist schon in Ordnung. Ich danke Ihnen. Ich weiß Ihre Offenheit zu schätzen und mir ist klar, dass Sie die ganze Geschichte schon unendlich oft erzählt haben. Es ist nur … wenn Sie noch einmal darüber nachdenken könnten … vielleicht erinnern Sie sich ja doch noch an irgendetwas anderes an dem Tag, als er verschwunden ist, irgendeine Kleinigkeit, selbst wenn sie Ihnen völlig belanglos erscheint … es würde mir viel bedeuten.«

Dr. Prichard nickte abermals. Er blinzelte in die Sonne und dachte nach. Ich schwieg und ließ ihm Zeit. Schließlich fuhr er sich mit der Hand über den kahlen Schädel. Ich fragte mich, ob die Geste noch aus der Zeit stammte, bevor er sich die Haare abrasiert hatte.

»Okay«, sagte er. »Da ist etwas. Aber ich muss gleich dazusagen, dass ich es wirklich für absolut unwichtig halte.«

»Das macht nichts«, versicherte ich ihm. »Ich würde es trotzdem gerne wissen.«

»Wir haben es hier in diesem Camp oft mit ziemlich harten Fällen zu tun«, begann Dr. Prichard. »Einer von fünf Leuten, die zu uns kommen, hat ein Familienmitglied durch Mord verloren und fast alle

waren auch selbst direkt Opfer von Gewalt. Täglich mit so etwas konfrontiert zu sein … das kann einen ganz schön fertig machen. Ihr Vater ließ sich davon nicht runterziehen. Er versuchte immer, die Dinge positiv zu sehen und uns aufzumuntern. Er machte Witze und ließ sich irgendwelche verrückten Sachen für uns einfallen: alberne Dinge wie Scharadespiele oder Hindernisparcours – eben Dinge, durch die man eine Weile auf andere Gedanken kommen und das Elend vergessen konnte. Doch in den letzten paar Tagen vor seinem Verschwinden war er irgendwie anders – so ernst. Fast schon bedrückt. Als wäre er in großer Sorge.«

»Wissen Sie, worum es da ging?«, frage ich. »Gab es im Camp einen besonderen Vorfall? Vielleicht mit einem Patienten?«

»Nicht dass ich wüsste. Ich tippe ja eher auf verdorbenes Essen, das ihm im Magen lag. Wäre nicht das erste Mal, dass so was hier passiert. Wie gesagt, alles, was von Bedeutung war, habe ich schon ausgesagt. Aber Sie haben gefragt, deshalb …«

Er stand auf. Die Unterhaltung war wohl beendet.

Ben und ich erhoben uns ebenfalls. »Danke«, sagte ich. »Sie wissen gar nicht, wie dankbar ich bin, dass Sie sich für uns Zeit genommen haben.«

Wir verabschiedeten uns, dann stiegen Ben und ich wieder in den Jeep und machten uns auf den Rückweg ins Hotel.

»Es ist interessant«, murmelte Ben und sprach damit meine Gedanken laut aus, »aber es gibt uns nicht wirklich einen Anhaltspunkt, an dem wir ansetzen können.«

»Vielleicht nicht«, stimmte ich zu, doch meine Gedanken rasten bereits. Was konnte Dads Stimmung so gedrückt haben? War irgendetwas mit einem Patienten schiefgelaufen? Oder vielleicht mit einem ehemaligen Patienten – jemandem außerhalb des Camps, sodass Dr. Prichard davon nichts wusste. Vielleicht hatte er versucht, eine Familie aus dem Drogensumpf zu retten. Könnte er zu tief verstrickt worden sein, sodass jemand zu drastischen Maßnahmen gegriffen hatte?

GloboReach gehörte jetzt rein theoretisch meiner Mutter und mir – ich war mir sicher, dass ich einen Weg finden konnte, an Dads Akten zu kommen, um zu ergründen, ob ehemalige Patienten oder deren

Familien in irgendwelche dubiosen Geschäfte verwickelt waren, in die Dad sich vielleicht eingemischt hatte.

Aber hatte Dr. Prichard nicht gesagt, dass fast jeder hier Opfer von Gewalt geworden war? Die Liste von Dads Ex-Patienten, die ihn unbeabsichtigt in etwas Gefährliches hätten hineinziehen können, musste also endlos sein. Die Suche konnte ewig dauern und dennoch zu nichts führen.

Ben drückte auf die Hupe und riss mich damit aus meinen Gedanken. Wir steckten in einer riesigen Menschenmenge fest, die mitten auf der Straße um einen Lautsprecherwagen herumtanzte, aus dem Sambamusik plärrte. Automatisch stand ich von meinem Sitz auf, um eine bessere Sicht zu haben, hängte meine Sonnenbrille an meinen Ausschnitt und begann zu fotografieren.

»Willst du dich nicht lieber wieder anschnallen?«, meinte Ben.

»Bei einem Tempo von drei Stundenkilometern … da geht's mir gut …«

Und wirklich: Je länger ich hinter der Kamera war und die Sambarhythmen durch mich pulsten, desto besser fühlte ich mich und alles andere fiel von mir ab. Der Trubel auf den Straßen war ansteckend – das Wummern des Lautsprecherwagens wurde noch von echten Trommlern in Kostümen mit Federn und Perlen unterstützt. Ich merkte gar nicht, dass ich meine Hüften im Takt dazu schwang, bis Ben mir zurief: »Gleichzeitig tanzen und fotografieren – funktioniert das?«

Ich musste lachen und dabei fiel auch das letzte bisschen Anspannung von mir ab. »Die Kamera hat doch Bildstabilisierung – ohne die geht gar nichts!«

Während wir langsam hinter den Tänzern herfuhren, wurde unser Jeep Teil des Umzugs – vor allem als dann auch noch zwei Männer, die nichts als schwarze Tangas und Bongotrommeln am Körper trugen, an Bord sprangen und die Menge mit lautem Geschrei anfeuerten.

»Nicht lustig«, murrte Ben. »Wenn das so weitergeht, werden wir gleich von der Polizei rausgezogen.«

»Wie denn?«, rief ich über das Wummern hinweg. »Die Polizei tanzt doch auch mit!«

Ich machte eine Nahaufnahme von einem der Bongospieler, der mir daraufhin anbot mitzutrommeln. Wir spielten zusammen, während Ben

weiterzockelte, bis er schließlich auf den Hotelparkplatz abbog, wo die beiden Trommler aus dem Jeep sprangen, um mit der Masse weiterzuziehen.

Auch aus dem Hotel dröhnte Musik. Ich spürte, wie sie mich trug, leichter als Luft. »Stehst du nicht so auf Karneval?«, fragte ich Ben ausgelassen und hakte mich bei ihm unter.

»Ich stehe nicht so darauf, durch den Karneval zu *fahren«,* korrigierte er mich.

»Angst gehabt?«

»Ich reise mit dir. Mich kann nichts mehr schrecken.«

»Nicht mal dieser Typ da?«

Während er sich umschaute, rannte ich los zu den Aufzügen.

»Hey!«, schrie Ben und setzte mir nach, doch ich machte einen Hechtsprung und erreichte den Liftknopf als Erste.

»Ja!«, jubelte ich.

»Loser«, sagte Ben.

»Eigentlich habe *ich* gerade gewonnen«, verbesserte ich ihn. »Komm, wir gehen rauf, ziehen uns um und dann stürzen wir uns in die Sambaparade.«

»Umziehen? Ich mag dich so, wie du bist.«

»Du bist so ein Idiot.«

Ben nickte und nahm die Titulierung mit Würde entgegen, während der Aufzug kam.

Eigentlich hatte ich vorgehabt, gleich wieder runterzugehen, doch als ich in meinem Zimmer war, kam mit aller Macht die Erschöpfung zurück. Ich warf einen Blick auf die Uhr und stellte erleichtert fest, dass wir erst in ein paar Stunden ins Sambadrom mussten – genug Zeit, um beim Zimmerservice einen kleinen Snack zu bestellen und ein Nickerchen zu machen. Also rief ich Ben an, um ihn von der Planänderung zu unterrichten.

Ich schlief nur kurz, aber es war lang genug, um mich wieder fit zu fühlen. Erfrischt und voller Vorfreude auf die Sambaparade wachte ich auf. Es war die perfekte Gelegenheit für mein schwarzes Sommerkleid, dessen Rock sich so schön bauschte, und ich fühlte mich leicht und luftig, als ich an Bens Tür klopfte. Er riss sie schwungvoll auf und hielt mir eine einzelne rote Rose hin.

»Für dich«, sagte er.

»Sehr galant«, erwiderte ich. »Dir ist natürlich bewusst, dass ich die gleiche bei mir auf dem Zimmer habe.«

Ben warf einen Blick über die Schulter zu der nun leeren Vase auf dem Tisch. »Hmm. Das habe ich nicht ganz durchdacht. Trotzdem galant?«

»Sehr.«

»Sie sehen heute Abend formidabel aus«, sagte er mit einem britischen Akzent, über den ich laut lachen musste.

»Sie aber auch, mein Herr«, gab ich im gleichen Ton zurück.

»Vorzüglich. Sollen wir dann gehen?« Er bot mir seinen Arm und ich hakte mich bei ihm ein, nachdem ich meine Fototasche über die andere Schulter gehängt hatte, sodass sie nicht zwischen uns baumelte.

Sogar oben auf unserem Stockwerk konnten wir die Musik von der Straße hören, doch als die Aufzugtüren unten aufgingen, schlug sie uns richtig laut entgegen. Offenbar hatte das Hotel seine eigene Karnevalsparty. Wir schlängelten uns durch die Menge zur Bar, bestellten beide einen Drink und bekamen Cocktails in abartig großen Gläsern, die überbordend mit tropischen Früchten garniert waren.

»Auf Rio?«, kicherte ich und hielt mein Glas zu einem Toast hoch.

»Auf Rio«, erwiderte Ben.

Wir ließen die Gläser aneinanderklirren und tranken und sogen die Atmosphäre und die Musik in uns auf, bis es sich wie ein Verbrechen anfühlte, sitzen zu bleiben.

»Tanz mit mir«, bat ich.

»Clea«, sagte Ben stockend, »du weißt doch, dass ich nicht tanzen kann.«

Stimmt, das wusste ich. Und ich wusste auch, dass Ben mir nicht oft etwas abschlug. Ich glitt von meinem Barhocker, nahm seine Hände und zog ihn im Sambarhythmus auf die Tanzfläche, die voll, aber nicht überfüllt war. Ben machte ein skeptisches Gesicht. Es war klar, dass ich führen musste.

»Und was soll ich jetzt hier?«, fragte er.

Ich gab keine Antwort, sondern tanzte einfach.

»Was machst du da? Das kann ich nicht. Geht nicht. Meine Hüften lassen sich nicht so bewegen. Wie machen deine Hüften das?«

Er machte fieberhafte Minischritte, die vollkommen außer Takt waren.

Ich legte ihm die Hände auf die Hüften. »Langsamer. Entspann dich und lass die Hüften locker.«

»Ich bin entspannt. Meine Hüften sind nur sehr schüchtern, sie wollen nicht wie der Rest von mir total abgehen.«

Ich lachte und wir tanzten bis zum Ende des Songs. Dann machten wir uns auf den Weg zum Sambadrom, wo die offizielle Sambaparade stattfand. Wir hatten von der Zeitschrift, die mich für das Fotoshooting engagiert hatte, Tickets in einer *frisa,* einer der vorderen Boxen, bekommen, so nah am Geschehen wie möglich. Wir trafen eine halbe Stunde vor Beginn der Parade ein. Der Lärm der Menschenmassen war bereits ohrenbetäubend. Ich hielt mich an Bens Hand und meiner Kamera fest, als wir uns einen Weg durch das schier endlose Menschenmeer bahnten. In der Regel hasste ich solche Massenveranstaltungen, aber das hier setzte alle Regeln außer Kraft.

Mit einem Feuerwerk wurde die Parade eingeläutet und die Karnevalskönigin führte die erste Gruppe von Tänzern ins Sambadrom. Ich war im Himmel. Ben verzog das Gesicht.

»Was würdest du jetzt für Ohrenstöpsel geben?«, fragte ich ihn. Das hier war überhaupt nicht Bens Ding, aber er hielt sich tapfer.

Der Umzug verwandelte die Straße in ein kunterbuntes Kaleidoskop. Jede Gruppe bestand aus Hunderten von Tänzern und Trommlern in ausgeflippten, aufeinander abgestimmten Kostümen mit Federn, Flügeln, winzigen Spiegeln, Perlen, Glöckchen und vielem mehr. Sie tanzten zwischen riesigen Festwagen, die hoch aufragten und von noch mehr Tänzern und Musikern wimmelten. So ging es ewig weiter und jede Truppe übertraf noch die vorige. Man wusste gar nicht, wo man zuerst hinschauen sollte.

Ben und ich blieben fast die ganze Nacht dort, tanzten und machten Bilder. Um vier Uhr morgens kochte das Sambadrom noch immer, doch mein Auftrag bestand auch darin zu zeigen, was um die Sambaparade herum los war. Also ließen wir uns mit dem Strom zurück in die City treiben, wo sogar jetzt, kurz vor der Morgendämmerung, mehr los war als in den meisten Städten um die Mittagszeit.

Als die ersten Streifen eines pinkfarbenen Sonnenaufgangs am

Horizont aufflammten, erreichten Ben und ich den Strand bei unserem Hotel. Auch hier ging die Party noch mit mehreren Trommlern weiter, die vereinzelt entlang der Bucht im Sand saßen, jeder von einer kleinen Menschentraube umringt, die um ihn herum tanzte. Die Atmosphäre war aufgeladen, aber gebändigt – das letzte Aufbäumen einer durchfeierten Nacht. Nur ein Grüppchen – wahrscheinlich Studenten – gab immer noch Vollgas und johlte und tanzte, als hätte die Party eben erst begonnen. Ich schoss Bilder von ihnen und allem anderen, was am Strand vor sich ging. Dann war ich fertig. Meine Arbeit war erledigt.

Ich packte die Kamera ein und atmete tief die salzige Luft. Meine Augen waren angestrengt, doch ich dachte nicht daran, jetzt ins Bett zu gehen. Stattdessen wandte ich mich an Ben.

»Tanz mit mir«, sagte ich.

Zu meinem Erstaunen tat er es, ohne sich zu beschweren. Er nahm meine Hände und bewegte sich im Rhythmus eines Trommlers ganz in der Nähe. Ich kickte meine Schuhe weg, um den Sand zwischen meinen Zehen zu spüren, dann schloss ich die Augen und gab mich der Musik hin. Ich ließ Ben los und wirbelte im Kreis … bis ich das Gleichgewicht verlor und ins Taumeln geriet. Ben fing mich in seinen Armen auf und überraschte mich, indem er mich gekonnt herumwirbelte und dann mit mir eine tiefe Rückenbeuge vollführte.

Ich sah auf. Mein ganzes Blickfeld war mit Ben ausgefüllt. Sein Gesicht, so vertraut, vor dem frühmorgendlichen Himmel. Sein zerzaustes braunes Haar, seine Nase, die nur minimal zu groß für sein Gesicht war, seine hellbraunen Welpenaugen. Eine dünne Stoppelschicht bedeckte sein Kinn und plötzlich hatte ich den unwiderstehlichen Drang, ihn zu berühren. Ich fuhr mit den Fingern sanft über seine Wange. Kratzig.

»Clea.« Bens Stimme war ein wenig rau, als er meinen Namen sagte. Er zog mich wieder hoch, bis ich aufrecht stand, ließ mich aber nicht los. Es machte mir nichts aus. Schön, seine Arme um mich zu spüren. Ich erinnerte mich an den Abend, an dem ich aus Europa zurückgekommen war und wie das nasse T-Shirt an seinem Oberkörper geklebt hatte. Ohne es zu wollen, wanderten meine Augen hinunter zu dem V-Ausschnitt seines blauen Button-down-Hemds und eine wilde Sekunde lang stellte ich mir vor, wie ich es aufknöpfte und mit den

Fingern über seine Haut strich …

Das war verrückt. Das war *Ben.* Mein Freund.

Ich riss die Augen von seiner Brust los und sah in sein Gesicht, aber es war anders als das Gesicht, das ich kannte. Er wirkte ernst und auf eine Art selbstsicher, wie ich es an ihm noch nie gesehen hatte. Es gefiel mir. Er hob die Hand und strich mir die Haare hinters Ohr. Hatte er das jemals zuvor getan? Nein. Es fühlte sich wunderschön an.

»Clea«, sagte er noch einmal, diesmal sanfter. »Es gibt da etwas, was ich dir sagen will –«

»WUUUUUUUU!!!!!!!«

Es war ein Überfall der Studenten, die ich zuvor fotografiert hatte. Sie stürmten den Strand entlang und die Leute wichen hastig vor ihnen zurück. Ben und ich ebenfalls, doch wir wurden getrennt, als die Kerle überall um uns herumschwärmten und wie wild zur Musik unseres Trommlers zu tanzen begannen.

»Ben?«, rief ich. Zwischen all den Leuten konnte ich ihn nicht mehr sehen.

»Clea?«

Er klang ziemlich weit weg. Ich arbeitete mich durch die Menge.

»Ben!«

»Clea!«

Schon besser. Seine Stimme war jetzt näher. Ich spähte durch die Lücken in der Menschenmenge und stellte mich auf die Zehenspitzen, um ihn zu sehen …

… als ich plötzlich erstarrte und die ganze Welt mit kreischenden Bremsen zum Stillstand kam.

Der Mann aus meinen Träumen – er war mit uns am Strand.

sechs

»CLEA!«, RIEF BEN, als er sich zwischen den Tanzenden hindurchdrängte und endlich vor mir stand.

Ich sah ihn nicht einmal an. Mein Blick war auf einen Punkt etwa fünfzehn Meter entfernt gerichtet, wo der Mann ganz allein stand und mit zusammengekniffenen Augen in den Sand starrte, als würde er dort etwas suchen.

Er trug Jeans, eine Lederjacke und ein graues T-Shirt.

Plötzlich hob er den Kopf und sah mich direkt an. Es war das Gesicht, das ich kannte wie mein eigenes, und ich sah, wie seine Augen sich vor Schreck weiteten, genau wie die meinen.

Dann drehte er sich um und floh den Strand hinunter.

»NEIN!«, schrie ich und rannte ihm ohne Zögern hinterher.

»Clea?«, rief Ben, doch ich hörte ihn kaum. Ich hatte nur noch Augen für den Mann. Ich musste ihn aufhalten, musste ihn einholen, ehe er außer Sichtweite war.

Er war schnell, aber ich auch. Auf dem Laufband schaffte ich locker einen Kilometer in vier Minuten und dank Krav Maga hatte ich eine gute Ausdauer. Ich jagte ihn über den Strand der Copacabana, wich vereinzelten Grüppchen von Feiernden aus und flitzte weiter.

Der Mann hielt nicht an, als er den Leme Hill erreichte, den von Buschwerk überwucherten Berg am Nordende des Strands, sondern tauchte in vollem Lauf in die dichte Vegetation ein. Er mied den gerodeten Weg und schlug sich stattdessen in den Schutz des wild wuchernden Unterholzes. Ich folgte ihm, ohne zu zögern, obwohl ich meine Schuhe weit hinter mir gelassen hatte. Jetzt war er im Vorteil und schnell hatte ich ihn aus den Augen verloren, doch er hinterließ einen Pfad zertrampelter Pflanzen und ich pflügte ihm nach, laut keuchend, als ich versuchte, das Tempo wieder anzuziehen.

Ich sah die knorrigen Wurzeln nicht. In einer Sekunde rannte ich noch, so schnell ich konnte, in der nächsten schrie ich auf, als ein stechender Schmerz meinen Knöchel durchzuckte und ich kopfüber im Gestrüpp landete.

»NEIN!!!«, schrie ich, mehr aus Frust darüber, dass er mir

entkommen war, als wegen der Verletzung, die ich mir zugezogen hatte. Ich versuchte aufzustehen, doch mein linker Knöchel konnte mein Gewicht nicht tragen und ich plumpste wieder auf den Boden.

»Shit!«, fluchte ich und drehte mich ein wenig, um meinen rapide anschwellenden Knöchel zu untersuchen. »Mist-Mist-Mist-MIST!«

Ich versuchte noch einmal, mich aufzurappeln, diesmal vorsichtiger, aber es ging nicht und ich sank wieder zusammen. Wütend schlug ich mit der Hand auf den Boden.

Na toll. Ich war ganz allein am Ende der Welt mit einem verstauchten Fuß, außerstande auch nur einen Schritt zu tun. Plötzlich überwältigte mich das Gefühl der Niederlage mit aller Macht und alles stürmte auf mich ein: der Verlust meines Vaters, die Albträume, die anderen Träume, die Geheimnisse, der Schmerz und die Müdigkeit. Am liebsten wäre ich wieder sechs Jahre alt gewesen und hätte mich in meinem Bett zusammengerollt und Mami und Papi sollten mich zudecken und mir einen Gutenachtkuss geben.

Das war es, was ich wollte. Es war so einfach und doch so unerreichbar. Ich hatte nichts mehr, woran ich mich festhalten konnte … ich rollte mich zusammen und schluchzte hemmungslos.

»Hey … alles okay mit dir?«

Ich erkannte die Stimme – wie hatte ich in meinen Träume wissen können, wie seine Stimme klang? –, doch als er sich neben mich kniete, rückte ich von ihm ab.

»Fass mich nicht an!«, fauchte ich.

Er hob die Hände, um zu zeigen, dass er mir nichts tun wollte. »Okay, okay«, sagte er mit einem Schmunzeln. »*Du* hast *mich* gejagt – schon vergessen?«

Ich funkelte ihn an. Es war eine Meisterleistung an Zurückhaltung, was ich da bot, denn in Wahrheit herrschte in mir das totale Chaos und meine Gefühle fuhren Achterbahn, jetzt, da ich ihn leibhaftig vor mir hatte.

Ich durfte nicht vergessen, dass er ein Fremder war, sagte ich mir. Höchstwahrscheinlich ein gefährlicher Fremder. Am liebsten hätte ich ihn tausend Dinge auf einmal gefragt, aber es war wichtig, dass ich jetzt stark blieb.

»Tut mir leid«, sagte er. »Ich dachte, du hättest dich verletzt.«

»Ich *habe* mich verletzt. Mein Knöchel ist verstaucht.«

»Vielleicht solltest du besser keine fremden Männer durch den Wald verfolgen.«

»Vielleicht solltest du nicht so tun, als würdest du mich nicht kennen.«

Einen Moment lang weiteten sich seine Augen vor Schreck. »Du erinn–«

Dann schüttelte er kaum merklich den Kopf, als wolle er einen unliebsamen Gedanken loswerden, und seine Miene entspannte sich wieder. Nur seine zusammengebissenen Zähne verrieten seine Nervosität.

»Du musst dich täuschen. Ich glaube nicht, dass wir uns schon mal begegnet sind.«

»Sicher? Schaust du alle Mädchen an, als hätten sie dich mit deiner Hand in ihrem Geldbeutel erwischt?«

»Ich weiß nicht, wovon du sprichst –«

»Und dann bist du weggerannt. So schnell es ging, obwohl du wusstest, dass ich versucht habe, dich einzuholen. Das ist doch nicht normal. So benimmt man sich nicht Fremden gegenüber.«

Der Mann presste die Lippen aufeinander und die rechte Faust gegen seine Schläfe – eine Geste, die mir so vertraut war, dass es mich beinahe aus der Fassung brachte. Irgendwie gelang es mir, ihn weiterhin mit eiskaltem Blick anzusehen.

Er senkte die Faust und lächelte, doch das Lächeln erreichte nicht seine Augen.

»Ich habe mich dumm verhalten«, sagte er steif. »Ich habe keine gute Erklärung dafür, außer, dass ich die Gesellschaft anderer meide. Ich bin nur zurückgekommen, weil du dich verletzt hast und es mir unverantwortlich vorkam, ein Mädchen ganz allein mitten im Nirgendwo liegen zu lassen. Aber wenn ich lieber gehen soll …«

»Nein.«

»Gut. Dann lass mich deinen Knöchel anschauen.«

Er beugte sich vor und zog die Augenbrauen hoch, was wohl heißen sollte, dass ich ihm mein Bein zeigen sollte. Ich streckte es ihm hin. Als er gerade meinen Fuß in die Hände nahm, knackte es im Gebüsch hinter uns.

»Oh Gott, geh von ihr weg! Was hast du getan?«

Ich fuhr herum, als Ben mit feuerrotem Gesicht auf die Lichtung stürzte und den Mann wegstieß.

»Ben!«, protestierte ich.

»Ganz ruhig«, sagte der Fremde und stand auf. »Sie ist verletzt. Ich wollte mir nur ihren Knöchel –«

»Geh. Weg. Von. Ihr«, knurrte Ben.

»Ben, hör auf«, sagte ich.

Er sah mich verwirrt an, dann wandte er sich wieder an den Mann. Seine Körperhaltung erinnerte mich an einen Pit Bull, der an der Leine zerrt. Unter anderen Umständen wäre es vielleicht lustig gewesen: der schlaksige Bücherwurm Ben, der nie im Leben eine Bedrohung für diesen großen, kräftigen Mann darstellen würde.

Der Mann wich zurück. »Es ist nichts gebrochen oder gerissen«, meinte er und nickte in Richtung meines Fußes. »Nur eine Zerrung. Morgen sollte es wieder in Ordnung sein.«

Ben ließ den Fremden nicht aus den Augen, während er mit ruhiger, bedachter Stimme zu mir sagte: »Was du tun musst, Clea, ist ganz einfach. Sag ihm, dass er dir gleichgültig ist. Dass er dich in Ruhe lassen soll. Ein für alle Mal. Sag ihm, du verdammst ihn, hinfortzugehen und bis in alle Ewigkeit die Welt zu durchstreifen.«

Hatte er den Verstand verloren? »Wovon sprichst du?«

»Alte Mythologie«, erklärte Ben. »So wird man einen Incubus los.«

»Einen was?« Der Mann lachte.

Ben machte ein ernstes Gesicht. »Sag es, Clea.«

»Bitte … macht euch keine Umstände.« Der Fremde hob die Hände. »Ich gehe von selbst.«

Er machte einen Schritt in Richtung Wald und ich wollte gerade, so laut ich konnte, »NEIN!« schreien, doch das war gar nicht nötig.

»STOPP!« Mit einem Satz war Ben bei ihm, jede Faser seines Körpers angespannt. Er packte das Handgelenk des Mannes und hielt es vor sein Gesicht. »Wo hast du das her?«

Ich riss die Augen auf, als ich begriff, was Ben entdeckt hatte. Nicht zu fassen, dass ich es nicht selbst bemerkt hatte. Bei jedem anderen wäre mir das sicher sofort aufgefallen, aber diesen Mann leibhaftig vor mir stehen zu sehen, hatte mich völlig durcheinandergebracht …

Er trug die Uhr meines Vaters. Eine silberne Omega. Dad und Mom hatten sich gegenseitig die entsprechenden Modelle am ersten Tag ihrer Flitterwochen gekauft und sie seither so gut wie nie abgenommen. Es war jedes Mal ein halber Weltuntergang gewesen, wenn einer von ihnen gedacht hatte, er hätte die Uhr verloren, und wir mussten alles andere stehen und liegen lassen und das ganze Haus auf den Kopf stellen, bis wir sie wieder gefunden hatten.

Und *diese* Uhr befand sich nun am Handgelenk des Mannes.

»Ich weiß nicht, was das soll«, sagte er. »Das ist nur meine Uhr.«

»Erzähl mir keinen Scheiß.« Ben klipste die Uhr auf, zog sie über die Hand des Mannes und warf sie zu mir. »Clea?«

Meine Hände zitterten, als ich sie untersuchte. Natürlich gab es viele Uhren, die genau so aussahen wie die meines Dads, und es war nicht auszuschließen, dass dieser Mann dieselbe Marke und das gleiche Modell besaß.

Ich drehte die Uhr um und schaute auf die Rückseite des Gehäuses. In feinen, kursiven Buchstaben waren die Worte: *Grant – Meine Liebe ist für immer Dein. Victoria* eingraviert.

Unter der Gravur waren ein paar Kratzer, aber das tat nichts zur Sache. Die Uhr war zweifellos die meines Vaters.

Ich zitterte jetzt am ganzen Körper und spürte einen wahnsinnigen Zorn in mir hochkochen, während ich mit den Tränen kämpfte. »Was hast du ihm getan?«, schrie ich.

»Nichts«, protestierte der Fremde. »Ich habe nichts gemacht. Du hast recht. Die Uhr gehört nicht mir. Ein Mann hat sie mir gegeben.«

»Lügner«, zischte Ben.

Ich umklammerte die Uhr ganz fest und kämpfte mich auf die Beine. Mein Knöchel schmerzte noch immer zu stark, um zu laufen, deshalb hüpfte ich die paar Schritte zu Ben auf einem Bein und stützte mich bei ihm ab. Ich fixierte die Augen des Mannes und blendete alles andere aus, bis auf das, was ich sicher wusste: Es gab eine Verbindung zwischen ihm und meinem Vater. Meine Augen bohrten sich in seine, als ich unter Schmerzen fauchte: »Das ist die Uhr meines Vaters. Er würde sie nie irgendjemand anderem geben. Niemals. Und jetzt will ich gefälligst wissen, wer verdammt noch mal du bist und wie du an diese Uhr gekommen bist.«

Der Fremde hob eine Augenbraue und mir wurde bewusst, wie absurd es war, dass ich versuchte, ihn unter Druck zu setzen, wo ich mich doch nicht einmal ohne Hilfe aufrecht halten konnte.

Der Mann hielt das Handgelenk hoch, das Ben noch immer wie in einem Schraubstock gepackt hatte. »Kann ich vielleicht erst meinen Arm zurückhaben?«

»Damit du wegrennen kannst?«, blaffte Ben ihn an. »Hältst du mich für bescheuert?«

Der Fremde sah ihn einfach nur an. »Wenn ich wirklich fliehen wollte, dann könnte mich keiner von euch aufhalten.«

Da hatte er natürlich recht. »Lass ihn los«, sagte ich.

»Clea …«

»Ich will hören, was er zu sagen hat. Lass ihn los.«

Ben gab seinen Arm frei.

Ich stopfte die Uhr meines Vaters schnell in meine Fototasche, dann funkelte ich den Mann an und fragte: »Wer bist du?«

Er holte tief Luft, als wäre das eine lange Geschichte, aber dann stieß er sie wieder aus und sagte einfach: »Ich bin Sage. Schön, dich kennenzulernen, Clea.«

Sage. Es ging mir durch und durch, als er meinen Namen aussprach.

»Hübsche Kette«, fügte er hinzu.

»Was soll der Scheiß?«, explodierte Ben. »Wir sind hier nicht auf einer Cocktailparty!«

»Dein Freund hat einen ausgeprägten Beschützerinstinkt«, bemerkte Sage. »Das ist gut.«

»Deine Meinung interessiert mich nicht«, erwiderte ich kalt. Was eine glatte Lüge war. Ich war sehr an ihm interessiert und wollte ihm dringend klarmachen, dass Ben und ich kein Paar waren. Doch ich schob diesen Gedanken schnell wieder weg.

»Grant Raymond, mein Vater, verschwand vor über einem Jahr hier in der Gegend. Du hast seine Uhr. Kannst du mir das erklären?«

Sage ging nicht auf meine Frage ein. »Dein Vater war ein guter Mann, Clea«, sagte er stattdessen. »Pass gut auf dich auf. Ich wünsche dir ein langes, glückliches Leben.« Er streckte die Hand vor und strich mit den Fingern leicht über meine Wange. Meine Haut brannte unter seiner Berührung. Ich wollte mehr davon, doch im

nächsten Moment war er weg und arbeitete sich schon durch das Gebüsch.

»WARTE!« Ich war wütend, dass meine Beine mich so im Stich ließen und ich ihn nicht verfolgen konnte. Endlich hatte ich Sage gefunden. Ich war mir ganz sicher, dass er der Mann aus meinen Träumen war. Nicht nur jemand, der ihm ähnlich sah. Er war es, der mich verstand wie niemand zuvor – und jetzt konnte ich nur zusehen, wie er im Wald verschwand, und hatte noch immer keine Antwort darauf, woher er meinen Vater kannte. Hatte Sage ihm etwas angetan? Ich konnte es mir nicht vorstellen, doch in meinem Kopf wirbelten so viele verschiedene Gedanken und Gefühle durcheinander, dass ich nicht mehr wusste, was ich glauben sollte.

Ben zog sein Handy heraus.

»Der entkommt uns nicht. Ich rufe die Polizei und sage, dass er etwas mit dem Verschwinden deines Vaters zu tun hat. Wir können ihn beschreiben – wir haben sogar Fotos. Warte, nein, die Fotos können wir nicht verwenden, das würde zu kompliziert werden. Oder meinst du, wir sollten sie ihnen zeigen?«

Ich hörte Bens aufgeregte Stimme, doch ich hatte keinen Schimmer, was er sagte. Ich konnte die Augen nicht von der Stelle abwenden, an der Sage im Gebüsch verschwunden war.

Wosch! Ein riesiger schwarzer Schatten sprang aus einem der Bäume, landete auf Ben und riss ihn zu Boden.

»BEN!«

Bevor ich reagieren konnte, packte jemand meine Arme und drehte sie mir auf den Rücken. Instinktiv trat ich mit meinem guten Bein so kräftig wie möglich nach hinten und traf meinen Angreifer am Knie. Sein Griff lockerte sich und ich rammte meinen Ellbogen nach hinten in sein Gesicht, fuhr herum und versetzte ihm einen Schlag nach dem anderen in die Magengrube … bis ich von hinten gepackt und hochgehoben wurde. Ich trat um mich, dann packte der erste Typ meine Beine und klemmte sie sich links und rechts unter die Arme. »Da haben wir aber eine Wildkatze erwischt!« Der Mann sprach mit einem harten Akzent, der schwer zu verstehen war. Ich warf den Kopf zurück, um einen Blick auf sein Gesicht zu erhaschen. Sollte ich die Gelegenheit dazu bekommen, wollte ich ihn gut beschreiben können. Ich roch es, noch

bevor ich es sah: den Fäulnisgestank seiner maroden schwarzen Zähne. Seine teigigen Wangen waren eingesunken, an Stirn und Kinn hatte er offene Stellen und über seinen Hals lief ein großes, verblasstes Tattoo: ein Totenschädel, aus dessen Augenhöhlen Feuer loderte. Darunter standen die Buchstaben VV. Er mochte zwar krank aussehen, aber er war stark. Ich konnte meine Arme nicht rühren.

Auf seinem Gesicht erschien ein breites, häßliches Grinsen. »Hey! Schaut mal, wer das ist!« Er wandte sich an seine Freunde, den, der meine Beine festhielt, und den, der Ben auf den Boden gedrückt hielt. »Schaut, wen wir da haben! Das ist die Tochter dieser Frau. Es ist … wie heißt sie gleich wieder? Clea! Clea Raymond! Wir haben ein reiches Promitöchterchen geschnappt. Da sollte reichlich Kohle drin sein, Kumpel –«

Wosch! Etwas schwang sich von einem der Bäume herab und erwischte ihn voll an der Nase, aus der augenblicklich Blut spritzte. Als der Mann bewusstlos wurde, ließ er meine Arme los und ich knallte mit dem Kopf voran zu Boden. Ich sah im wahrsten Sinne des Wortes Sternchen. Mit aller Macht versuchte ich, dagegen anzukämpfen, doch die Welt rückte in immer weitere Ferne, entglitt mir mehr und mehr … bis sie ganz verschwand.

Mein Bewusstsein kehrte langsam zurück. Noch bevor ich meine Augen wieder aufschlug, spürte ich, dass ich in Bewegung war.

Schnell. Sehr schnell.

Jedoch ohne selbst etwas zu tun. Wie war das möglich?

Moment mal – da waren Arme, die meine Beine umklammerten.

Es war der Typ – er musste es sein –, der meine Beine festgehalten hatte. Und jetzt hatte er mich über seine Schulter geworfen und rannte mit mir davon.

Als meine Sinne allmählich zurückkehrten, überlegte ich fieberhaft, was ich tun sollte. Gab es irgendeinen Ausweg?

Einen Vorteil hatte ich: Der Typ, der mich trug, dachte, ich sei noch immer bewusstlos. Ich tastete nach seinem Shirt und seiner Jacke und zog sie vorsichtig hoch.

Dann holte ich tief Luft und grub meine Nägel, so schnell und fest ich konnte, in seine Haut. Mit Befriedigung merkte ich, wie sich in ihrer Spur vier lange Blutstriemen öffneten.

»AU!!«, schrie der Mann.

Ich riss die Augen auf und war schlagartig wieder vollkommen klar. Die Stimme. Das war Sage.

Ich hing über *Sages* Schulter und er rannte.

Entführte er mich?

Ich wand mich in seinem Arm und schlug wild um mich. »Lass mich runter!«

»Hör auf!«, knurrte Sage und hinter mir flüsterte Bens Stimme: »Clea!«

Ich blickte hoch und sah Ben. Er legte den Finger an die Lippen, dann deutete er hinter sich.

Jetzt verstand ich. Sage hatte uns gerettet, aber wir waren noch nicht aus der Gefahrenzone. Wahrscheinlich war ich nicht besonders lange ohnmächtig gewesen, denn wie es aussah, befanden wir uns noch immer in demselben dschungelartigen Dickicht wie zuvor.

Plötzlich stieg Panik in mir auf.

»Meine Kamera!«, wisperte ich Ben zu. Meine Fototasche war nicht mehr über meiner Schulter. Die Uhr meines Vaters befand sich darin. Ich hatte sie verloren.

Ben hielt die Fototasche hoch. Natürlich hatte er sie nicht zurückgelassen. Dafür hätte ich ihn küssen können.

Wir waren also für den Moment in Sicherheit – zumindest so halbwegs –, aber es gefiel mir dennoch nicht, hilflos über jemandes Schulter zu hängen. Am liebsten hätte ich verlangt, dass Sage mich sofort absetzte, doch angesichts der pochenden Schmerzen in meinem Kopf und meines angeschlagenen Knöchels waren wir wohl schneller, wenn ich blieb, wo ich war.

Mir war immer noch eine wenig schwummrig und irgendetwas nagte an mir. Irgendeine Bemerkung der Angreifer … doch ich bekam es nicht zu fassen. Dass ich mit einer Gehirnerschütterung kopfüber nach unten hing und durchgeschüttelt wurde, machte die Sache nicht gerade besser. Den Kopf zu heben, verursachte mir Übelkeit, also ließ ich ihn wieder nach unten baumeln. Ich dachte an Rayna, die auf Yoga schwor und immer davon schwärmte, wie sie damit »ein Maximum an Entspannung erreichte«. Ich fragte mich, ob sie dazu in der Lage wäre, eine gemütliche Position zu finden, während sie über jemandes

Schulter lag. Und ob sie in dieser Stellung mehr oder weniger entspannt wäre, wenn sie wüsste, dass die fragliche Schulter möglichweise zu einem Incubus gehörte, der durch ihre Träume gespukt war.

Ich kicherte.

Es war offensichtlich, dass ich nicht ganz zurechnungsfähig war.

»Hier rein«, hörte ich Sage flüstern und er ließ mich von der Schulter in seine Arme gleiten. Er stand vor einem undurchdringlichen Gestrüpp, doch als er die Blätterwand mit dem Fuß teilte, kam ein kleines Loch zum Vorschein. Ben kroch hinein. Dann sah Sage auf mich herab.

»Schaffst du das?«, fragte er leise.

Auf mein Nicken hin setzte er mich ab. Ich musste mich fast ganz flach hinlegen, um hineinzukommen, und arbeitete mich schier endlos voran. Ich konnte nichts sehen, doch direkt vor mir hörte ich das Schaben von Bens Schuhen. Ich lauschte auf Sage hinter mir, den ich jedoch nicht hörte. War er überhaupt da? Hier drin war nicht einmal genug Platz, um sich umzudrehen.

Mir wurde die Kehle eng und ich konnte nicht schlucken. Was, wenn das eine Falle war? Was, wenn Sage wirklich ein böser Geist und das ein Falle war? Wenn Ben gleich am Ende einer Sackgasse ankam? Wir würden versuchen, rückwärts zu kriechen … nur, um herauszufinden, dass Sage den Eingang verschlossen hatte und uns hier in diesem provisorischen Sarg ersticken ließ.

War er so an die Uhr meines Vaters gekommen? Hatte er Dad auf dem Gewissen?

Ich begann zu hyperventilieren und zwang mich, ganz langsam und tief zu atmen. Ich musste Ruhe bewahren. Jetzt ohnmächtig zu werden, war das Schlimmste, was passieren konnte. Ich steigerte mich wieder in etwas hinein, malte den Teufel an die Wand, statt mitten im Hier und Jetzt zu sein und mich zu konzentrieren. Wie Rayna beim Yoga.

Rayna. Yoga. Konzentrieren.

Wie ein Mantra sagte ich es immer wieder vor mich hin, um ruhig zu bleiben, und nach wenigen Augenblicken öffnete sich der Tunnel zu einer großen Höhle, deren Decke etwa zwei Meter fünfzig hoch war. Von oben fiel ein klein wenig Licht herein, gerade genug, um den Raum

und Ben auszumachen. Er eilte herbei und half mir auf die Beine.

»Sag mir bitte, dass ich nicht als Einziger gedacht habe, dass er uns eine Falle stellt«, murmelte er.

»Ich habe mir die ganze Zeit vorgestellt, wie wir in einer Sackgasse enden«, gab ich zu.

Wir lachten hysterisch vor Erleichterung, als Sage in der Höhle auftauchte.

»Alles in Ordnung?«, fragte er.

Ich nickte und dann erinnerte ich mich – an die Bemerkung, die mir keine Ruhe gelassen hatte.

»Die Männer, die uns angegriffen haben … zuerst wussten sie nicht, wer ich bin.«

»Weil sie nicht hinter dir her waren«, sagte Sage, »sondern hinter mir.«

»Wer ist hinter dir her?«, fragte ich. »Warum?«

»Darüber will ich nicht sprechen.«

»Solltest du aber«, konterte ich. »Denn sonst könnte ich zu dem Schluss kommen, dass du hinter dem Verschwinden meines Vaters steckst.«

Sage starrte mich ungläubig an. »Ich habe dir gerade das Leben gerettet. Bedeutet das etwas gar nichts?«

»Nicht, wenn du nicht sagst, was du weißt. Du könntest genauso gefährlich sein wie sie.«

»Glaubst du das wirklich?«

Er sah mich an und wir wussten beide, dass ich das ganz und gar nicht glaubte. Aber das würde ich nie zugeben. Ich hielt seinem Blick stand, als er sich gegen die Wand lehnte und langsam in die Hocke ging. Anscheinend stellte er sich auf eine längere Wartezeit ein.

»Gut«, sagte er. »Ich erzähle dir alles, was ich sagen kann. Muss ich sowieso, denn wie die Dinge stehen … hängen wir jetzt gemeinsam in dieser Sache drin.«

»GENAU GENOMMEN«, widersprach Ben, »stecken wir da *nicht* gemeinsam drin. Wir bleiben nur hier, bis die Luft rein ist. Dann gehen wir beide und wenn du Glück hast, zeigen wir dich nicht bei der Polizei an.«

»Sehr witzig.« Sage wandte sich an mich. »Dein Freund ist lustig. Aber ihr werdet nicht zur Polizei gehen, wenn wir hier rauskommen, weil ihr euch nämlich wünschen werdet, dass ich bei euch bin und sonst nirgends.«

»Ja klar«, spottete Ben.

»Hört zu, ich weiß, wie diese Kerle ticken. Sie haben gesehen, dass ich euch geholfen habe, also denken sie jetzt, dass wir zusammengehören, und sie könnten euch benutzen, um an mich ranzukommen. Das habe ich schon mal erlebt.« Sage sah mich an und sein Gesicht wurde ernst. »Mit deinem Vater.«

»Du musst mir sagen, woher du ihn kennst«, bat ich. »Ich will alles wissen. Wo bist du ihm über den Weg gelaufen?«

»Bin ich gar nicht richtig. Er ist mir über den Weg gelaufen. Er hat nach mir gesucht, weil ich Informationen über etwas besitze, das ihn interessierte.«

»Und was war das?«, hakte ich nach.

Sage holte tief Luft, dann stieß er sie aus, als er antwortete: »Etwas, das man das Elixir des Lebens nennt.«

Ben horchte auf. »Was weißt du über das Elixir des Lebens?«

»*Ich* weiß, dass es lächerlich ist! Bitte sag mir, dass mein Dad nicht auf irgendeinen Psychopathen hereingefallen ist, der davon besessen war.«

»Das kann ich dir nicht sagen«, meinte Sage.

»Aber das ist verrückt!« Es war mehr, als ich ertragen konnte. Die Vorstellung, dass jemand meinem Vater etwas angetan hatte, wegen etwas, das gar nicht existierte …

»Grant hielt es nicht für verrückt«, unterbrach Ben meine Gedanken. »Er glaubte daran. Er wusste, das wäre der ultimative Durchbruch in der modernen Medizin.«

»Das hat nichts mit Medizin zu tun«, sagte ich. »Das ist ein Zaubertrank aus dem Märchenland, der Leuten das ewige Leben schenkt.«

»Bei hoher Dosierung«, wandte Ben ein. »In kleinen Mengen besitzt es unglaubliche Heilkräfte. Es heilt jede Krankheit.«

»Weißt du, wie du dich anhörst?«, fragte ich.

»Du hast nicht die Forschungsarbeit deines Vaters gesehen. Er besitzt eine ganze Bibliothek zu dem Thema – nicht nur zur Mythologie, sondern auch zu allen Aspekten der Geschichtswissenschaft. Woher, meinst du, wusste er, wo man nach den Phiolen graben musste?«

»Den *leeren* Phiolen«, erinnerte ich ihn.

»Leer«, schaltete sich nun auch Sage ein, »weil das Elixir des Lebens umgefüllt und woanders hingebracht worden ist. Das ist die Information, die ich habe – ich weiß, wo es sich befindet.«

»Du weißt es?« Von einem Augenblick zum anderen glühte Bens Gesicht plötzlich vor Aufregung, das Misstrauen war gewichen.

»Genau.« Sage sprach langsam, als suche er nach den richtigen Worten. »Aber ich weiß nicht genau, wie man herankommen kann. Es ist, als hätte ich nur einen Teil des Puzzles. Cleas Vater meinte, er hätte den anderen.«

Ben nickte eifrig. »Okay, Wahnsinn. Das ergibt absolut Sinn … aber woher wusste er, wo er dich finden würde?«

»Keine Ahnung«, sagte Sage. »Ich habe es ihm nicht leicht gemacht. Ich verstecke mich vor zwei äußerst gefährlichen Gruppen, die alles dafür geben würden, um an das Elixir zu kommen: *Die Retter des Ewigen Lebens* und die *Verfluchte Vergeltung.*«

»Verfluchte Vergeltung«, murmelte ich. »VV. Der Typ, der mich festgehalten hat, hatte VV auf seinen Hals tätowiert.«

»Dann waren das also sie«, meinte Sage. »Beide Gruppierungen sind schon ewig aktiv, aber ich habe das Gefühl, sie sind stärker geworden, seit dein Vater die Phiolen des Elixirs ausgegraben hat, also bin ich abgetaucht. Niemand hat mich je ausfindig gemacht, bis er an meiner Tür klopfte. Es war ein Schock und ich hätte ihn nie reingelassen, wenn ich ihn nicht aus den Medien gekannt hätte. Außerdem hat er so ernst gewirkt, fast düster …«

»Wie Dr. Prichard es gesagt hat«, fiel mir ein. »Er hat uns erzählt,

Dad wäre sehr angespannt gewesen in den Tagen vor seinem Verschwinden.«

»Das stimmt«, murmelte Ben. Dann kam ihm irgendetwas in den Sinn und er fragte: »Sag mal – und wie hat er reagiert, als er dich sah? Dich leibhaftig gesehen hat nach all den Jahren …«

»Er hat sich ziemlich seltsam benommen«, gab Sage zu. »Aber … was meinst du mit ›nach all den Jahren‹?«

»Die Bilder«, sagte ich. »Du bist über die Jahre immer wieder auf meinen Fotos aufgetaucht.«

»Wie kann das sein?« Sage sah mich verwundert an. »Wir sind uns doch noch nie begegnet?«

Ich wusste nicht, was ich von ihm erwartet hatte, aber *das* bestimmt nicht. Ich dachte, er wäre der Einzige, der mir das mit den Fotos erklären könnte. Wenn er das alles genauso wenig verstand wie ich, was hatte das dann zu bedeuten? Ich sah ihm direkt in die Augen – log er? Nein, er wirkte ehrlich verwundert. Ich wusste nicht, was ich sagen sollte, also griff ich nach etwas Realem.

»Was ist dann mit meinem Dad passiert?«, fragte ich.

»Er sagte, er wüsste, wie wir das Elixir wiederfinden könnten und dass wir Kontakt zu irgendeiner ›dunklen Dame‹ aufnehmen müssten. *Dark Lady* nannte er sie.«

»Einer dunklen Dame?«, fragte ich zweifelnd. »So würde sich mein Dad nicht ausdrücken.«

»Genau das waren seine Worte«, beharrte Sage.

»Hat er gesagt, wo du sie finden kannst?«, fragte Ben.

Sage schüttelte den Kopf. »Nein, er hat versprochen, mich zu ihr zu bringen. Wir verabredeten uns am nächsten Tag im Tijuca Forest.«

Er wandte sich an mich. »Ich glaube, dein Vater hatte Angst, dass ich nicht kommen würde. Als eine seltsame Art umgekehrtes Pfand gab er mir seine Uhr. Er sagte, sie wäre sein wertvollster Besitz und er wisse, dass ich ein guter Mensch sei und mich nicht mit etwas davonmachen würde, das ihm so viel bedeutet.«

Ich lächelte. Das klang schon mehr nach Dad: Er glaubte daran, dass Leute stets die Erwartungen erfüllen, die man in sie setzt – je nachdem, ob man ihnen viel oder wenig Vertrauen schenkt.

»Was ist passiert? Was ging schief?«, wollte Ben wissen. »Warum

seid ihr nicht losgezogen?«

»Ich weiß es nicht«, gab Sage zu. »Er ist nicht erschienen. Ich dachte, dass ihm vielleicht etwas dazwischengekommen ist, also bin ich am nächsten Tag zur selben Zeit wieder an den vereinbarten Treffpunkt gegangen. Und am übernächsten auch. Mehrere Tage lang. Dann habe ich in den Nachrichten gesehen, dass er verschwunden ist, und wusste, dass auch ich nicht mehr in Sicherheit bin, woraufhin ich das Land verlassen habe.«

Ich sah ihn ungläubig an. »Das ist alles? Du bist nicht zur Polizei gegangen? Hast keinen Kontakt mit *meiner Familie* aufgenommen?«

»Ich konnte mich nicht einfach so in der Öffentlichkeit zeigen«, verteidigte sich Sage. »Ich durfte keinerlei Aufmerksamkeit auf mich ziehen.«

»Das darf doch nicht wahr sein! Wir sprechen über das Leben meines Vaters! Wenn du uns von diesen Leuten erzählt hättest, dann hätten wir das letzte Jahr damit verbracht, sie ausfindig zu machen. Er könnte noch am Leben sein!«

»Du gehst davon aus, dass er es nicht ist?«, sagte Sage.

Ich machte den Mund auf, um zu antworten, schloss ihn aber, als ich die Tragweite seiner Worte erfasste.

»Glaubst du, dass mein Vater noch lebt?«

»Ich halte es für sehr wahrscheinlich. Um an das Elixir zu kommen, benötigen beide Gruppen Grants und mein Wissen. Wenn er nicht unvernünftig genug war, ihnen seine Informationen zu geben, dann lebt er noch.«

»Warte«, sagte Ben. »Wenn diese Leute euch beide brauchen, warum haben die dann nur ihn gekidnappt? Warum haben sie nicht bis zu eurem Treffen im Wald gewartet?«

»Grant muss gemerkt haben, dass ihm jemand auf den Fersen ist, also hat er seine Pläne geändert. Vermutlich dachte er, dann wären wir beide in Sicherheit, aber sie haben anscheinend beschlossen zuzuschlagen, damit sie wenigstens einen von uns haben. Wie ihr heute Morgen gesehen habt … sind sie immer noch hinter mir her.«

»Dann glaubst du also, dass er noch am Leben ist.« Fast widerwillig ließ ich diesen Gedanken zu, dabei wünschte ich es mir so sehnlich. Die Vorstellung, dass Dad wirklich noch leben könnte – auch wenn er

verletzt war, auch wenn man ihn gefoltert hatte –, war einfach zu wundervoll.

»Und was machen wir jetzt?«, fragte ich. »Wie können wir ihn finden?«

»Und das Elixir des Lebens?«, fügte Ben hinzu.

»Es *gibt* kein Elixir des Lebens«, fuhr ich ihn an.

»Doch, gibt es«, sagten Ben und Sage wie aus einem Munde.

»Unfug. Und selbst wenn, wäre es mir egal, außer es würde uns bei der Suche nach meinem Vater helfen.«

»Was natürlich der Fall sein könnte«, meinte Sage.

Ben und ich starrten ihn an.

»Inwiefern?«, fragte ich.

»Wir begeben uns auf die Reise, die ich eigentlich mit Grant unternehmen wollte. Wir suchen die Dark Lady. Sie wird uns helfen, das Elixir zu finden. Genau darauf haben es die Entführer deines Vaters abgesehen. Wenn wir es haben, besitzen wir das ultimative Druckmittel und können mit ihnen verhandeln.«

»Aber wir haben keine Ahnung, wer und wo diese dunkle Dame ist«, gab Ben zu bedenken.

»Dad hatte es herausgefunden, bevor er Sage aufgesucht hat, richtig?«, sagte ich zu ihm. »Das heißt, er hat es zu Hause ausgetüftelt. Du weißt, dass er sich alles notiert und seine ganzen Forschungsergebnisse gut aufbewahrt hat. Ich wette, dass sich irgendwo im Haus ein Hinweis darauf befindet, was er vorhatte.«

Ben wandte sich an Sage. »Okay. Dann musst du Clea und mir nur noch sagen, was du über das Elixir weißt, und wir können es holen. Wir müssen uns nie wiedersehen.«

Sage schüttelte den Kopf. »Ausgeschlossen. Wie ich schon sagte: Man bringt euch jetzt mit mir in Verbindung und das bedeutet, dass ihr in Gefahr schwebt. Ich glaube, das hast du noch nicht verstanden.«

»Oh, ich habe sehr gut verstanden«, meinte Ben. »Meiner Meinung nach sind Clea und ich alleine aber sicherer. Und bei allem Respekt – ich vertraue dir nicht ganz. Und Clea wahrscheinlich auch nicht.«

»Respekt zur Kenntnis genommen«, sagte Sage ironisch, »aber ich werde euch nicht sagen, was ich über das Elixir weiß, also kommt ihr ohne mich nicht weiter.«

Die beiden Männer funkelten sich an.

»Prima«, ging ich dazwischen, »dann fahren wir eben alle zusammen nach Connecticut.«

»Das sagst du so einfach«, meinte Sage. »Wer immer deinen Vater gefangen hält – und auch alle anderen, die hinter dem Elixir her sind –, sie lassen euer Haus bestimmt nicht aus den Augen. Es würde mich nicht wundern, wenn es nicht schon mehrmals nach Hinweisen abgesucht worden wäre, seit Grant die Phiolen entdeckt hat. Und jetzt, da ihr in der Sache mit drinsteckt, wird es dort vor Spionen nur so wimmeln.«

»Unmöglich. An der Security kommt bei uns keiner vorbei.« Doch noch während ich das sagte, musste ich wieder an das Büro meines Vaters denken und meine plötzliche Gewissheit, dass jemand in seinen Sachen gewühlt hatte. Ich tauschte einen Blick mit Ben, der nickte, weil er sich anscheinend ebenfalls daran erinnerte.

»Okay«, sagte ich zu Sage. »Wie sollen wir dann deiner Meinung nach an die Informationen kommen, wenn sie sich bei mir zu Hause befinden?«

»Wir fahren hin, aber wir müssen es schlau anstellen. Eigentlich würde ich jetzt sagen: ›Vertraut mir‹, aber das ist wohl zu viel verlangt.«

Ben verschränkte die Arme vor der Brust, während ich Sage unverbindlich ansah.

»Dachte ich mir«, bemerkte er. »Passt auf: Wir müssen komplett unter dem Radar fliegen. Hat einer von euch beiden das schon mal gemacht?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Als Erstes warten wir, bis es Nacht ist. Ich glaube zwar, dass die Kerle längst abgezogen sind, aber ich will kein Risiko eingehen. Außerdem kann sich dann dein Knöchel noch ein wenig erholen. Ich würde dich ja tragen«, fügte er hinzu, »aber dazu müsste ich dir erst die Krallen stutzen.«

»Vergiss es«, gab ich zurück.

Sage dehnte sich übertrieben. »In der Zwischenzeit sollten wir zusehen, dass wir ein bisschen Schlaf bekommen.« Er streckte sich auf dem lehmigen Boden aus. »Gute Nacht.«

Damit schloss er die Augen und lag völlig reglos da. Er konnte keinesfalls schon schlafen, aber Ben wollte sich trotzdem mit mir besprechen. Er nahm mich ein kleines Stück beiseite und lächelte schief auf Sage hinab.

»Das gefällt mir alles nicht, Clea.«

»Echt? Als das Elixir des Leben ins Spiel kam, dachte ich eigentlich, ihr wärt bereit, Blutsbrüderschaft zu schließen.«

»Ich glaube an das Elixir«, stellte Ben klar. »Genug, dass ich auch Sages Geschichte Glauben schenken möchte, ich bin mir nur nicht sicher, ob das so schlau ist. Und dann sind da noch immer die Fotos … Ich traue ihm nicht.«

»Das ist mir egal, Ben. *Dad* hat ihm vertraut. Und Sages Plan ist die einzige Chance, ihn ausfindig zu machen.«

»Kann sein, aber …« Ben wählte seine nächsten Worte mit Bedacht. »Sei einfach vorsichtig bei ihm, okay? Ich habe das Gefühl, dass …«

Ich wartete, aber er sprach nicht weiter. »Was für ein Gefühl?«

»Nichts. Ich bin für dich da. Das weißt du doch, oder?«

Ich konnte sehen, wie er mit sich rang. Es war, als versuche er, mir etwas sehr Wichtiges zu sagen, fand jedoch nicht die richtigen Worte dafür.

Er legte sich so weit wie möglich von Sage entfernt auf den Boden der Höhle und klopfte sich auf die Brust. »Kissen gefällig? Es steht nicht wirklich in meiner Stellenbeschreibung, ist aber im Angebot enthalten.« Er rieb den Saum seines Shirts zwischen zwei Fingern. »Feinste Baumwolle. Extrem weich.«

Ich rollte mich auf dem Boden zwischen den beiden zusammen. Trotz all der Aufregung merkte ich, wie mir fast augenblicklich die Augen zufielen.

»Clea?« Bens Stimme war ganz nah an meinem Ohr, doch ich war zu müde, um mich umzudrehen oder zu antworten. Ich glaube, ich brachte gerade noch ein »Hmm?« zustande, aber vielleicht war das auch nur Einbildung.

»Gute Nacht«, sagte er, dann hörte ich, wie er sich wieder hinlegte.

Eine Nacht auf hartem, kaltem Boden zu schlafen ist gar nicht so übel – zumindest, wenn man richtig müde ist. Eigentlich fühlte es sich gar nicht schlecht an und ich spürte, dass ich im Handumdrehen

einschlafen würde.

Was meine Träume für mich bereithielten, konnte ich nur erahnen.

ICH WAR OLIVIA und saß in einem Ruderboot, in dem Sage mich über den Tiber fuhr.

»Wenn du die Gesellschaft für so lächerlich hältst, dann sag deinem Vater doch, dass du nicht hingehst!«, sagte ich.

»Im Ernst? Auch wenn ich damit meinen Anteil am Familienvermögen verliere? Ich wäre mittellos. Du müsstest mich für irgendeinen Medici verlassen – einen Bräutigam, der dir deinen gewohnten Lebensstil bieten könnte.«

»Farben, Leinwand und dich – das ist alles, was ich brauche. Außer vielleicht noch ein bisschen mehr künstlerisches Talent.«

Sage sah mich mit hochgezogenen Augenbrauen an. Er fand meine Bilder großartig und schüttelte immer den Kopf über mich, wenn ich an meinen Fähigkeiten zweifelte. Ich erinnerte ihn dann stets daran, dass er befangen war.

»Wie steht's mit Essen?«, fragte er. »Du würdest etwas zu essen brauchen.«

»Obst und Gemüse – was die Natur uns eben schenkt.«

»Ein Dach über dem Kopf?«

»Wir bauen uns eine Hütte.«

»Kleidung?«

Ich lächelte Sage wissend an und er brachte das Boot fast zum Kentern.

»Sage!«, schrie ich und klammerte mich verzweifelt am Rand fest. »Ich kann nicht schwimmen!«

»Entschuldige, aber das war eine ganz berechtigte Reaktion, das würde dir jeder Mann bestätigen.«

Ich lachte. »Was macht ihr denn so bei den Treffen der Gesellschaft?«

»Das darf ich dir nicht verraten. Ich bin durch einen Eid zu absoluter Geheimhaltung verpflichtet.« Er sagte es so dermaßen geziert und arrogant, dass ich ihn direkt nachäffte und so tat, als würde ich meinen Mund zuschließen und den Schlüssel wegwerfen.

»Meine Lippen sind versiegelt«, trällerte ich.

»Sicher? Meine nämlich nicht.«

Mit Schwung zog er die Ruder ein, setzte sich mir gegenüber und begann zu erzählen, wobei er jedes Wort mit übertriebenen Gesten unterstrich, um der Geschichte noch mehr Spannung zu verleihen.

»Die Gesellschaft, meine Liebe, ist ein Zirkel viel zu reicher Männer und Damen – mich Gott sei Dank inbegriffen –, die offenbar dermaßen gelangweilt davon sind, ihr Geld zu zählen, dass sie Zauberrituale und -geschichten erfinden, um ihr Leben wieder interessant zu machen. Und ihr liebstes Märchen handelt vom …« Sage sah über die rechte und über die linke Schulter, als wolle er sicher gehen, dass wirklich niemand in Hörweite war, dann sagte er in lautem Bühnenflüsterton: *»Elixir des Lebens!«*

»Das was?«

»Du hast schon richtig gehört.«

»Für was ist es gut?«

»Also, pass auf … es ist ein *Elixir* … und es verleiht einem das ewige *Leben* …«

»Du nimmst mich auf den Arm.«

»Nur ein bisschen.«

»Erzähl mir mehr darüber«, bat ich. »Wirkt es?«

»Was glaubst du?«

»Ist jemals jemand aus der Gesellschaft gestorben?«, fragte ich. »Das wäre doch *der* Beweis oder?«

»Wäre es. Und die Antwort lautet Ja. Sie sterben genau wie alle anderen.«

»Aber damit ist die Diskussion doch vom Tisch oder?«

»Für mich schon«, meinte Sage. »Für die, die daran glauben, nicht. Sie behaupten, das Elixir zu benutzen, um Leben zu retten, wäre ein zu schwerwiegender Eingriff in die natürliche Ordnung. Angeblich darf man es nur in winzigen Mengen verabreichen, um Schmerz und Leid zu lindern, wenn jemand im Sterben liegt.«

»Sie haben die Macht, ewiges Leben zu schenken, und setzen sie nicht ein? Kommt mir wie Verschwendung vor.«

»Ja, *Zeit*verschwendung! Jedes Treffen dauert drei Stunden! Weißt du, was ich in drei Stunden alles anstellen könnte, Olivia?«

Er hatte einen Köder für mich ausgeworfen, den ich nur allzu

bereitwillig schluckte. »Da würden mir schon ein paar Dinge einfallen«, sagte ich und lächelte ihn abermals verführerisch an. Diesmal erwiderte er das Lächeln und beugte sich näher zu mir, um mich zu küssen, erst auf den Mund, dann meine Wange, meinen Hals …

»Sage«, murmelte ich, als wir auf den Boden des Bootes hinabglitten. »Ich kann wirklich nicht schwimmen.«

»Hmmm«, schnaufte er in mein Ohr, »dann müssen wir eben sehr vorsichtig sein, nicht wahr?«

Ich erwachte von einem leisen Kratzen und dachte lange Zeit, dass etwas über den Boden des Bootes schabte. Nach und nach kehrte die Erinnerung zurück. Ich war nicht in einem Boot, ich war in einer Höhle. Ich war nicht Olivia, ich war Clea.

Aber Sage war bei mir.

Ich fühlte mich immer noch schwer vom Schlaf, also blieb ich liegen und öffnete einfach die Augen.

Jetzt fiel nur ganz gedämpftes Licht in die Höhle. Mondschein. Wir mussten einen ganzen Tag und einen Teil des darauffolgenden Abends verschlafen haben.

Sage kauerte ein, zwei Meter von mir entfernt vorgebeugt auf dem Boden. Er hielt einen kleinen Stein in der Hand und kratzte konzentriert etwas in den Dreck. Ich beobachtete, wie sich die Muskeln seiner Arme dabei anspannten und sich eine kleine Falte zwischen seinen Augenbrauen bildete. Das Mondlicht verlieh seiner Haut einen silbernen Schimmer. Er sah toll aus.

Was immer er sonst auch sein mochte, Sage war bei Weitem der faszinierendste Mann, der mir je begegnet war. Ich hatte es in meinen Träumen geahnt und jetzt, im wahren Leben, spürte ich es noch viel deutlicher. Die Gelegenheit, ihn unbemerkt zu betrachten, kam mir äußerst gelegen.

Er blickte auf und ich schloss hastig die Augen, gab vor zu schlafen. Hatte er meine Blicke bemerkt? Das Kratzen hörte auf. Er sah mich an, ich wusste es. Ich hielt den Atem an und zwang mich, nicht zu schauen, ob er mich anstarrte.

Schließlich setzte das Schaben wieder ein. Langsam zählte ich bis zehn, ehe ich meine Lider ein winziges bisschen öffnete und durch die Wimpern lugte.

Gut – er sah mich nicht an.

Ich öffnete die Augen etwas weiter. Was machte er da? Ich bewegte nur die Augen, warf einen Blick auf den Boden vor ihm …

… und sah ein Bild von mir, im Schlaf.

Es war unglaublich. Seine Zeichenutensilien lagen neben dem Bild: Steine in unterschiedlichen Größen und Formen, ein paar Zweige … die rudimentärsten Werkzeuge und dennoch: Was er da in den Lehm geritzt hatte, hätte auch gut an die Wand einer Kunstgalerie gepasst. Es war wunderschön … viel schöner, als ich geglaubt hätte, dass ich im Schlaf aussähe. Sah er mich so?

Sage hob wieder den Kopf und ich machte schnell die Augen zu. Ich stellte mir vor, wie er mich studierte, mein Gesicht genau betrachtete und mit seinen Sinnen filterte. Mein Herz schlug schneller und es kostete mich all meine Willenskraft, still liegen zu bleiben.

»Wenn du magst, kannst du weiter so tun, als ob du schläfst, aber eine große Karriere als Schauspielerin liegt eher nicht vor dir«, zog er mich auf.

Ich riss die Augen auf. Sages Kopf war wieder über seine Zeichnung gebeugt, doch auf seinem Gesicht lag ein Grinsen.

»Du hast das gemerkt?«, fragte ich peinlich berührt.

Sage legte einen Finger auf die Lippen und sah zu Ben hinüber. »Ich wusste es schon zwei Minuten, bevor du aufgewacht bist«, flüsterte er. »Deine Atmung hat sich verändert.« Er beugte sich wieder über seine Zeichnung, dann fragte er: »Schön geträumt?«

Mein Herz setzte aus und ich merkte, wie ich feuerrot anlief, als ich wieder an unser Rendezvous dachte, das auf dem Boden des Ruderbootes geendet hatte. Schnell schickte ich ein Stoßgebet zum Himmel – oder wohin auch immer –, dass man mir im Schlaf nichts davon angemerkt hatte, und sagte dann so lässig wie möglich: »Keine Ahnung, ich kann mich nicht erinnern. Wieso?«

Er tauschte den Stein in seiner Hand gegen einen mit einer spitzeren Ecke und arbeitete einen Moment lang weiter. »Einfach so … mein Name ist gefallen.«

Ich hoffte, dass das fahle Mondlicht meine brennenden Wangen wenigstens ein bisschen blasser erscheinen ließ. »Dein Name«, wiederholte ich. »Das ist … interessant. Man sagt ja, Träume helfen

einem, seine Erlebnisse zu verarbeiten.«

»Hmm. Und, hast du was verarbeitet?«, fragte er.

»Wie gesagt, ich kann mich nicht erinnern.«

Ich wusste, dass er mir kein Wort glaubte. Zeit, das Thema zu wechseln. Ich nickte mit dem Kopf zu dem Bild. »Darf ich es mir mal anschauen?«

Er setzte sich auf die Fersen zurück und wies auf sein Kunstwerk. »Klar. Ich bin fertig.«

Ich stand auf und merkte erleichtert, dass mir mein Knöchel nicht mehr wehtat. Vorsichtig ging ich auf Zehenspitzen um das Stück Boden herum, auf dem er seine Zeichnung angefertigt hatte, und ließ mich neben ihm nieder. »Es ist wunderschön«, sagte ich. »Ich bin geschmeichelt. Noch nie hat jemand ein Bild von mir gemalt.«

Sage neigte den Kopf und betrachtete es. »Findest du, dass sie dir ähnlich sieht?«

Wieder raste ein heißes Kribbeln der Verlegenheit meinen Nacken hoch und brachte mein Gesicht zum Glühen. Ich studierte die Zeichnung gründlicher. Es gab eine gewisse Ähnlichkeit, aber nur, wenn man sie sehen wollte. Die Frau darauf hatte die gleichen Haaren und schlief in der gleichen Position wie ich gerade, aber bei genauerer Betrachtung waren ihre Gesichtszüge ganz anders. Ihre Augen standen weiter auseinander, ihre Nase war spitzer, ihre Wangenknochen traten weniger hervor … Unterschiede, die unerheblich schienen, als ich gedacht hatte, dass das auf dem Bild ich war, aber nun, da ich wusste, dass ich es nicht war …

Ich war eine dumme, egozentrische Kuh. Meine Träume von diesem Mann mochten sich echt anfühlen, aber es waren *Träume.* Sie hatten nichts mit der Realität zu tun – nicht mit meiner und mit seiner erst recht nicht. Ich stammelte herum und suchte nach einer Ausrede. Mir fiel nichts ein.

»Sie sieht dir ein bisschen ähnlich«, gab Sage zu. Seine Augen wanderten über die Konturen des gezeichneten Gesichts. Eigentlich wollte ich dringend das Thema wechseln, doch ich musste die Frage einfach stellen.

»Wer ist sie?«

»Jemand, den ich vor langer Zeit geliebt habe«, murmelte er.

Plötzlich überkam mich ein immenses Verlangen, ihn zu trösten und seinen Schmerz zu lindern, doch ich wusste nicht wie. Dann fiel mir etwas ein.

»Zeig mir deinen Rücken«, sagte ich.

»Meinen Rücken?«

»Deine Striemen. Ich habe dich ganz schön fest gekratzt. Ich will nur sichergehen, dass sich nichts entzündet hat.«

»Nein, nein, hat es nicht.« Er machte eine wegwerfende Handbewegung. »Das ist schon in Ordnung.«

»Komm, lass mich schauen.«

Sage schüttelte den Kopf. »Wir sind in einer Höhle. Hier kannst du es sowieso nicht säubern.«

»Stell dich nicht so an, ich kann einfach beruhigter schlafen, wenn ich weiß, dass sich nichts entzündet hat.«

Sage verdrehte die Augen. »Na gut«, murmelte er, drehte sich um und zog seine Jacke und das Shirt hoch.

Das war merkwürdig.

Die Striemen waren weg.

Komplett verschwunden. Nicht mal eine feine Narbe war geblieben.

Dabei hatte ich meine Fingernägel so tief in sein Fleisch gegraben, dass es geblutet hatte, oder?

Ich schüttelte den Kopf – vermutlich war ich von meinem Sturz noch so benebelt gewesen, dass ich es falsch in Erinnerung hatte. So etwas konnte bei niemandem derart schnell und komplett verheilen.

Ich keuchte auf, als mir jemand einfiel, bei dem es genauso war – Sage selbst. In meinen Träumen. Als ich Anneline war und er sich an den Rosendornen gestochen hatte.

»Was ist los, Doktor?«, fragte Sage. »Hat schon der Wundbrand eingesetzt?«

Sollte ich ihm von den Träumen erzählen? Ich öffnete den Mund …

»Juckt's?«, fragte Ben. Sein Tonfall war schneidend und Sage und ich fuhren beide herum. Ben funkelte uns an. Obwohl ich nichts Schlimmes getan hatte, kam ich mir ertappt vor. An Sage dagegen schien es abzuprallen.

»Guten Morgen, Schlafmütze«, sagte er.

Ben ignorierte ihn. Er sah die Zeichnung auf dem Boden.

»Nettes Bild«, sagte er. »Aber so ganz trifft es sie nicht.«

Sage machte sich nicht die Mühe, ihn darüber aufzuklären, wer das da auf dem Bild war. »Es ist dunkel draußen. Lasst uns abhauen. Geht's dem Knöchel besser?«, fragte er mich.

Ich ließ den Fuß kreisen. Es ziepte ein wenig, war aber schon viel besser. »Ist in Ordnung.«

»Wunderbar.«

Sage ging zu einem kleinen Tunnel am anderen Ende der Höhle. Dieser Durchgang war viel größer als der Kriechtunnel, durch den wir hergekommen waren, und führte uns bald zurück ins Gestrüpp von Leme Hill. Es war mitten in der Nacht, doch der Himmel war hell und klar, erleuchtet vom Vollmond und einer unermesslichen Zahl von Sternen.

Sobald wir die Höhle verlassen hatten, spielte mein Handy verrückt.

»Rayna«, sagte ich nach einem Blick aufs Display. »Sie hat sechsmal angerufen. Und sechs SMS geschrieben. Sie muss sich ganz schön Sorgen machen, weil sie uns nicht im Hotel erreicht hat.«

Ehe ich sie zurückrufen konnte, riss Sage mir das Handy aus der Hand und schleuderte es ins Gebüsch.

»He, was machst du da?

»Uns davor retten, dass wir aufgespürt werden. Erinnerst du dich noch daran, was ich gesagt habe: Wir müssen unbemerkt bleiben. Keine Handys, keine Kreditkarten, keine Bankkarten.« Sage sah Ben eindringlich an, aber der schüttelte den Kopf.

»Mein Handy ist schon weg«, sagte er. »Ich habe es verloren, als wir überfallen wurden.«

»Gut. Das ist gut. Lasst uns gehen.« Wir nahmen einen schmalen Pfad durch den Wald. Auch wenn Sage glaubte, dass unsere Angreifer längst weg waren, zuckte ich bei jedem Zweig zusammen, der knackte. Ich war froh, als wir am Strand ankamen und zurück zur Straße liefen. In dieser Aschermittwoch-Nacht war es viel ruhiger als in der vorigen, aber dafür fühlte es sich auf der Straße sicherer an.

Sage hielt ein Taxi an und stieg vorne ein, Ben und ich hinten.

»Das gefällt mir nicht, Clea«, flüsterte Ben. »Das ist eine schlechte Idee, wie sie im Lehrbuch steht. Wir fahren mit einem Fremden durch die Nacht, keiner weiß, wo wir sind, und wir können uns mit niemandem

in Verbindung setzen. Genau so werden Leute zu Zahlen in der Kriminalstatistik.«

»Genau so?«, fragte ich und dachte an all die verrückten Wendungen und Zufälle, die uns hierher gebracht hatten.

Ben gab den Punkt mit einem Schulterzucken an mich ab. »Vielleicht nicht *genau so.* Aber trotzdem …«

Er ließ es gut sein und schließlich hielt das Taxi am Rande eines abgelegenen Waldgebiets. Sage zahlte. »Alles aussteigen!«

Ben warf mir einen Blick zu, die eine Augenbraue hochgezogen. Er überließ mir die Entscheidung. Ich drückte kurz sein Knie, ehe ich die Tür öffnete und wir aus dem Wagen kletterten.

Sage wartete, bis das Taxi weg war, dann ging er geduckt einen Waldweg entlang, offenbar in der festen Annahme, dass wir folgen würden.

Der Pfad durch das dichte Unterholz war wunderschön im Mondlicht und ich holte automatisch meine Kamera aus der Tasche.

»Lieber nicht«, sagte Sage, ohne sich umzudrehen. »Ich lege keinen gesteigerten Wert auf Besuch.«

»Ich verkaufe die Fotos auch nicht an *Travel and Leisure«,* sagte ich und begann schon, drauflos zu knipsen. »Außerdem muss ich mich irgendwie von meinen Füßen ablenken.« Meine Schuhe waren am Strand zurückgeblieben, wo ich sie von mir geschleudert hatte, um zu tanzen.

»Hey, ich habe angeboten, dich zu tragen«, meinte Sage.

»Nein, danke.«

Ohne Schuhe hätte ich eigentlich in der Lage sein sollen, mich flink und leise zu bewegen, stattdessen schaffte ich es nur, bei jedem Schritt auf irgendetwas anderes Spitzes zu treten, wodurch ich wie auf heißen Kohlen stakste. Alle paar Minuten wiederholte Sage sein Angebot, mich zu tragen. Doch ich verzog nur jedes Mal das Gesicht und lehnte ab.

Nach gefühlten fünfzehn Kilometern konnten mich nicht mal mehr die Fotos ablenken. »Ist es noch weit?«, fragte ich.

»Wir sind da.«

Vor uns war nichts zu sehen – außer noch mehr Bäume.

»Wow«, flüsterte Ben und ich folgte seinem Blick nach oben.

Mehrere der Baumstämme waren eigentlich Stelzen, die eine wunderschöne verborgene Hütte aus Holz und Glas weit oben im Geäst trugen. Ich war fasziniert.

»Du wohnst in einem Baumhaus«, stellte ich fest, zielte mit meiner Kamera auf die Fassade und parierte Sages Einwand, noch ehe er etwas sagen konnte. »Für mich, nicht für *Architectural Digest.«*

»Danke«, meinte Sage.

Wir folgten ihm die Leiter nach oben und traten ein. Die Hütte war nicht groß – die schräg abfallende Decke, in die eine Dachluke eingelassen war, wölbte sich hoch über einem Wohnzimmer mit Holzwänden und einer einfachen Küche. An einer Seite befand sich eine große Feuerstelle, ein paar Bilder hingen an den Wänden und vier Bücherregale waren mit Lesestoff und ein bisschen Krimskrams vollgestopft. Auf einem großen Schreibtisch stand Sages Computer mitsamt Zubehör, aber das war unauffällig und die einzige Konzession an die moderne Welt. Einen Fernseher gab es nicht – stattdessen waren alle Sofas und Stühle auf das riesige dreieckige Fenster ausgerichtet, das vom Boden bis zur Decke reichte und die komplette Giebelseite des Hauses einnahm. Es bot einen unvergleichlichen Blick über den Wald auf ein zauberhaftes, unberührtes Stück Strand. Mit offenem Mund traten Ben und ich ans Fenster.

»Was für eine Aussicht …«, flüsterte ich. »Ich würde das Haus nie verlassen.«

»Ja, man muss sich dazu zwingen«, stimmte Sage zu.

Ich riss den Blick von den heranrollenden Wellen los und sah mich wieder im Zimmer um. Es war gemütlich und heimelig und doch irgendwie unpersönlich. Es erinnerte mich an die Ferienhäuser, die wir gebucht hatten, als ich noch klein gewesen war, in denen winzige, dünn gesäte Details verrieten, dass das Haus eigentlich jemand anderem gehörte. Ich platzte fast vor Neugier – wo war Sage in diesem Haus? Am liebsten hätte ich herumgewühlt, um es herauszufinden.

»Führst du uns rum?«, fragte ich.

»Keine Führung. Wir sind nur hier, um ein paar Dinge zu holen.« Er zog einen dicken Wälzer vom obersten Regalbrett. Vom Rücken her sah er aus wie ein unauffälliges Hardcover, aber als Sage das Buch

ablegte, erkannte ich, dass es eigentlich ein kleiner Safe mit Zahlenschloss war. Er öffnete ihn und schlug den Buchdeckel auf, unter dem sich ein Stapel Umschläge verbarg, die alle mit unterschiedlichen Namen beschriftet waren: Franklin Hobart, Brian Yancey, Everett Singer, Larry Steczynski … Diesen letzten Umschlag schnappte er sich und riss ihn auf, dann leerte er den Inhalt in sein Portemonnaie und seine Taschen.

»Larry Steczynski?«, fragte ich verwundert.

Sage lächelte. »Findest du, das passt nicht zu mir?«

»Oh, ich finde, es passt perfekt zu dir. Wie viele Identitäten hast du denn so?«

»Ich bin ein Sammler.«

Ich legte ihm eine Hand aufs Handgelenk und hielt ihn auf, als er etwas in sein Portemonnaie schieben wollte. »Hat Larry Steczynski eine schwarze American-Express-Karte?«

»Sieht so aus.«

»So eine hat nicht mal meine Mom.«

»Offenbar verkehrt deine Mom nicht in denselben Kreisen wie Larry.«

»Sage«, rief Ben von der anderen Seite des Zimmers. Er hatte sich hingekniet, um eine gemeißelte Statuette in Augenschein zu nehmen, die auf einem Beistelltisch stand, und seine Stimme klang ganz plötzlich heiser. »Das … das ist ein echter Michelangelo oder?«

»Ja.«

»Aber es ist ein *Michelangelo!*«

»Yep.«

»Und dieses Gemälde …« Ben wies mit dem Kopf auf einen Rahmen an der Wand, in dem eine Zeichnung steckte, die irgendwie aussah wie eine engelsgleiche Version von Sage selbst. »Ist das ein echter Rubens?«

»Ist es.«

»Sieht aus wie du.«

»Ausgeprägte Familienähnlichkeit«, erklärte Sage.

Es schien mir ein guter Moment, um mich kurz davonzustehlen. »Toilette?«, fragte ich.

Sage zeigte durchs Zimmer auf einen schmalen Gang. Dort war das

Bad … und, gleich dahinter im Flur, eine geschlossene Tür. Das musste Sages Schlafzimmer sein.

Auf Zehenspitzen lief ich den Gang entlang, öffnete leise die zweite Tür und schloss sie ebenso leise wieder hinter mir.

Wenn Sage hier schlief, dann musste er sich ganz schön reinquetschen. Das Zimmer platzte aus allen Nähten: Leinwände, Staffeleien, Farben, Kreiden … ein paar Bilder waren unvollendet, andere fertig gerahmt. Überall hingen so viele Bilder, dass kaum mehr ein Stück Wand frei war. Ich ließ hastig den Blick darüber wandern und mein Herz begann zu rasen. Fast jedes Bild zeigte eine von vier Frauen.

Frauen, die ich kannte.

Frauen, in deren Rollen ich im Traum geschlüpft war.

Sie sahen mir nicht so ähnlich wie in meinen Träumen, aber ich war mir absolut sicher, dass sie es waren.

Eine Frau lachte, während sie sich auf dem Tiber am Rand eines Ruderbootes festhielt – Olivia.

Die Mähne einer Rothaarigen flatterte wild hinter ihr, als sie auf ihrem Pferd dahingaloppierte – Catherine.

Eine Frau betrachtete ihr Bild im Spiegel und trug gekonnt Bühnen-Make-up auf – Anneline.

Eine lehnte sich ans Klavier, während sie in einer brechend vollen Kneipe sang – Delia.

Es gab noch mehr Bilder. An der Wand stand ein Aquarell zweier junger Männer mit Renaissance-Kleidung in albernen Posen. Ich kannte das Gemälde. Ich hatte es gemalt. Die Männer waren Sage und Giovanni und ich erinnerte mich an den Traum, in dem ich geschimpft hatte, dass sie endlich stillhalten und posieren sollten.

Ich sah in die untere rechte Ecke des Bildes: signiert nur mit einem *O.* Ihre Signatur. Meine Signatur?

War das möglich? Waren meine Träume tatsächlich … Erinnerungen? Erinnerungen an vergangene Leben? Ich glaubte nicht an Wiedergeburt … doch welche Erklärung sollte es sonst dafür geben?

Und was war mit Sage? Er sah auf Olivias Bild genauso aus wie jetzt. Das kam mir komisch vor – dass er mit haargenau demselben Aussehen wiedergeboren wurde und ich nicht.

Ich war dankbar, als Gelächter aus dem anderen Zimmer herüberdrang und mich aus meinen wilden Spekulationen riss. Allem Anschein nach gingen in diesem Haus eine Menge merkwürdige Dinge vor sich. Ich musste zurück, bevor sie merkten, wie lange ich verschwunden war, aber ich wollte noch nicht gehen. Was hatte das alles zu bedeuten? Gab es irgendeine rationale Erklärung?

Sollte ich Sage einfach darauf ansprechen? Vielleicht war er sauer, dass ich herumgeschnüffelt hatte, aber so schlimm würde es nun auch wieder nicht sein. Im Grunde war er noch immer ein Fremder und ich hatte ein Recht darauf, mehr über ihn zu erfahren.

Ich hatte schon die Hand am Türknauf, als mein Blick auf ein Bild in der Ecke fiel.

Es war ungerahmt und stand schräg als oberste Leinwand in einem ganzen Stapel, der gegen die Wand gelehnt war. Der größte Teil war von einem Tuch verdeckt, doch es schaute ein Auge heraus, das mich magisch anzog.

Es war ein riesiges, auffallend hellblaues Auge – wunderschön … und zugleich entsetzlich ausdruckslos. Ich konnte mich nicht davon losreißen, ja, merkte nicht einmal, wie ich darauf zuging, bis ich direkt davor stand und das Tuch wegzog.

Es gelang mir gerade noch, einen Schrei zu unterdrücken.

Natürlich war das Auge ausdruckslos. Es gehörte Olivia. Sie war tot. Sie lag auf der Seite, den Schädel von hinten eingeschlagen und den Mund in einem letzten Entsetzensschrei aufgerissen. Um sie herum hatte sich eine Blutlache gebildet. Das Schwertlilienamulett, das sie trug, war rot verkrustet. Die ganze Leinwand ertrank in einem See von Blut und zeigte ein grauenhaftes Massaker, bei dem Olivia den Mittelpunkt bildete. Hinter ihr lagen weitere Leichen – Männer und Frauen in entsetzlich verdrehten Haltungen mit Schwertern und Dolchen im Leib.

Fetzen meiner Albträume schossen mir durch den Kopf und ich wand mich wie unter Schmerzen. Ich hatte diese Szene erlebt.

Oh mein Gott, ich betrachtete gerade ein Bildnis meines eigenen Todes.

Mit zitternden Fingern blätterte ich zum nächsten Gemälde weiter. Die pure Berührung der Leinwand verursachte mir Gänsehaut.

Das nächste Bild zeigte Anneline … oder das, was noch von ihr übrig war. Sie lag ausgestreckt in einem weißen Schlafzimmer: weiße Vorhänge, die sich vor dem offenen Fenster blähten, weiße Bettwäsche, weiße Möbel. Sie trug ein wallendes weißes Kleid. Ihre roten Lippen, die langen schwarzen Haare, die sie umflossen, das Silber der Schwertlilienkette und ihre starren braunen Augen setzten die einzigen Farbakzente … und das Blut. Es strömte aus unzähligen Wunden in ihrem Leib und verteilte Tupfen über den Rest der schneeweißen Landschaft.

Es gab noch eine weitere rote Stelle auf dem Bild.

Eine einzelne langstielige rote Rose, die tief in ihrer Brust steckte – dort, wo das Herz saß.

Ich spürte, wie Übelkeit in mir hochstieg.

Ich konnte nicht mehr hinsehen.

Aber ich musste.

Von nebenan hörte ich Stimmen – wie lang war ich schon hier? Würde Sage gleich hereinkommen? Was würde er tun, wenn er mich mit diesen Bildern vorfand?

Schnell blätterte ich die anderen Leinwände durch: Es ging so weiter. Delias Todespose war unschuldig sauber mit nur einem einzigen Einschussloch zwischen den Augen. Catherines war fürchterlich. Sie war an einem Pfahl festgebunden, wo sie sich krümmte und schrie, als Flammen sie einhüllten.

Die Stimmen kamen näher. Ich musste hier weg.

Da fiel mir etwas an der Wand auf. Eine Reihe von Nägeln. An vieren hing eine feingliedrige Schwertlilienkette.

Und ein fünfter Nagel.

Leer.

Noch.

Ich stürzte aus dem Zimmer und schloss mich im Bad ein, gerade noch rechtzeitig, um die Toilette zu erreichen, bevor ich mich übergab.

Fast im selben Moment klopfte es an die Tür.

»Clea? Alles in Ordnung mit dir?«, ertönte Sages Stimme. »Du bist schon eine halbe Ewigkeit hier drin.«

»Tut mir leid«, krächzte ich. »Mein Magen. Keine Ahnung, warum, aber –« Ich merkte, wie sich mein Magen wieder hob und zum ersten

Mal in meinem Leben war ich froh, dass jemand hörte, wie ich mich erbrach. Es war die beste Ausrede, um noch ein wenig hier drin zu bleiben und das alles zu durchdenken.

»Oh, okay. Lass dir Zeit«, sagte Sage.

Ich horchte, wie seine Schritte sich entfernten. Als ich wieder aufstehen konnte, ließ ich mir kaltes Wasser übers Gesicht laufen und spülte mir den Mund aus, doch ich atmete noch immer schwer und zitterte am ganzen Leib.

Oh Gott, würde Sage mich umbringen?

Die Bilder besagten das nicht zwangsläufig. Die an den Wänden zeigten die guten Zeiten. Und hatte mir meine Therapeutin nicht gesagt, dass Kunst eine hervorragende Möglichkeit der Verarbeitung sei, wenn man einen Menschen verloren hatte? Vielleicht hatte es ihm geholfen, damit umzugehen. Und die Ketten … wenn Sage diese Frauen geliebt hatte, dann würde er natürlich ihren liebsten Besitz behalten.

Außer er sammelte sie auf eine Weise, wie Serienkiller ihre Trophäen horten.

War Sage ein Serienmörder? Irgendeine Art zeitloser, altersloser Serienmörder, der sich nicht unterschiedliche Opfer suchte, sondern immer dasselbe … und sie – mich – immer und immer wieder umbrachte?

neun

»CLEA?«

Diesmal war es Bens Stimme.

»Ist alles in Ordnung mit dir?«

War alles in Ordnung mit mir? Keine Ahnung. Drehte ich durch? Wenn ich Ben erzählte, was ich gesehen hatte, könnte er mir vielleicht helfen, das alles so zusammenzufügen, dass es irgendeinen Sinn ergab.

Dad. Auf ihn musste ich mich konzentrieren. Was immer Sage vorhatte, er war meine einzige Hoffnung, Dad wiederzufinden. Dafür brauchte ich ihn. Und wenn ich Ben von meiner Entdeckung erzählte, dann würde er sofort die schlimmsten Schlüsse ziehen und alles in seiner Macht stehende tun, um mich und Sage auseinanderzubringen.

Ich musste meine Entdeckung für mich behalten, so tun, als sei nichts geschehen.

»Clea?«

»Mir geht's gut, Ben!«

Ich machte mich fertig, versuchte vor dem Spiegel ein Lächeln und öffnete die Tür.

»Tut mir leid«, sagte ich.

»Ist wirklich alles okay?«

»Yep. Alles bestens.«

»Hast du mitbekommen, dass Sage einen echten Michelangelo besitzt? Und einen Rubens? Und er hat eine Originalausgabe von *Das verlorene Paradies.«*

Natürlich hat er das, dachte ich. *Wahrscheinlich kennt er die alle sogar persönlich.*

»Wow«, sagte ich stattdessen. »Er muss ein Vermögen auf eBay ausgeben.«

»Genau – wer möchte nicht für mehrere Millionen Dollar online echte Kunst kaufen?«

»Okay, vielleicht nicht bei eBay …«

»Clea?«, erklang Sages Stimme, als Ben und ich wieder ins Wohnzimmer kamen. Als ich aufsah, schrie ich.

Sage fuchtelte mit einem Messer herum.

»Clea? Was ist?«, fragte er.

»Äh … nichts … sorry, ich … das ist ja riesig, das Messer.«

Er lachte. »Ich habe uns eine Pute aufgewärmt, die ich in der Tiefkühltruhe hatte, um ein paar Sandwiches zu machen. Was hältst du davon?«

Eine Pute. Das Messer war für eine Pute.

»Ja, großartig. Danke.« Ich brachte ein Lächeln zustande.

Sage machte sich wieder daran, den Vogel zu tranchieren, sah mich aber an, als hätte ich den Verstand verloren. »Vielleicht sollten wir dich zum Arzt bringen.«

»Nicht nötig. Ich bin nur ein bisschen durcheinander wegen … weißt du.«

»Verstehe.«

Irgendwie gelang es mir, in der nächsten Viertelstunde den Anschein der Normalität aufrechtzuerhalten. Sage machte die Sandwiches fertig, überprüfte noch einmal, ob er alle nötigen Dokumente für seine Rolle als Larry Steczynski dabei hatte, und packte Kleidung in einen kleinen Seesack. Immer wenn er in meine Richtung sah, beschlich mich so eine Ahnung, dass er genau wusste, was ich gesehen und getan hatte. Es gefiel ihm nicht und er würde einen Weg finden, es mir heimzuzahlen.

Erst als wir das Haus verließen, hatte ich das Gefühl, wieder Luft zu bekommen. Ich hielt mich eng an Bens Seite, als wir zu dritt den kurzen, mondbeschienenen Weg zur Garage liefen. Auf keinen Fall wollte ich neben Sage sitzen. Ich sagte Ben, er könne vorne sitzen, und gab vor, noch immer ein wenig mit der Übelkeit zu kämpfen, damit ich nicht reden musste.

Waren Sage und ich über die Jahrhunderte hinweg immer und immer wiedergeboren worden, nur, um jedes Mal wieder zusammenzufinden? In gewisser Weise würde das Sinn ergeben – bis auf die Tatsache, dass ich meines Wissens vier verschiedene Frauen gewesen war, während er stets … Sage war. Was bedeutete das also? Dass er seit fünfhundert Jahren am Leben war?

Innerlich verdrehte ich die Augen über meine eigenen absurden Gedanken, bis mir klar wurde, dass alle anderen Optionen genauso verrückt waren. Da gab es die Incubus-Theorie – doch konnten Geister

bluten? Ich kannte mich mit solchen Dingen nicht so gut aus wie Ben, aber ich vermutete, dass ein Geist per definitionem ein ziemlich blutleeres Wesen war. Ich hatte Sages Blut gesehen. Ich hatte ihn zum Bluten *gebracht.* Nicht, dass ihm das viel angehabt hätte, bei ihm verheilte ja alles so schnell.

In geringer Dosierung verfügt es über unglaubliche Heilkräfte. Bens Worte klangen mir in den Ohren. Das hatte er über das Elixir des Lebens gesagt.

Das Hirngespinst. Das absolut verrückte Elixir des Lebens.

Existierte es wirklich? Besaß Sage etwas davon? Genug, um ihn die letzten fünfhundert Jahre am Leben zu halten, jung und mit Superheilkräften?

Und wenn ja: Hatte er die Zeit genutzt, um immer wieder die eine Frau in verschiedenen Reinkarnationen ausfindig zu machen, um sie zu lieben … oder zu zerstören?

Wir hielten vor einer Drogerie in der Nähe des Flughafens an, wo Larry Steczynski mir ein Paar billige Schuhe kaufte und für Ben und mich Reisetaschen voller Dinge erwarb, die als Gepäck durchgehen konnten. One-way-Tickets nach New York zu kaufen und ohne Gepäck zu reisen, wäre definitiv zu auffällig.

Beim Einkaufen schob ich meinen Verdacht, so gut es ging, beiseite, damit ich mich wenigstens halbwegs normal verhalten konnte. Allerdings verlor ich schnell das Gefühl dafür, was überhaupt »normal« war. Am Flughafen angekommen, machte Mr Steczynski großzügig von seiner schwarzen American-Express-Karte Gebrauch und buchte drei Plätze erster Klasse für den nächsten Flug zum JFK-Airport.

Seit meiner Entdeckung hatte ich kaum mehr als zwei Worte mit ihm gewechselt und machte mir Sorgen, dass er mein verändertes Benehmen wahrnahm. Ich zermarterte mir das Hirn nach irgendeinem unverfänglichen Thema, doch als wir an unser Gate kamen, war alles, was mir einfiel: »Also … wie genau sollen wir zu mir ins Haus kommen, wenn es observiert wird und man uns dort schon erwartet?«

»Ich weiß es noch nicht.«

»Oh, gut.« Ben nickte. »Das beruhigt mich ungemein. Super Plan.«

»Wie wäre es, wenn ich Rayna anrufe?«, schlug ich vor, »damit sie uns abholt. Wir ducken uns im Auto, sodass uns niemand sieht, wenn

wir auf das Anwesen kommen; sie könnte direkt in die Garage fahren und schon sind wir drin.«

»Und wenn uns jemand *im* Haus erwartet?«, fragte Ben.

»Sie wissen doch nicht sicher, dass wir kommen – warum sollte jemand das Risiko eines Einbruchs eingehen?«

»Hm …«, überlegte Ben. »Kann sein.«

»Hast du eine bessere Idee?«

Hatte er nicht. Genauso wenig wie Sage. Ich lieh mir Larry Steczynskis Handy aus, um Rayna anzurufen. Ich selbst gehe ja nie ran, wenn ich die Nummer des Anrufers nicht kenne, aber Rayna ist da anders: Sie betrachtet einen unbekannten Anrufer als möglichen Beginn einer Romanze.

»Hallo?«, meldete sie sich mit verführerischer Stimme.

»Hey, ich bin's.«

»Clea! Alles in Ordnung bei dir? Seit zwei Tagen versuche ich verzweifelt, dich zu erreichen. Was ist passiert? Wo warst du?«

»Tut mir leid, ich habe mein Handy verloren. Es ist alles okay.« Das war ja wohl die größte Lüge, die ich jemals jemandem aufgetischt hatte.

»*Wie* okay?«, zog sie mich auf. »Hast du beim Karneval einen tollen Typen kennengelernt, der dich total umgehauen hat?«

Dafür liebte ich Rayna. Das waren die beiden einzigen Optionen, die für sie in Frage kamen: Entweder war etwas Schlimmes geschehen oder ich hatte mich Hals über Kopf in eine heiße Affäre gestürzt.

Ich warf einen Blick auf Sage. »Ich *habe* jemanden kennengelernt …«

»Ich wusste es! Ich will alles wissen.«

»Das ist eine lange Geschichte.«

»Ich habe massig Zeit. Details!«

»Es ist kompliziert. Aber in aller Kürze: Ben und ich stecken in Schwierigkeiten und es hängt mit meinem Dad zusammen.«

»Was ist passiert?«

»Ich werde dir alles erzählen, aber du musst mir einen großen Gefallen tun. Hol uns morgen früh vom JFK-Airport ab und verrat niemandem, dass wir kommen. Ich weiß, es klingt verrückt, aber es kann sein, dass Leute unser Haus beobachten und nur darauf warten,

uns dort abzufangen.«

»Echt? Ich habe nichts gemerkt.«

»Gut. Hoffentlich liege ich falsch. Kannst du das machen?«

»Klar. Pass auf dich auf.«

»Versprochen.« Ich gab ihr noch unsere Flugdaten, dann legten wir auf. Ich schielte zu Ben und Sage hinüber. Die gemeinsame Begeisterung für Sages Kunst- und Literatursammlung hatte sie nicht lange zusammengeschweißt. Dass Sage nun in Bens Revier eindringen würde, schien ihm ziemlich zu schaffen zu machen und jetzt saßen die beiden wie Ölgötzen nebeneinander, den Blick starr nach vorne gerichtet, ohne voneinander Notiz zu nehmen. Ich dachte an den zwölfstündigen Trip, der vor uns lag, und stellte mir vor, wie ich den Vermittler zwischen den beiden spielen musste, während ich doch selbst genug an meinen eigenen Zweifeln an Sage zu knabbern hatte. Allein beim Gedanken daran fühlte ich mich erschöpft. Ich beschloss, durch die Geschäfte des Flughafens zu stöbern, und grinste, als mir etwas in die Hände fiel, das einfach perfekt war.

Ich wartete, bis wir im Flugzeug saßen, bevor ich meine Neuerwerbung präsentierte.

»Cribbage!«, erklärte ich und zog das Brett, einen Satz Karten, Stift und Papier heraus. »Ben und ich werden es dir beibringen. Dann können wir zusammen spielen.«

»Wie kommst du darauf, dass ich Cribbage nicht kenne?«, fragte Sage.

»Du kennst es?« Ben klang erstaunt.

Sage nickte. »Rein zufällig bin ich ein hervorragender Cribbagespieler.«

»Sieh an … ich bin nämlich das, was man einen Cribbagemeister nennen könnte«, erwiderte Ben.

»Aber ich spiele es schon länger als du«, gab Sage zurück und ich sah ihn an. Wollte er uns damit etwas sagen?

Ben zog die Augenbrauen hoch. »Das bezweifle ich. Aber wir werden es ja sehen, wenn ich dich in Grund und Boden gespielt habe.«

»Anscheinend habt ihr vergessen, dass wir zu dritt spielen und ich euch beide fertigmachen werde«, verkündete ich.

»Teil aus«, meinte Ben nur.

Als passionierte Reiterin war meine Mutter der festen Überzeugung, den Weltfrieden erringen zu können, wenn sie nur die richtigen Leute zu einem ausführlichen Ausritt zusammenbrachte. Ob sie damit richtig lag, wusste ich nicht, aber wenn ja, sollte sie ihre Theorie unbedingt um die friedensstiftende Wirkung von Cribbage erweitern. Wir drei waren ziemlich auf Augenhöhe und Ben war so beeindruckt, dass er Sage sogar fragte, wo er gelernt habe, so zu spielen. Es stellte sich heraus, dass Sages Eltern Historiker waren, die ihm zuerst den Vorläufer von Cribbage beigebracht hatten, ein Spiel namens Noddy.

»Echt?«, fragte Ben, dessen Neugier sofort geweckt war. »Deine Eltern waren Historiker? Haben sie gelehrt?«

»Europäische Geschichte. In Europa«, sagte Sage. »An einem kleinen College. Sie haben mir viel beigebracht.«

Ja, da war er, der verbale Fehdehandschuh. Ich sah das Glänzen in Bens Augen, als er ihn annahm. »Interessant«, meinte er. »Dann kennst du dich also in europäischer Geschichte aus?«

»Das würde ich so sagen. In der Tat, ich glaube, genau das habe ich gerade gesagt.«

Ben grinste und machte sich sofort daran, Sage als intellektuellen Hochstapler zu entlarven. Er stellte ihm Fragen, um ihn in die Enge zu treiben und seine Geschichtskenntnisse zu überprüfen. Dinge, von denen ich keine Ahnung hatte, dass sie Fangfragen waren, bis ich Sages Antworten hörte.

»Welches von Shakespeares Stücken wurde im Globe Theatre besser dargeboten: *Heinrich VIII.* oder *Troilus und Cressida?«,* fragte Ben und ließ seine Fingerknöchel knacken.

»Troilus und Cressida wurde nie im Globe aufgeführt«, erwiderte Sage. »Und was *Heinrich VIII.* angeht: Im originalen Globe Theatre brach während der Aufführung ein Feuer aus und das Theater brannte nieder, ich würde also sagen, dass diese Aufführung das Haus zu Fall gebracht hat … oder siehst du das anders?«

»Hübsch … sehr hübsch.« Ben nickte. »Gut gemacht.«

Es war die intellektuelle Version von Streckfolter. Und während beide versuchten, bei ihrer Unterhaltung einen möglichst lässigen Plauderton anzuschlagen, lehnten sie sich doch bald auf ihren Sitzen vor und hatten Schweißperlen auf der Stirn. Es war faszinierend … und

merkwürdig.

Nach mehreren Stunden musste Ben eingestehen, dass sie auf historischem Gebiet ebenbürtig waren, und vergnügt verwickelte er Sage in diverse Diskussionen über die Details bestimmter Epochen, von denen ich nie gehört hatte.

Sage schien es zu genießen, mit jemandem über die Vergangenheit zu sprechen, der die detaillierten Anekdoten und Geschichten, die er bei seiner »Forschung« entdeckt hatte, richtig zu schätzen wusste. Als wir in den Landeanflug auf Miami gingen, hatten sich die beiden über meinen Sitz gebeugt, um miteinander zu schwatzen und zu lachen. Und den kompletten Flug von Miami nach New York, auf dem sie direkt nebeneinander saßen, verbrachten sie plappernd und kichernd wie zwei Teenies. Ich saß auf der anderen Gangseite neben einer älteren Dame, die wie eine ganze Parfümerie roch, und fragte mich, ob Ben die Unterhaltung mehr oder weniger genossen hätte, wenn ich ihm von meinem Verdacht erzählt hätte, dass Sages Wissen sich aus der Erinnerung speiste und nicht aus einem angelernten Fundus.

Aber ich war froh, dass sie sich unterhielten – das gab mir die Möglichkeit, meine Gedanken zu sortieren. Ich fühlte mich so sehr zu Sage hingezogen. Als wäre er für mich bestimmt. Ich *wollte* bei ihm sein. Warum sollte ich solche Gefühle für ihn hegen, wenn er mich in der Vergangenheit ermordet hatte? Ergab es nicht mehr Sinn, dass es anders gewesen war? Das würde auch erklären, warum er so ruhelos wirkte: Jede Frau, die er geliebt hatte, war umgebracht worden.

Würde ich ebenfalls sterben?

Immer wieder fiel ich kurz in einen leichten Schlaf, während ich so hin und her überlegte. Es gab so vieles, was ich nicht verstand. Wie die Fotos. Sage hatte ehrlich überrascht geklungen, als ich seine Anwesenheit darauf erwähnt hatte – und das nahm ich ihm auch ab. Er sagte, er hätte mich vor unserem Treffen am Strand nie gesehen. Aber wie kam er dann ab dem Tag meiner Geburt auf all diese Bilder? Konnte das ein Zeichen irgendeiner Art spiritueller Verbindung sein, die uns beide Leben für Leben wieder zusammenführte? Rayna würde diese Geschichte lieben. Ich fragte mich, was Ben wohl davon halten würde. Und Dad?

Obwohl, eigentlich kannte ich die Meinung meines Vaters. Er hatte

Sage helfen wollen und ihm vertraut. Also sollte ich das auch tun, richtig?

Außer, Dad war so scharf auf das Elixir, dass es ihm gleichgültig gewesen war, ob Sage einer von den Guten oder von den Bösen war.

Die ganze Sache bereitete mir Kopfschmerzen.

Ich wandte mich an die stark einparfümierte Frau.

»Spielen Sie Cribbage?«, fragte ich.

Zwei Stunden und eine unerträglich lange Partie *War* später (sie spielte kein Cribbage, aber sie liebte *War*) landeten wir auf dem JFK. Rayna wartete an der Gepäckausgabe auf uns.

»CLEA!!«, schrie sie und warf sich in meine Arme. Es war nicht gerade unauffällig, aber das war mir egal. Ich drückte sie an mich. Als wir uns losließen und sie Sage erblickte, machte sie große Augen.

»Ist das die Schwierigkeit, in der du steckst?«, fragte sie und musterte ihn von Kopf bis Fuß. »Dann hast du meinen Segen.«

»Rayna, das ist Sage. Sage, Rayna.«

»Schön, dich kennenzulernen«, sagte Sage und hielt ihr die Hand hin.

»Das Vergnügen ist ganz auf meiner Seite«, schnurrte Rayna. »Außer natürlich, es ist Cleas Vergnügen, was noch besser wäre.«

Sage lächelte und wurde vielleicht einen Tick rot, was mich amüsierte.

Bevor sie uns zum Wagen brachte, bestand Rayna darauf, dass ich in ihren dicken Wintermantel schlüpfte. Draußen hatte es zwei Grad und ich trug noch immer mein schwarzes Sommerkleid. Rayna steckte in einem Push-up-Mieder aus Spitze. Sie hakte sich bei Sage unter, um »auf dem Eis nicht auszurutschen«, wobei ich glaube, sie wollte vor allem herausfinden, ob seine Arme tatsächlich so muskulös waren, wie sie aussahen. Ihrem Gesichtsausdruck nach zu urteilen, wurde sie nicht enttäuscht.

»Die beiden wären ein schönes Paar«, sagte Ben und nickte mit dem Kopf zu Sage und Rayna. »Findest du nicht?«

Ich begnügte mich mit einem unverbindlichen »Hmm«.

Im Auto setzte ich mich neben Rayna auf den Vordersitz. Nur mit den Augen fragte sie mich, ob Sage mir gehörte. Ich bedeutete ihr mit einem leichten Naserümpfen und einem Schulterzucken, dass die Sache

kompliziert war. Sie nickte – sie hatte verstanden – und verdrehte dann die Augen, was heißen sollte, dass ich verrückt war, wenn ich ihn mir entgehen ließ. Die ganze Verständigung dauerte ungefähr eine Sekunde.

Auf der zweieinhalbstündigen Fahrt nach Niantic brachte ich Rayna auf den neuesten Stand – bis auf meine Träume und das, was ich in Sages Haus entdeckt hatte. Ich redete jede Menge wirres Zeug, aber Rayna steckte es ohne Mühe weg. Jetzt verstand sie wenigstens, warum wir bei unserer Ankunft zu Hause so vorsichtig sein mussten.

»Das ist perfekt!«, sagte sie. »Ihr hättet euch keinen besseren Tag aussuchen können.«

»Wie meinst du das?«, fragte ich.

»Deine Mom hat heute früh angerufen. Irgendein hohes Tier der israelischen Regierung ist gerade auf Staatsbesuch und sie haben beschlossen, dass sie bei einem spontanen, von Piri zubereiteten Lunch bei euch daheim am meisten erreichen.«

Verblüffend. So etwas konnte nur meiner Mutter einfallen – ein Last-Minute-Essen für eine Gruppe von Würdenträgern, deren Terminpläne vermutlich seit Monaten in Stein gemeißelt waren. Genau mit solchen einmaligen und unerhörten Aktionen hatte sie sich während ihrer Zeit in Washington einen Namen gemacht.

»Dann meinst du also …«, setzte ich an.

Aber Rayna beendete den Satz für mich, indem sie mit einem Lachen sagte: »Der Secret Service stand heute früh um sechs auf der Matte und hat das ganze Anwesen mit dem Mikroskop abgesucht. Und sie gehen erst wieder, wenn die Party vorbei ist. Falls sich irgendwo in der Nähe des Hauses gefährliche Leute herumgetrieben haben sollten, haben sie entweder längst die Fliege gemacht oder sie sitzen in Untersuchungshaft.«

»Wunderbar – ich hätte es nicht besser planen können.« Ich drehte mich auf dem Sitz um.

»Zieh dich warm an, Sage«, trällerte ich. »Ich garantiere dir, so etwas wie Piri und meine Mom in voller Aktion hast du noch nie erlebt.«

»Klingt beeindruckend«, meinte Sage.

Offenbar hatte er nicht die leiseste Ahnung. Der würde sich umschauen.

Rayna behielt recht. Der Secret Service hatte das Haus fest im Griff. Sie kannten Ben und Rayna, aber »Larry Steczynski« musste auf Herz und Nieren überprüft werden. Wenn es auch nur den geringsten Zweifel an der Echtheit seiner falschen Identität gäbe, würde der Ausweis jetzt einer gründlichen Prüfung unterzogen. Als Sage darauf wartete, dass der Secret Service seinen Pflichten nachkam, fragte ich mich, wie viel Aufschub ein kleiner Umweg von Sage über das Bundesgefängnis für unsere Mission, meinen Dad zu finden, wohl bedeuten würde.

»Er ist sauber«, sagte der leitende Agent schließlich.

Wunderbar, dann konnten wir ja reingehen. Sage wollte Rayna und mir höflich den Vortritt lassen.

»Bin mir nicht sicher, ob das eine gute Idee ist«, meinte ich, aber davon wollte er nichts hören. Rayna, Ben und ich tauschten ein wissendes Lächeln aus, dann zuckte ich mit den Schultern und trat über die Schwelle, was augenblicklich den Piri-Alarm auslöste. Keine Ahnung, woher sie es immer wusste – sie war schließlich ein gutes Stück entfernt in der Küche gewesen. Doch sobald ich die Eingangshalle betrat, preschte sie heran, fuchtelte mit den Armen durch die Luft und stieß einen hohen Schrei aus.

»AIIIIIIEEEEEEEE!!«

»Er hat mich dazu gewungen, Piri«, sagte ich und schubste Sage mit Freuden unter den Bus. »Ich habe versucht, ihm zu erklären –«

Obwohl sie ihm kaum bis zur Brust reichte, baute Piri sich vor Sage auf und pikste ihm den Finger in die Brust, um jedem ihrer Worte Nachdruck zu verleihen. »Niemals lässt man eine Frau vor dem Mann ein Haus betreten! Bringt viel Pech! Und dann auch noch, wenn die Senatorin hohen Besuch hat. Eijeijei!«

Sie schob uns wieder rückwärts hinaus und spuckte dreimal auf die Veranda (wobei sie den Schuh eines der Geheimagenten nur knapp verfehlte), dann wandte sie sich an Sage und verlangte, dass er es ihr nachtat.

»Ich möchte nicht auf Cleas Veranda spucken«, wagte Sage einzuwenden, doch Piris durchdringender Blick wurde immer strenger, bis er darunter einknickte … und dreimal ausspuckte. Piri lächelte zufrieden, öffnete die Tür und bat Sage mit einer einladenden Geste

herein. Dann folgte Ben, der sich zu Piris Ohr hinunterbeugte und ihr zumurmelte: »Wenn es nach mir gegangen wäre, wäre natürlich ich als Erster eingetreten.«

»Du bist eben ein kluger Junge«, sagte Piri und tätschelte ihm die Wange. Im Haus begrüßte sie uns endlich richtig mit Umarmungen, die einen fast erdrückten, und Küsschen auf beide Wangen.

Als sie uns zum Lunch führte, das in einem anderen Zimmer stattfand, trumpfte Ben vor Sage auf: »Weißt du, ein *echter* Europa-Gelehrter würde sich auch mit althergebrachtem Aberglauben auskennen.«

Sage zog eine Grimasse.

Moms Party war nicht sonderlich groß, doch allein aufgrund der geballten Macht der anwesenden Persönlichkeiten fühlte es sich an, als wäre das ganze Zimmer voll. Wie so oft war Mom die einzige Frau. Ihre Gäste bestanden aus sieben Spitzenvertretern des Amtes für auswärtige Beziehungen des Senats und einem Mann, den ich bestimmt hätte erkennen müssen, aber nicht zuordnen konnte – vermutlich der israelischer Diplomat. Sie machten sich über Tabletts her, die unter dem Gewicht traditioneller ungarischer Vorspeisen wie *lángos* (Brotfladen mit Knoblauch, Sauerrahm und Käse), diversen Variationen von *pogacsa* (deftigem Hefegebäck), *körözött* (Käsedip mit ungarischer Paprika) und *fasirt* (Fleischbällchen) ächzten. Alle saßen – bis auf meine Mutter, die im Mittelpunkt stand und eine schillernde Geschichte über einen Ausritt mit einem anderen ausländischen Diplomaten zum Besten gab.

»Ich drehe mich also um und sein Hemd ist weg!«, rief sie. »Sogar das Pferd war verblüfft, aber die Presseleute haben sich natürlich wie die Aasgeier darauf gestürzt und ein Bild nach dem anderen geschossen. Dann schlägt er sich auf die Brust, schreit: ›Kräftiger Oberkörper, man nennt mich auch Kräftiger Oberkörper! ‹, und fordert mich zum Ringkampf heraus!«

Alle lachten und sie verdrehte theatralisch die Augen. Senator Blaine aus Delaware, der beste Freund meiner Mutter im Komitee, gab ihr das Stichwort, auf das sie gewartet hatte.

»Und? Haben Sie es gemacht?«

»Zur Hölle, ja! Ich habe ihn innerhalb von zehn Sekunden

niedergerungen.«

Alle lachten noch lauter. Mom hob ihr Schnapsglas, um ihnen zuzuprosten, und schüttete ihren *pálinka,* den ungarischen Brandy, den Piri zur Feier des Tages herausgeholt hatte, in einem Zug hinunter. Sie verbeugte sich, als alle applaudierten, und ließ sich dramatisch auf ihren Platz fallen.

Dann entdeckte sie mich.

»Clea!«, rief sie. »Komm her!«

Ich grinste, lief zu ihr und sie schloss mich fest in die Arme. »Ich habe dich vermisst, meine Kleine!« Sie drehte mich, die Hände auf meinen Schultern, zu den anderen um. »Ich bin sicher, Sie erinnern sich an meine wunderbare Tochter Clea, für die wir alle eines Tages arbeiten werden. Clea, die Senatoren kennst du und das ist Imi Sanders, der israelische Außenminister.«

»Es ist mir ein Vergnügen, Sie kennenzulernen«, sagte ich und schüttelte ihm die Hand.

»Das Vergnügen ist ganz auf meiner Seite«, erwiderte er.

»Natürlich kennen Sie auch Rayna« – Mom wies auf sie – »und Cleas Freund Ben und …« Sie warf einen misstrauischen Blick auf Sage. »Wer ist denn dieser junge Mann?«

Schnell wie der Blitz spielte ich alle Erklärungsmöglichkeiten für Sages Anwesenheit durch, doch Moms Blick nach zu urteilen, hatte sie sich schon ihre Meinung gebildet und war davon auch nicht mehr abzubringen – selbst wenn ich behauptete, er wäre nur ein Bekannter. Und wenn sie ahnte, dass er mir gefiel, würde nicht mal ein Geschäftsessen mit hochrangigen Politikern sie davon abhalten, uns hier und jetzt an den Tisch zu bitten und Sage vor aller Augen auf den Zahn zu fühlen, um seine Abgründe sofort aufzudecken. Vermutlich würde sie sogar ihre Gäste dazu ermutigen, mitzumachen und ich wusste, sie würden sich nicht lange bitten lassen – ich hatte es bei Raynas Freunden miterlebt.

Das Problem war, ich wollte nicht den ganzen Tag hier bei Moms Lunch festsitzen. Ich musste Dads Sachen durchgehen und wollte fertig sein, ehe der israelische Außenminister und seine Bewacher vom Secret Service das Haus verließen und damit wieder Tür und Tor für die Rückkehr weniger willkommener Besucher offen standen.

»Das ist Larry Steczynski. Du kannst ihn Sage nennen. Er ist mein neuer Freund!«, flötete Rayna plötzlich, schlang ihren Arm um Sage und drückte ihn an sich. Man musste es Sage hoch anrechnen, dass er nur für den Bruchteil einer Sekunde überrascht aussah.

Wieder so eine Sache, die ich der langen Liste der Dinge, die ich an Rayna so liebe, hinzufügen musste. Sie wusste genau, was ich dachte, und hatte die eine Antwort gefunden, die mich vom Haken ließ.

»Wirklich!«, rief Mom bedeutungsvoll. »Dann sollten wir reden.« Sie wandte sich an ihre Gäste und fragte: »Gentlemen?«

Ohne zu zögern, stimmten all die Senatoren und der israelische Außenminister zu, dass der nächste Punkt auf ihrer Tagesordnung definitiv eine Debatte über Sages Eignung als Partner für Rayna sein sollte. Als Mom Sage und Rayna an der Hand nahm und zum Sofa dirigierte, wo zwei Senatoren für sie Platz machten, warf Sage mir einen dermaßen leidenden Blick zu, dass ich fast laut gelacht hätte.

»Ben und ich sind bald wieder zurück«, sagte ich. »Wir müssen uns um die Angelegenheiten von Alissa Grande kümmern.«

»Aber macht nicht zu lange«, rief Mom mir nach, als wir das Zimmer verließen. »In ein paar Stunden fliegen wir nach Washington zurück und ich will vorher noch ein bisschen was von dir haben. Ich weiß schon kaum mehr, wie du aussiehst.«

Ich versprach ihr, mich zu beeilen, und Ben und ich machten uns schnell davon. Das Letzte, was wir hörten, war, wie Senator Blaine sich räusperte und sagte: »Nun, Sage … was haben Sie persönlich für Ansichten über Frauen – so Sie denn welche haben –, die in Konflikt geraten könnten mit Ihrer Verpflichtung, Rayna stets mit dem gebotenen Respekt zu behandeln?«

»Vielleicht war er schon mit ganzen Horden militanter, durchgeknallter New-Age-Jünger konfrontiert«, flüsterte ich Ben zu, »aber ich wette, das ist seine erste Anhörung vor dem Senat.«

»Es ist eine grausame und ungewöhnliche Strafe, Clea«, sagte Ben lächelnd, »aber sie gefällt mir.«

»Ich denke, dass alles, was irgendwie mit dem Elixir des Lebens zu tun hat, in Dads Studio sein sollte, oder?«, fragte ich,

Ben nickte. »Lass uns dort anfangen.«

Wir gingen hinunter ins Studio, öffneten die Tür und starrten auf

Berge von Papier, Büchern und Ordnern.

»Damit kann man sein ganzes Leben zubringen«, murmelte ich.

»Wir müssen eben clever vorgehen. Zuerst nehmen wir uns die Dinge vor, die direkt in Zusammenhang mit dem Elixir stehen. Ich rufe die Computerdateien auf, damit du sie durchgehen kannst, und ich knöpfe mir die handschriftlichen Notizen vor.«

»Dann sehen wir alles nach irgendeinem Hinweis auf eine dunkelhäutige Frau durch?«, fragte ich.

»Eine dunkelhäutig Frau?«

»Na ja, Sage sprach doch von einer ›dunklen Dame‹, einer *Dark Lady.* Ich kann mir zwar beim besten Willen nicht vorstellen, dass Dad sich so ausgedrückt haben soll … dass überhaupt jemand das so sagt, aber gut, Sage kommt eben –«

»Sage kommt eben, was?«, fragte Ben.

Ich hatte gerade sagen wollen, dass Sage höchstwahrscheinlich aus dem sechzehnten Jahrhundert stammte. Da konnte man sich schon mal einen Ausrutscher leisten, wenn es um die passende Ausdrucksweise ging. Doch ich hatte Ben noch nicht in diese Theorie eingeweiht und jetzt hatten wir definitiv keine Zeit dafür.

»Sage hat es wohl mit eigenen Worten ausgedrückt«, meinte ich schnell. »So muss es sein.«

»Stimmt. Das ergibt Sinn. Also eine Frau, die nicht hellhäutig ist.«

Alle Dateien über das Elixir des Lebens waren nun aufgerufen und ich ging sie durch, während Ben in den Notizbüchern blätterte.

Nach zwei Stunden hatten wir alle möglichen Informationen über das Elixir gefunden, über seine Geschichte und seine Kräfte. Ich hatte sogar eine Datei über die zwei Gruppierungen entdeckt, von denen Sage uns erzählt hatte: die Verfluchte Vergeltung und die Retter des Ewigen Lebens.

Die Verfluchte Vergeltung hieß so, weil die Mitglieder glaubten, dass durch das Elixir seit Generationen ein Fluch auf ihrer Blutlinie lastete. Wenn sie das Elixir fanden und zerstörten, so dachten sie, könnten sie den Bann brechen und wären gerettet. Die Retter des Ewigen Lebens wollten das Elixir genau aus dem entgegengesetzten Grund: Sie hielten es für ihre Pflicht, es zu bewahren und zu entscheiden, wie man seine Kräfte am besten nutzen sollte.

Dads Datei untermauerte Sages Aussage, dass beide Gruppen ihren Ursprung in der Renaissance hatten und wiedererstarkt waren, als Dad die Phiolen gefunden hatte. Die Mitglieder beider Gruppierungen waren über die ganze Welt verstreut, hielten jedoch über mehrere verschlüsselte Websites engen Kontakt. Mein Vater besaß eine Liste mit den Seiten und von einer hatte er sogar den Zugangscode herausbekommen. Ich loggte mich ein. Es war im Grunde ein Chat-Forum, in dem die Mitglieder Informationen austauschen konnten. Die Beiträge waren ziemlich sporadisch – es hatte den Anschein, als wäre diese Seite nicht gerade der Hauptdreh- und Angelpunkt der Gruppe. Trotzdem druckte ich die Adresse und den Code aus. Es konnte nicht schaden, so viel Information wie möglich über unsere Feinde zu haben.

Leider war weder Ben noch mir irgendein Hinweis über eine dunkelhäutige Frau untergekommen und langsam wurde die Zeit knapp. Moms Party und der Schutz, den sie uns bot, konnte sich jederzeit dem Ende zuneigen.

»Das ist verrückt. Wir kommen einfach nicht weiter«, sagte ich.

»Ich weiß.« Ben sah erschöpft und zerzaust aus und fuhr sich mit den Händen durch die Haare. »Wir müssen anders an die Sache rangehen.«

Wir dachten nach … aber ohne Ergebnis.

»Okay«, überlegte ich schließlich laut. »Vielleicht ist diese *Dark Lady* eigentlich gar keine Person, sondern ein Codewort.«

»Ein Codewort?«

»Wäre doch möglich. Die Buchstaben könnten für andere Buchstaben stehen. Oder sie sind Teil eines Akrostichons, sodass jeder Buchstabe für den Anfangsbuchstaben eines anderen Wortes steht. Keine Ahnung … ich denke nur laut … ich werde langsam müde … vielleicht sollte ich doch mit dem Kaffeetrinken anfangen.«

»Nein, nein, das ist gut. Ein Code ist gut. Es könnte sogar ein Hinweis auf etwas aus der Literatur sein. Die Literatur ist voller Codes. Wie Shakespeares Sonette.« Plötzlich starrte Ben mich an, als hätte er einen elektrischen Schlag bekommen. »Oh mein Gott!«

»Was?«

»Shakespeares Sonette! Die dunkle Dame! Er hat siebenundzwanzig Sonette über eine Frau geschrieben, die er *Dark Lady* nannte! Warum

ist mir das nicht früher eingefallen?!«

»Ja!«, rief ich begeistert. »Dad war vor seinem Verschwinden geradezu besessen von Shakespeare!«

Ben und ich sahen uns einen Moment lang an, dann gruben wir uns beide in Dads Stapel und durchwühlten sie auf der Suche nach seinen Büchern über Shakespeare. Er hatte sich darin Notizen gemacht und Stellen markiert, von denen sich die meisten auf die *Dark Lady* bezogen, doch es fand sich nichts, was wir verwenden konnten. Nur jede Menge Sternchen, Pfeile und Unterstreichungen.

»Da steht immer wieder ›vergleiche Ordner‹«, sagte ich zu Ben.

»Stimmt.« Er hob den Kopf und sah mich an. »Ordner im Computer?«

Ich rannte zurück zum Monitor und wir überflogen die Ordner, bis wir einen fanden, der »Shakespeare« hieß. Darin befand sich wiederum ein Ordner »Dark Lady« und darin ein Word-Dokument namens »DLLXR.doc«.

»*D*ark *L*ady *L-X-R* … Dark Lady Elixir!«, schrie ich.

»JA!«, jubelte Ben und wir nahmen uns die Sekunde und klatschten uns albern ab, bevor wir die Datei öffneten.

»›Diese Datei ist mit einem Passwort geschützt‹«, las ich.

»Nein!«, stöhnte Ben.

»Passwörter …«, murmelte ich. »Was sind Dads Passwörter? Er hat sich all seine Passwörter notiert, er konnte sich so was nie merken. Suchst du und ich probiere ein bisschen rum?«

Ben wusste, wie mein Vater seine Passwörter aufbewahrt hatte: auf kleine Aufkleber gedruckt, die er auf die Innenseiten von Schubladen und Schränken klebte. Ben zog alle auf und notierte sie, während ich alle möglichen Passwörter testete, die mir in den Sinn kamen. Ich versuchte verschiedene Kombinationen meines Namens, den meiner Mutter und meines Vaters, von Rayna und Ben, das Gründungsdatum von GloboReach, Moms und Dads Hochzeitstag …

»Nichts. Ich komme nicht weiter«, maulte ich frustriert. »Und jetzt?«

»Warte, ich habe ein paar«, meinte Ben und las mir eine Liste von über zwanzig Passwörtern vor. Keines davon war richtig.

»Das nervt! Die einzige Datei auf dem ganzen Computer, die passwortgeschützt ist!«

»Genau«, sagte Ben. »Überleg mal: Warum hat Grant ausgerechnet

diese Datei geschützt?«

»Um seiner Tochter und ihrem besten Freund das Leben schwer zu machen?«

»Gut geraten, aber eher nicht.«

»Weil sie wichtig ist.«

»Richtig«, sagte er. »Dein Dad glaubte an das Elixir. Es bedeutete ihm alles – wer es findet, kann damit die Welt verändern. Wenn es die falschen Leute in die Finger bekommen, dann ist die Kacke am Dampfen. Wenn also diese Datei der Schlüssel zum Elixir ist, dann hat er sie natürlich mit einem Passwort geschützt.«

»Aber wir haben doch schon alle ausprobiert.«

»Ich habe an den üblichen Stellen gesucht«, meinte Ben. »Etwas, was von so großer Wichtigkeit ist, würde er an einem richtig sicheren Ort verstecken – zu dem nur er Zugang hat und das jederzeit.«

»Und wo soll das sein?«, fragte ich. »Das Einzige, was er immer bei sich trägt, ist …«

Bei Ben und mir fiel der Groschen zur selben Zeit, aber ich sprach es laut aus.

»Seine Uhr!«

Sofort begann ich, in meiner Fototasche zu wühlen, und zog die Uhr heraus. Ich nahm sie unter die Lupe, auf der Suche nach irgendetwas, was ein Passwort sein könnte. Moms Inschrift vielleicht? Ich sah sie an, dann bemerkte ich die winzigen Kratzer unter den Worten.«

»Was hältst du davon?«, fragte ich und zeigte es Ben. »Sind das nur Kratzer?«

»Ich bin mir nicht sicher … es ist so klein …«

»Eine Lupe!«, rief ich. »Dad hat eine Lupe hier, um Bilder zu vergrößern!«

Ben durchstöberte mehrere Schubladen, bis er sie hatte. Er warf mir die Lupe zu und ich nahm die Kratzer genauer in Augenschein. Es *waren* Wörter: »VertrauenMutWeisheit.«

Vertrauen, Mut und Weisheit – die drei Domblätter der Schwertlilie. Ich grinste und gab es in das Fenster auf dem Monitor ein.

»Wir sind drin!«, schrie ich.

Ben kam zu mir und las über meine Schulter mit, als wir die Datei überflogen. Es waren Massen an Material, aber der Kernpunkt war,

dass Dad bei seinen Forschungen über das Elixir des Lebens auf ein merkwürdiges Fachbuch gestoßen war, welches das Elixir eng mit Shakespeare in Zusammenhang brachte. Das Buch zitierte ein verlorenes Stück aus Shakespeares Werk: *Erfolgreiche Liebesmüh.* Nur der Titel war erhalten und während viele aus dem Titel schlossen, dass es sich um eine Fortsetzung von *Verlorene Liebesmüh* handeln müsse, behauptete Dads Buch, dass es in Wirklichkeit eine Geschichte über zwei Liebende war, die das Elixir des Lebens zusammengebracht und dann auseinandergerissen hatte. Zudem, so hieß es weiter, sei die Geschichte von einer Geliebten Shakespeares inspiriert gewesen – der *Dark Lady.*

An diesem Punkt setzte mein Vater mit seinen Nachforschungen an. Er wollte wissen, wer diese *Dark Lady* war, um zu erfahren, ob sie in irgendeiner Beziehung zu dem Elixir stand, und studierte zu diesem Zweck sowohl die Sekundärliteratur als auch die Sonette selbst. Nach gründlichen Nachforschungen verwarf er schließlich alle gängigen Theorien über die Identität der *Dark Lady.* Seiner Meinung nach handelte es sich um eine Frau namens Magda Alessandri, die viele für eine Zauberin hielten. Dad fragte sich, ob diese Reputation als Zauberin vielleicht von einer Verbindung mit dem Elixir des Lebens herrührte, und versuchte, mehr über sie herauszubekommen. Es gelang ihm sogar, ihre Nachfahren ausfindig zu machen, die er auf seinen vielen Reisen zu den diversen GloboReach-Außenposten auf der ganzen Welt besucht und befragt hatte.

Ganz am Ende des Dokuments hatte er geschrieben: »HEUREKA JETZIGE MAGDA ALESSANDRI CLEAS ZIMMER 121.«

»Glaubst du, dass er die Nachfahrin der *Dark Lady* gefunden hat, nach der er gesucht hat?«, fragte ich Ben.

Er nickte. »Und sie heißt ebenfalls Magda Alessandri. Aber was bedeutet ›Cleas Zimmer eins-zwei-eins‹?«

»Noch ein Code? Doppelter Schutz für den Aufenthaltsort der Frau? Hat er den Hinweis irgendwo oben bei mir versteckt?«

Wir sahen uns einen Augenblick lang an, dann stürmten wir aus dem Studio und die zwei Treppen zu meinem Zimmer hinauf. Dort schaltete ich meinen Computer an. »Vielleicht hat er hier eine Datei draufgespielt.«

Ben nickte. »Halte nach irgendeiner Datei Ausschau, die du nicht selbst angelegt hast. Vielleicht ist sie mit dem Passwort eins-zwei-eins geschützt.«

Das klang einleuchtend, doch nach einer halben Stunde hatte ich nichts auf der Festplatte gefunden, was nicht von mir stammte.

»Nein!«, rief ich. »Komm schon … wir sind so nah dran!«

»Gib jetzt nicht auf. Dann muss es eben etwas anderes sein. Zwölf-eins … ein Datum vielleicht? Der zwölfte Januar? Schau doch mal im iCalendar nach – vielleicht steht da was.«

»Nichts.« Ich schüttelte den Kopf. »Und nun?«

»Keine Ahnung. Möglicherweise sind wir mit dem Computer auf der falschen Fährte.« Bens Blick huschte verzweifelt im Zimmer umher … auf der Suche nach der rettenden Idee.

»Clea!« Moms Stimme drang von unten herauf. »Komm runter! Wir brechen gleich auf und ich möchte dich vorher noch mal sehen!«

Mist, wir waren verloren. Der Secret Service würde bald abziehen und wir hatten noch immer keinen blassen Schimmer –

»Cribbage!« Ben rannte zum Cribbagebrett und packte es. »Was ist der Endstand beim Cribbage?«

»Hunderteinundzwanzig«, sagte ich, dann riss ich die Augen auf, als ich verstand. »Eins-zwei-eins – das ist es!«

Ben betrachtete das Brett genauer, dann drehte er es um und schob die Metallplatte weg, die das Fach mit den Spielsteinen verschloss. Er schüttete die winzigen Stifte in seine Hand, sah hinein und schloss die Augen … niedergeschlagen?

»Ben?«, fragte ich nervös.

Er grinste und hielt das Brett hoch, sodass ich es sehen konnte. Ganz klein standen zwei Zahlen in dem Fach übereinander. Vor der unteren stand ein Minuszeichen und beide hatten Dezimalpunkte. Unter ihnen war geschrieben: »Kleines Türchen.«

»Was sind das für Zahlen? Eine Gleichung?«, fragte ich.

Bens Grinsen wurde noch breiter. »Koordinaten. Breitengrad und Längengrad.«

»Der Aufenthaltsort der jetzigen Magda Alessandri!«

Ben nickte. Ich quiekte und fiel ihm um den Hals.

»Clea?«, rief Mom.

»Komme schon!«

Ich ahnte, dass wir vielleicht eine Zeit lang unterwegs sein würden. Also schnappte ich mir eine Reisetasche und stopfte Klamotten hinein. Oben warf ich noch ein paar Kosmetikartikel drauf. Warum sollte ich aussehen, als wäre ich auf der Flucht, nur weil ich es war? Ich durchforstete meine Geldbeutel und packte alles Bargeld ein, das ich hatte. Ich war sicher, dass wir mit Larry Steczynskis schwarzer American Express über die Runden kommen würden, aber ich hatte lieber mein eigenes Geld, auch wenn es nicht die Welt war. Zuletzt warf ich noch mein Cribbagebrett mit den geheimen Koordinaten in die Tasche.

Mission erledigt. Wir liefen gerade nach unten in die Eingangshalle, als alle aufbrachen. Rayna strahlte, als sie alle zum Abschied umarmte, und nahm diverse Wünsche für eine lange und glückliche Beziehung entgegen. Sage machte einen benommenen Eindruck.

»Wie ist es gelaufen?«, fragte ich.

»Ich glaube, deine Mutter hat eben mal parallel ein Friedensabkommen für den Nahen Osten ausgehandelt und alles für die Hochzeit von Rayna und mir arrangiert.«

»Das überrascht mich nicht. Wie viele Kinder wollt ihr?«

»Vier. Aber damit müssen wir warten, bis sie sechsundzwanzig ist, drei Jahre nach der Hochzeit. Ach, und die Flitterwochen werden wir im Strandhaus des Ministers in Tel Aviv verbringen.«

»Das klingt gut. Da schaue ich bestimmt mal auf einen Sprung vorbei.«

Sage schüttelte nur den Kopf, noch immer völlig verstört.

»Hat Piri dir schon vergeben?«

»Ich glaube nicht. Sie hat in alles, was sie mir vorgesetzt hat, ein Pfund Knoblauch gehauen.«

»Nimm's nicht persönlich. In ungarischen Gerichten ist immer massenhaft Knoblauch«, tröstete ich ihn.

»Inklusive meiner Schokoladentorte«, fügte Sage hinzu.

»Okay, du solltest es doch persönlich nehmen«, gab ich zu.

Mom war als letzte der Politiker noch im Haus und sah mich mit einem Schmollmund an. »Ich kann es nicht glauben, dass ich dich kaum zu Gesicht bekommen habe und jetzt wieder fahren muss.«

»Ich weiß. Aber wir begleiten dich noch nach draußen. Wir müssen auch wieder los.« Ich wollte mich keine Sekunde länger in der Nähe des Hauses aufhalten, sobald der Secret Service weg war.

»Du hast nicht mal Piris Desserts probiert«, lamentierte Mom, als wir zu fünft vor die Tür traten. »Sie hat ungarische Butterhörnchen mit Aprikosen gemacht. Deine Leibspeise.«

»Sind noch welche übrig?«

»Ich glaube schon. Du könntest Glück haben«, meinte Mom.

»Ich hole sie.« Ben wollte wieder ins Haus gehen, doch Piri versperrte ihm den Weg.

»NEIN!«, schrie sie. »Dreh dich niemals um, wenn du das Haus verlässt. Sehr, sehr viel Pech!«

»Schon gut, Piri«, beruhigte Ben sie. »Ich wollte nur noch ein paar Butterhörnchen holen.«

»Ich bringe sie euch. Du kommst her und schaust in den Spiegel. Schau böse, dann ist alles gut.«

»Nichts lieber als das, Piri, ich schwöre. Aber wir haben es ein bisschen eilig. Ich schnappe mir nur schnell die Süßigkeiten.«

Als Ben sich an ihr vorbeidrückte und im Haus verschwand, umarmte Mom Rayna und Sage, den sie offenbar bereits als Schwiegersohn akzeptiert hatte. Ben tauchte mit den Butterhörnchen auf und alle stiegen in Raynas Auto. Mom und ich umarmten uns ein letztes Mal.

»Ich habe im April lange frei«, sagte sie, hielt mich auf Armeslänge von sich und sah mir in die Augen »Wie wäre es, wenn wir uns eine Woche nehmen und irgendwo hinfahren, nur wir beide?«

»Klingt toll«, sagte ich und merkte plötzlich, wie mir Tränen in die Augen traten. Mom hasste so was, also schluckte ich sie runter. Dann stiegen wir in unsere jeweiligen Autos und fuhren davon.

»Butterhörnchen?«, fragte Ben und hielt mir eine Tüte Gebäck hin.

»Na ja, du hast eine Pechsträhne riskiert, nur um die für mich zu holen«, sagte ich, »also her damit!«

Ben grinste. »Ja, ich will den Dingern geraten haben, dass sie es auch wert sind.«

»Mmmm, absolut«, nuschelte ich mit vollem Mund. »Ihr müsst auch welche probieren.«

»Hm«, murmelte Sage und drehte seines in den Händen hin und her.

»Kein Knoblauch. Ich bin mir nicht ganz sicher, ob meine Geschmacksnerven damit klarkommen.«

»Ähm, Leute«, meinte Rayna. »Wo fahre ich eigentlich hin?«

»Gute Frage – mal sehen!« Ich zog das Cribbage-Brett aus meiner Reisetasche, reichte es Sage und zeigte auf die Längen- und Breitengrad-Angaben in dem kleinen Fach. »Wo ist das?«

Sage nahm sein Handy und gab die Koordinaten ein. »Interessant.«

»Was?«, fragte ich. »Es ist nicht die Antarktis oder? Einen Anorak habe ich nicht eingepackt.«

»Das sind die Koordinaten eines Gebäudes namens ›Shibuya 109‹ in Tokio.«

»Shibuya 109?«, wiederholte Rayna. »Das Einkaufszentrum?«

Shibuya 109 war tatsächlich ein Einkaufszentrum, aber das konnte doch nicht sein … oder? Dann hatte ich eine Idee.

»Sage, kann ich mal dein Handy haben?«, fragte ich. Er gab es mir und ich surfte zu einem Verzeichnis aller Läden, die es dort gab.

Erstaunlich.

»Das glaubst du nie, Ben«, sagte ich. »Im Shibuya 109 gibt es einen Laden, der ›Das kleine Türchen‹ heißt.«

Ben machte große Augen. »›Das kleine Türchen‹ … genau wie Grant unter die Koordinaten geschrieben hat!«

»Genau!« Ich nickte. »Könnte Magda dort vielleicht arbeiten?«

»Magda?«, fragte Sage.

»Magda Alessandri, die Nachfahrin der Dark Lady! Die solltest du mit meinem Vater zusammen treffen!«

»Magda … Alessandri?«, wiederholte Sage.

»Wir fliegen wirklich nach Tokio?«, fragte Rayna. »Ist es ein Fehler, mein Geld für den Schulabschluss schon vier Monate im Voraus auszugeben?«

»*Wir* fahren nicht nach Tokio«, korrigierte ich sie. »Du musst in die Schule. Wanda würde dich umbringen, wenn du schwänzt. Und mich, wenn ich dich dazu ermutige.«

»Das ist eine Bildungsreise. Ich werde ein Referat darüber schreiben, wenn ich zurück bin.«

»Es könnte gefährlich werden, Rayna.«

»Wie gefährlich kann das schon sein? Ihr geht shoppen.«

Das hatten wir nicht vor, aber ich verstand, was sie meinte. Shibuya 109 war das Mode-Mekka für die Schönen und Jungen von Tokio: zehn Stockwerke mit den trendigsten Läden und Boutiquen, alle unter dem Dach eines gigantischen, zylinderförmigen Gebäudes, das aus der Skyline ragte. Bei unserem letzten Aufenthalt hatten Rayna und ich eine ganze Stange Geld dortgelassen.

Doch so sehr ich mir auch wünschte, mit Rayna zusammen die Regale zu plündern – das war nicht der richtige Zeitpunkt dafür. Es erschien nicht gefährlich, in einem Laden nach jemand zu suchen, doch nichts auf dieser Reise war so gewesen, wie es den Anschein gehabt hatte. Dies war vielleicht das einzige Mal in meinem Leben, dass ich Rayna unbedingt *nicht* dabei haben wollte.

»Bitte, Rayna, sei mir nicht böse. Aber wenn du mit uns kommst und es passiert was –«

Sie hörte die Sorge in meiner Stimme und wurde ernst. »Ist okay«, sagte sie. »Ihr fahrt und ich bleibe hier … und verzehre mich nach meinem Verlobten.« Das Letzte sagte sie so melodramatisch, dass ich lachen musste – erleichtert darüber, dass sie mich verstand und zu Hause blieb, in Sicherheit. Als Rayna auf dem Highway in Richtung Flughafen fuhr, schaltete ich das Radio ein, machte es mir auf meinem Sitz gemütlich, nahm ein großes, zuckersüßes Butterhörnchen und ließ es mir auf der Zunge zergehen. Einen kurzen Moment lang war das Leben ganz einfach und voller Freude. Diesen Augenblick wollte ich genießen. Ich wusste, dass er von kurzer Dauer war.

zehn

ES STELLTE SICH HERAUS, dass ich noch ein bisschen mehr Zeit haben sollte, die Dinge zu genießen, bevor wir losflogen. Der schnellste Weg nach Tokio war ein Direktflug von New York, der aber erst kurz vor zwei Uhr nachmittags am nächsten Tag ging. Zu Hause zu übernachten, kam nicht in Frage und während Rayna das Beste aus Larry Steczynskis schwarzer American Express machen und uns wie die Sultane in einem coolen Hotel in Manhattan einquartieren wollte, ergab es doch viel mehr Sinn, ein einfaches Zimmer in der Nähe des Flughafens zu buchen.

»Okay«, gab Rayna nach. »Aber jetzt mal im Ernst: Wir werden doch heute Nacht nicht einfach schlafen gehen, oder? Wir müssen was unternehmen. Wohlgemerkt, nachdem ich und Clea mal ein bisschen Zeit für uns hatten. Ich habe schwere Entzugserscheinungen.«

»Du übernachtest mit uns?«, fragte ich aufgeregt.

»Na logisch – hast du wirklich geglaubt, das würde ich nicht? Das war mein voller Ernst mit dem Schwarzen-American-Express-Fest. Aber ein kleines Hotel ist genauso gut. Dann machen wir eben eine Holiday-Inn-Express-Party. Die haben großartige Zimtbrötchen.«

»Ja?«, fragte ich.

»Unvergleichlich. Und ein gutes Frühstücksbuffet.«

»Was du immer alles weißt.«

Neben dem Verlangen nach Zimtbrötchen forderte Rayna noch, dass sie für uns einchecken und die Zimmerverteilung festlegen durfte: zwei Zimmer mit je zwei schmalen Doppelbetten auf demselben Stockwerk, aber an entgegengesetzten Enden des Flurs. Ich schauderte bei dem Gedanken, dass Sage und Ben die Nacht zusammen in einem Zimmer verbringen mussten. Ich konnte mir nicht vorstellen, wie das gut gehen sollte.

Rayna wartete, bis wir in unserem Zimmer waren, dann warf sie sich auf eines der Betten. »Endlich! Ich habe schon gedacht, wir würden nie eine Sekunde für uns allein bekommen!« Sie rollte sich auf den Bauch, stützte sich auf die Ellbogen und malte mit den Füßen Kreise in die Luft. »Raus damit – was läuft da mit der Schnitte von einem

Traummann?«

»Sage?« Ich lachte.

»Nein, Minister Sanders.« Sie warf ein Kissen nach mir. »Natürlich meine ich Sage. Er ist es, oder? Der Typ aus deinen Träumen. Oh mein Gott – es gibt ihn wirklich und er ist echt süß! Küsst er im echten Leben genauso gut wie in deinen Träumen?«

»Ich weiß es nicht«, gestand ich. »Wir haben uns nicht geküsst.«

»Worauf *wartest* du?«

»Dann macht dich die Sache mit seinem zufälligen Auftauchen auf den Fotos nicht stutzig?«

»Nee.«

»Und die ganze seltsame Geschichte, dass er angeblich von irgendwelchen Okkultisten verfolgt wird?«

»Niemand ist perfekt, Clea.«

»Was, wenn ich dir sage, dass er ein Serienkiller sein könnte? Würde dir das was ausmachen?«

»Darüber ließe sich streiten. Vielleicht. Schwieriger Fall.«

Ich erzählte ihr von den Albträumen und was ich in seinem Haus entdeckt hatte. Als ich die Geschichte vor ihr ausbreitete, änderte sich ihr Gesichtsausdruck von übermütig-lässig zu ungläubig-gebannt.

»Oh Gott, Clea.«

»Verrückt oder? Und ich weiß immer noch nicht, wie er auf all die Bilder gekommen ist.«

»Das ist doch ganz einfach.«

»Ach?«

»Ihr seid natürlich … seelenverwandt!«

»Rayna …«

»Ja, ich weiß, du magst das Wort nicht, aber du kannst nicht leugnen, dass ihr eine tiefe und machtvolle Seelen-*Verbindung* habt. Das ist mal sicher. Du hast selbst gesagt, dass er dich in vier verschiedenen Ländern in vier verschiedenen Epochen gefunden hat. Von allen Menschen auf der Welt, hat er in jeder Zeit *dich* gefunden. Und die einzige Möglichkeit, wie so etwas gehen soll, ist eine Verbindung eurer Seelen. Er ist eine Seelen-such-Maschine.«

»Aber er hat mir gegenüber behauptet, dass er mir noch nie begegnet sei.«

»Doch, ist er schon! Kapierst du es nicht, Clea? Eure Seelen sind verknüpft – er ist *immer* bei dir, egal, ob er körperlich anwesend ist oder nicht. Und warst du es nicht, die mir erzählt hat, dass man mit der Kamera die Seele der Menschen einfangen kann? Genau das ist passiert: Sie hat die Seele eingefangen, die immer mit dir ist, weil ihr auf ewig verbunden seid. Das ist *so* romantisch.«

Ich dachte über ihre Worte nach und ignorierte den letzten Satz, weil ich schon wusste, dass für Rayna alles *so* romantisch war.

»Okay«, gab ich zu, »das mit der Verbindung könnte stimmen. Aber was ist mit der Serienmörder-Sache? Was, wenn wir verbunden sind, weil er diese Frauen immer wieder ausfindig macht, vorgibt, sie zu lieben, und sie dann umbringt?«

»Dich umbringt. Du bist sie.«

»Ja, danke, das hast du schön gesagt.« Ich verdrehte die Augen.

Rayna dachte eine Sekunde darüber nach, dann schüttelte sie den Kopf. »Nein, das kann ich mir nicht vorstellen, Clea.«

»Wieso? Weil es nicht so romantisch ist?«

»Es ist nicht so romantisch, aber daran liegt es nicht. Wenn er wirklich ein Mörder wäre, dann gäbe es doch überall massenhaft andere Mädchen, die er umbringen könnte.«

»Vielleicht ist das aber sein Spiel«, meinte ich. »Die Jagd nach einer bestimmten Seele, immer und immer wieder.«

»Und warum stehst du dann noch da?«

»Die anderen Frauen haben auch längere Zeit mit ihm verbracht. Vielleicht wartet er, bis ich mich in Sicherheit wiege, und dann –«

»Mensch, Clea, wie bist du denn unterwegs? Du hast deinen Seelenverwandten gefunden. Da warten manche Leute ihr Leben lang drauf. Das ist das Beste, was einem passieren kann, und du hast dieses unverschämte Glück. Kannst du dieses Geschenk nicht einfach annehmen und dich freuen?«

Was sie sagte, klang logisch. Dennoch …

Ich ließ mich rücklings auf das Bett fallen und starrte an die Decke. Ohne Rayna anzusehen, sagte ich: »Er verhält sich nicht, als wäre er mein Seelenverwandter. Manchmal habe ich das Gefühl, dass er die anderen Frauen mehr mochte. Ich glaube, er wünscht sich, ich wäre eine von ihnen.«

Rayna war still, was ich sonst nicht von ihr kannte. »Das ist wirklich eine üble Sache«, meinte sie schließlich. »Du bist unsicher, weil du eifersüchtig bist … auf dich selbst.«

»Ich habe nicht gesagt, dass ich eifersüchtig bin …«

»Du malst dir lieber aus, dass er ein Serienkiller ist, als das Risiko einzugehen, mit ihm zusammen zu sein und herauszufinden, dass er dich nicht so sehr liebt wie … dich!« Sie runzelte die Stirn und dachte nach. Dann versuchte sie es noch einmal anders: »Du weißt, was ich meine – deine anderen Ichs.«

»Vergiss das mit der Eifersucht, okay? Es gibt noch andere Gründe, an ihm zu zweifeln. Ben traut ihm überhaupt nicht über den Weg. Es hält Sage für eine Art Dämon. Er sagt, es gibt einen Geist, den sogenannten Incubus, der im Schlaf zu Frauen kommt und –«

»Natürlich erzählt Ben so ein Zeug.« Rayna zuckte die Achseln. »Er ist eifersüchtig.«

»Wieso?«

»Weil er bis über beide Ohren in dich verliebt ist, Clea. Das sage ich dir schon seit einer Ewigkeit.«

»Und ich ignoriere dein Gerede schon seit einer Ewigkeit, weil es nicht stimmt. Du wünschst dir das nur, weil es romantisch ist.«

»Hast du nicht die Bilder von euch beiden aus Rio gesehen?«

Ich verengte die Augen. »Wovon sprichst du?«

Rayna zog ihr Handy heraus. »Echt, ich weiß nicht, wie du ohne *Google Alerts* über dich selbst überlebst. Im Karneval sind alle Paparazzi ausgeschwärmt.«

Sie spielte eine Minute lang auf dem Handy herum, dann reichte sie es mir. Es zeigte eine Nahaufnahme von Ben und mir im Sambadrom, die nur mit einem hervorragenden Zoom aufgenommen sein konnte. Ich rieb mir die Schläfen.

»Wie ich das hasse«, murmelte ich,

»Warum? Du bist gut getroffen!«

»Ich hasse es, dass diese Leute mir hinterherschnüffeln und Fotos von mir schießen.«

»Ich weiß. Aber darum geht es jetzt gar nicht. Schau dir die Bilder mal an.«

Es waren fünfundzwanzig Aufnahmen von Ben und mir. Vier Szenen

waren mir lebhaft im Gedächtnis: Bilder von uns beiden, auf denen wir uns ansahen und lachten, während wir versuchten, die Tänzer zu imitieren, die mit viel Gefunkel in der Parade an uns vorbeistolzierten.

An das fünfte konnte ich mich nicht erinnern. Wie auch? Ich hatte die Kamera vor dem Gesicht und konzentrierte mich auf die perfekte Aufnahme. Ben stand hinter mir, doch er lächelte nicht so albern wie auf den anderen Fotos, sondern sah mich mit großen Welpenaugen an …

»M-hmmm«, machte Rayna triumphierend. Sie war zu mir aufs Bett geklettert und betrachtete über meine Schulter das Bild. »Ich wusste, dass du an dem hängen bleiben würdest. Es gibt nur eine Bezeichnung für den Gesichtsausdruck dieses Jungen, Clea: verliebt. Was vermutlich auch der Grund dafür ist, dass diverse Websites berichten, dass er dir bald einen Antrag machen wird.«

»Was?«

»Ich bin nur der Bote. Bring nicht den Boten um!«

Ich betrachtete wieder das Bild. Ben sah mich wirklich verliebt an. Total verliebt.

»Es könnte einfach nur an der Aufnahme liegen«, meinte ich. »Sie haben ihn in einem komischen Moment erwischt.«

»Ja, ein komischer Moment, in dem er dachte, keiner würde ihn beobachten und er könne zeigen, was er wirklich empfindet.«

Ich gab Rayna das Handy zurück und schüttelte den Kopf. »Ben und ich sind wie Geschwister. Das ist total abwegig.«

»Hey, ich habe *Blumen der Nacht* gelesen. Es war … oh la, la!«

»Halt die Klappe!«, lachte ich.

»Ich sag ja nur, dass du darüber nachdenken sollst. Wirklich. Ist es so schwer, sich vorzustellen, dass Ben in dich verliebt ist?«

Ich verzog instinktiv das Gesicht – mir kam es jedenfalls merkwürdig vor. Ben und ich hatten nicht diese Art von Beziehung. Er zog mich ständig auf und ich gab es ihm doppelt und dreifach zurück. Das war unser Umgangston. Das Bild war *eine* Sache, aber im echten Leben sah Ben mich nie so an.

Oder doch?

Ich musste wieder an den Strand der Copacabana denken, nach dem Sambadrom. Daran, wie er mich in den Armen gehalten hatte. Wie

er mich angesehen hatte, nachdem er mir die Haare aus dem Gesicht gestrichen hatte. Er hatte mir etwas sagen wollen … war es das? Wollte er mir gestehen, dass er sich in mich verliebt hatte?

Und wenn ich ganz ehrlich war … hatte ich in dem Moment nicht auch etwas Neues empfunden? Vielleicht war es keine Liebe, aber ich erinnerte mich, dass es sich gut angefühlt hatte … und ich mehr wollte …

»Oh Gott, Rayna … ich glaube, zwischen Ben und mir wäre in Rio fast was passiert.«

»Was? Ganz langsam: Wann? Und was meinst du mit ›fast passiert‹? Was genau wäre fast passiert?«

»Ich bin nicht sicher«, sagte ich. »Es ging alles so schnell. Ich hab all diese Dinge gefühlt und er hat mich angesehen wie … wie auf diesem Bild und dann …«

»Ja??«

»Habe ich Sage gesehen.«

»Autsch!« Rayna zuckte zusammen. »Was hat Ben getan?«

»Nichts. Ich meine, ich bin Sage hinterhergerannt und … was dann geschah, weißt du ja schon. Wir haben nicht mal darüber gesprochen.« Ich sah sie traurig an. »Was soll ich denn jetzt machen?«

»Was willst du denn gerne machen?«

Ich dachte darüber nach. »Keine Ahnung.«

»Hm, wonach fühlst du dich?«, fragte sie.

»Das weiß ich auch nicht. Ich habe nie über Ben und mich nachgedacht, bis auf diesen Sekundenbruchteil in Rio und auch da habe ich es nicht richtig ernsthaft in Betracht gezogen. Und Sage … bei Sage denke ich *ständig* darüber nach, aber es ist alles so verworren: die Träume und anderen Leben und die Erinnerungen anderer Leute und … ich weiß schon gar nicht mehr, was real ist.«

Rayna hörte mir schweigend zu.

»Ich habe Ben total gern«, sagte sie. »Das weißt du. Ich glaube, dass ihr super zusammenpasst. Und ich glaube auch an Seelenverwandtschaft. Nicht nur als romantisches Abenteuer, sondern echte Seelenverwandtschaft, vom Schicksal bestimmt. Für immer, weil man füreinander gemacht ist. Seid ihr seelenverwandt, du und Sage? Ich weiß es nicht, aber ich weiß, dass du dich selbst betrügst, wenn du

nicht wenigstens versuchst, es herauszufinden.«

»Und wie soll das gehen, Rayna?«

»Du musst mir einen Gefallen tun. Versprich es mir bei unserer Freundschaft.«

»Was soll ich versprechen?«

»Erst fragen gilt nicht. Schwöre bei unserer Freundschaft.«

Es war eine hinterhältige Masche. Rayna wusste, dass ich das nicht abschlagen konnte, und sie wusste auch, wenn ich bei unserer Freundschaft geschworen hatte, dann würde ich mein Versprechen nicht brechen. Das würde keiner von uns beiden tun – das war eine Regel, die wir mit fünf Jahren aufgestellt hatten.

»Okay … ich schwöre bei unserer Freundschaft«, stimmte ich zu und verdrehte die Augen. »Und was habe ich dir gerade versprochen?«

»Dass du für den Rest des Abends deinen *Kopf ausschaltest.* Dass du nur auf dein Gefühl hörst und dich davon leiten lässt. Egal, ob es Sinn ergibt oder nicht.«

Ich nickte. »Ich werd's versuchen.«

»Das reicht mir nicht. Du hast es bei unserer Freundschaft geschworen.«

Ich lächelte. »Ich mach's.«

»Wunderbar.« Sie hob den Hörer des Zimmertelefons ab und wählte. »Hey! In einer Stunde Abendessen bei uns im Zimmer. Frag Sage, was für eine Pizza er mag … Okay, danke.« Sie legte auf und schnappte sich ihr Portemonnaie. »Gehen wir.«

»Wohin?«

»Abendessen holen. Es wäre ein Verbrechen, Pizza von einer Restaurantkette zu essen, wenn wir so nah an Manhattan dran sind. Komm!«

Ich dackelte ihr hinterher, aber am Ende fuhren wir doch nicht in die Stadt. Die junge Frau hinter der Rezeption war nämlich zufällig ein großer Pizza-Fan und empfahl uns ein tolles, kleines Restaurant in der Nähe, wo wir, wie sie sagte, Pizza bekämen, die mindestens genauso gut wäre wie in Manhattan. Fünfundvierzig Minuten später kamen wir mit drei großen Pizzen, Limonade, Papptellern, Bechern, Servietten und einem Duft, der so lecker roch, dass es mich fast wahnsinnig machte, zurück in unser Hotelzimmer. Ich schlüpfte in meine bequeme

Jogginghose und ein T-Shirt und band mir die Haare zu einem Pferdeschwanz zusammen. Dann ging ich ins Bad und legte schnell etwas Wimperntusche auf.

»JA!«, rief ich, als die Jungs an die Tür klopften. »Endlich – ich sterbe vor Hunger!«

Rayna hielt mich auf, bevor ich sie hereinlassen konnte.

»Denk dran«, flüsterte sie mir zu, »du hast bei unserer Freundschaft geschworen.«

Ich nickte. Ehrlich, in diesem Moment hätte ich jeden Eid abgelegt, wenn ich dadurch schneller an meine Pizza gekommen wäre.

Ich riss die Tür auf. »Kommt rein, setzt euch und sagt mir, welche Pizza ihr wollt, bevor ich sie alle aufesse.«

Das Zimmer war ziemlich klein, also setzten wir uns auf die Betten.

»Mmmm, die Pizza ist echt lecker!«, sagte ich, als ich einen großen Bissen genommen hatte.

»Stimmt.« Ben nickte. »Aber ich finde, Sage braucht ein bisschen mehr Knoblauch auf seiner. Piri meinte, da steht er drauf.«

Ich grinste. »Wenn's ihm schmeckt …«

»Und was habt ihr so gemacht, seit wir eingecheckt haben?«, fragte Rayna.

»Cribbage gespielt«, antwortete Ben. »Frag Sage, wer gewonnen hat.«

»Du tust so, als hättest du nie ein Spiel verloren«, konterte Sage.

»Gar nicht. Ich bitte dich nur, die Ladys zu informieren, wer *öfter* gewonnen hat.«

»Du«, gab Sage zu.

»Vier von sieben«, trumpfte Ben auf. »Was ungefähr so ist, als hätte ich den Stanley Cup geholt.«

Ich hatte keine Ahnung, was das bedeutete, bis Ben mir erklärte, dass das Eishockey-Turnier um den Stanley Cup immer ein Best-of-seven-Match ist, das heißt, Sieger ist derjenige, der von sieben Spielen die meisten gewonnen hat.

»Ich bevorzuge Fußball«, sagte Sage. »Im Weltcup sind die ersten paar Spiele nur die Vorbereitung auf das Finale. Und wenn Ben so freundlich wäre, euch mitzuteilen, wer unser *Finals*piel gewonnen hat …?«

»Unzutreffende Bezeichnung«, sagte Ben. »Du hast das letzte Spiel gewonnen, das wir vor dem Abendessen gemacht haben, ja, aber das *Finale* kommt erst, wenn unsere Wege sich trennen. Gib mir Bescheid, wann du nach Südamerika zurückgehst, und ich bringe die Karten mit. Ich bin allzeit bereit.«

Er sagte es so leichthin, doch sein Blick war frostig und wir alle verstanden die eigentliche Botschaft hinter den Worten.

Schnell sprang Rayna ein und überspielte die angespannte Situation, indem sie die Unterhaltung an sich riss. Darin war sie eine Meisterin. Sie wusste genau, wie sie uns alle anpacken musste – mich eingeschlossen –, um das Beste herauszuholen: die witzigsten Geschichten, die uns im besten Licht erscheinen ließen; und sie brachte uns alle zum Lachen, sodass wir jede Menge Spaß hatten. Wenn die Stimmung zu kippen drohte, steuerte Rayna das Gespräch mit Leichtigkeit in eine andere Richtung, ohne dass es sich komisch anfühlte. Ich hatte bei unserer Freundschaft geschworen, den Abend auf meine *Gefühle* zu hören und nicht so viel zu denken, und wenn ich mich wirklich auf meine Gefühle konzentrierte, dann eroberte Rayna mein Herz jedenfalls mal wieder im Sturm.

Ups, ich machte es schon falsch. Ich sollte mich *nicht* auf irgendetwas konzentrieren. Aber das war gar nicht so einfach, wenn man Clea hieß. Ich musste mehr wie Rayna an die Sache herangehen.

Ben begann, eine Geschichte zum Besten zu geben. Ich strengte mich an, mich nicht darauf zu konzentrieren. Nicht, dass ich nicht zugehört hätte – ich sah ihn an, während er sprach, ich lächelte und lachte an den richtigen Stellen, während ich meine Pizza mampfte, doch die eigentlichen Worte ließ ich an mir vorbeiziehen, ohne mich zu sehr in deren Inhalt zu verfangen, und spürte Ben einfach nur, nahm ihn wahr.

Er hatte das ausdrucksstärkste Gesicht, das ich je gesehen hatte. Wenn er eine Geschichte erzählte, tauchte er darin ein, versetzte sich in jede Person und verlieh ihr eine eigene Mimik. Seine Augen sprühten und wenn er lachte, tat er es mit dem ganzen Körper. Allein, ihn anzuschauen, ließ mich lächeln. Ich fühlte mich in seiner Nähe warm und geborgen und glücklich. Ich fühlte mich wie in einem Flanellpyjama, mit heißem Kakao, einem Teddybären und meiner Lieblingskomödie auf

DVD. Alles war so vertraut.

Ich liebte Ben, das war es, was ich fühlte. Es schoss mir einfach durch den Kopf und ich zweifelte keine Sekunde daran. Ich liebte Ben.

Gut, dann war das ja schon mal klar, oder?

Dann wanderten meine Augen zu Sage und ich merkte, dass er Bens Geschichte auch nicht richtig zuhörte, sondern mich beobachtete. Er beobachtete mich, wie ich Ben betrachtete, um genau zu sein. Auf die Ellbogen zurückgelehnt starrte er mich dermaßen durchdringend an, dass ich geradezu hören konnte, wie er versuchte, sich einen Weg in mein Gehirn zu bahnte, um zu belauschen, was in mir vorging.

Und in dem Augenblick wünschte ich mir verzweifelt, meine Gedanken zurücknehmen zu können, um ganz sicherzugehen, dass er nichts davon mitbekommen hatte. Vor allem, weil ich das dumpfe Gefühl hatte, dass er auf Nimmerwiedersehen verschwinden könnte, wenn er glaubte, ich liebte Ben. Vielleicht nicht sofort, aber so bald wie möglich. Und das wäre der Weltuntergang.

»Okay, Sage. Jetzt bist du an der Reihe«, sagte Rayna. »Was ist das Peinlichste, das dir jemals in Gesellschaft anderer passiert ist?«

Augenblicklich war Sages intensiver Blick verschwunden und wurde durch eine entspannte Pose und ein charmantes Lächeln ersetzt.

»Ähm, ich würde sagen, als ich vor Cleas Mom, mehreren Senatoren und dem israelischen Außenminister mein halbes Getränk ausgespuckt habe.«

»Das hast du getan?«, kicherte ich.

Rayna nickte. »Oh ja.«

»Und der Minister hat euch trotzdem sein Haus in Tel Aviv für die Hochzeitsreise angeboten? Das ist schockierend.«

»Rayna ist eben äußerst überzeugend«, bemerkte Sage.

»Danke, Liebling.« Sie schenkte ihm einen Augenaufschlag wie eine Disney-Prinzessin.

»Was ist passiert?«, fragte Ben. »Hat Piri dein Getränk mit Knoblauch versetzt?«

»Du sagst das, als wäre es ein Witz«, beschwerte sich Sage. »Aber ich bin mir ziemlich sicher, dass sie genau das getan hat.«

»Sie muss dich wirklich ganz schön auf dem Kieker haben«, meinte Ben. »*Pálinka* ist ihr eigentlich so heilig wie Weihwasser. Damit treibt

man keinen Unfug.«

»Wo wir gerade von Weihwasser sprechen, das habe ich auf unserer Europareise erst überhaupt nicht gecheckt«, schaltete sich Rayna ein. »Clea und ich waren in einem italienischen Dom und mitten in der Führung sage ich: ›Das ist echt süß! Schau, die haben Vogelbäder in der Kirche!‹«

Und genauso lenkte sie die Unterhaltung weg von Ben und Sage und gab dem Ganzen wieder die Leichtigkeit zurück. Es war wirklich erstaunlich. Ich schnappte mir ein neues Stück Pizza und lehnte mich zurück, um den Abend zu genießen und in mich zu hineinzuhorchen.

»Zeit für einen Film!«, rief Rayna, als wir mit dem Essen fertig waren. »Ich habe im Pay-TV nachgesehen und da gibt es echt eine super Auswahl. Alles, was wir brauchen, sind noch Knabbereien.« Sie wühlte in ihrer Handtasche und warf mir die Schlüssel zu. »Du und Sage fahrt. Du weißt ja, was Ben und ich mögen.«

»Ich komme auch mit«, bot Ben an.

»Echt?« Rayna schob die Unterlippe ein wenig vor. »Ich habe eigentlich gehofft, dass du mir bei meiner Geschichts-Hausarbeit hilfst. Die ist ein Albtraum.«

Sie hatte wirklich alles bedacht. Flehend sah sie Ben an. Er saß in der Patsche. Wollte er nicht wie der letzte Idiot dastehen, musste er mitspielen.

»Okay, ich helfe dir«, gab er sich geschlagen.

»Danke!«, rief Rayna überschwänglich und zwinkerte mir zu, als Sage und ich das Zimmer verließen. Wir sprachen nichts, bis wir in Raynas Auto saßen und losfuhren, eingehüllt von der Dunkelheit der Nacht.

»Glaubst du, dass Ben was ahnt?«, fragte Sage.

Ich führte gerade ein intensives Selbstgespräch auf der Suche nach dem besten Einstieg in die Unterhaltung und seine Frage überrumpelte mich. »Was?«

Sage lächelte. »Meinst du nicht, dass Rayna uns die Chance geben wollte, allein zu sein?«

Ich drehte mich zu ihm und sah ihn an. Die Beleuchtung des Armaturenbretts glühte auf seinem Gesicht und der wissende Blick in seinen Augen ließ mein Herz schneller schlagen.

Rayna hatte mir geraten, meinen Gefühlen zu folgen.

Ich wollte sein Gesicht nehmen und ihn küssen.

Aber ich konnte nicht. Noch nicht. Ich musste wissen, was er dachte, was er fühlte, wer er *war.* Im Stillen entschuldigte ich mich bei Rayna, lenkte das Auto auf den Seitenstreifen und hielt an. Die Straße war ziemlich verlassen und nur spärlich von vereinzelten Straßenlaternen und dem noch spärlicheren Fluss der Scheinwerfer anderer Autos erleuchtet.

Sage sah mich abwartend an.

Ich schaute auf das Lenkrad.

»Wie machst du das?«, fragte ich und sah ihm ins Gesicht. »Woher weißt du, wo du mich … *uns* findest?

In Sages Augen spiegelte sich Schreck, aber nur für einen kurzen Moment.

»Du weißt es«, sagte er.

Ich nickte.

»Woher?«

Alles wäre anders, wenn ich es einmal laut ausgesprochen hätte. Sollte ich es trotzdem tun?

»Aus meinen Träumen«, gestand ich. »Seit ich dich zum ersten Mal auf den Fotos entdeckt habe. Ich träume von uns beiden … nur, dass es nicht wirklich wir sind.«

»Nein?«, fragte er. Seine Stimme war ruhig, doch seine Hand umklammerte die Armstütze.

Mein Herz pochte laut und rebellierte gegen das, was ich nun sagen wollte. »In meinen Träumen bin ich sie, sie alle: Olivia, Catherine, Anneline, Delia …«

Ich sprach sanft, doch es war, als würde ich ihm mit jedem Namen einen Schlag versetzen. Seine Augen wurden dunkel und ich fragte mich, ob ich einen Fehler beging. Sollte ich aufhören? Ich konnte nicht.

»Zuerst dachte ich, das wären nur Fantasien, aber das sind sie nicht. Ich träume Erinnerungen. Ihre Erinnerungen. Meine Erinnerungen.«

Sage biss die Zähne zusammen, schloss die Augen und presste seine Faust an die Schläfe.

»In diesen Träumen«, fuhr ich fort, »fühle ich, was sie gefühlt haben

… wie sie für dich empfunden haben. Und dann sehe ich dich an, hier, direkt vor mir, und es ist alles da und ich will dir vertrauen, aber … Ich weiß nicht, was real ist.« Ich atmete durch und starrte auf das Emblem in der Mitte des Lenkrads, damit ich seine Reaktion nicht mitansehen musste. »Und wie sind deine Gefühle für mich?«

Die Frage klang so dumm, aber sie war unendlich wichtig. Ich kam mir völlig nackt vor.

»Clea … schau mich an«, sagte er.

»Ich kann nicht.«

»Schau mich an.«

Ich wandte mich zu ihm.

»Warum siehst du auf meine Nase?«, fragte er. »Schau mir in die Augen, Clea.«

Ich hob den Blick. Seine Augen waren dunkel und tief und zum ersten Mal auch außerhalb meiner Träume nicht auf der Hut, sondern ganz offen.

»Musst du wirklich fragen, wie ich zu dir stehe?«

Musste ich nicht. Ich sah nun, dass es ihm genauso ging wie mir … aber ich war noch immer unsicher. Ich wollte ihn nicht mit meinen Fragen verprellen, doch ich musste es wissen.

»Bin ich es oder sind sie es? Wen siehst du, wenn du mich anschaust?«

»Ich sehe dich«, antwortete er, als wäre es offensichtlich. »Es ist nicht, als sähe ich einen Ort oder eine Zeit oder einen Namen: einfach nur dich. Dein Innerstes. Deine Seele. So finde ich dich auch immer wieder, wenn du zurückkommst. Ich weiß, es ist schwer zu verstehen, aber deine Seele ruft mich … und ich werde von ihr angezogen. Selbst wenn ich wollte, ich kann mich nicht von dir fernhalten.«

Sage hob seine Hand an meine Wange und umschloss sie sanft. Ich machte die Augen zu und lehnte mich gegen die Wärme seiner Handfläche. Als ich sie wieder öffnete, war er näher gekommen.

Ich verringerte den Abstand zwischen uns und küsste ihn.

Mir war schwindelig und heiß und als würde ich schweben – das absolute Klischee … aber genau so war es.

Ich fühlte mich, als wäre ich angekommen.

Es gab da nur ein Problem: die Gangschaltung – sie grub sich in

meine Seite.

»Autsch!« Ich zuckte zusammen.

»Alles in Ordnung?«

»Ja … es ist nur …« Ich zeigte nach unten und kam mir wie ein Idiot vor, weil ich den Moment zerstörte.

Sage schien es nichts auszumachen. Er griff nach unten und fuhr seinen Sitz ganz nach hinten, dann hielt er mir die Hand hin. Ich nahm sie, duckte mich unbeholfen und kletterte über die Mittelkonsole, bis ich schließlich auf seinem Schoß saß. Es war wohl der am schlechtesten koordinierte Verführungsakt aller Zeiten.

»Besser?«, fragte er.

»Besser.«

Er küsste mich und fuhr mit den Händen über den Rücken meines T-Shirts. Es fühlte sich unglaublich an. Ohne von seinen Lippen abzulassen, ließ ich meine Hände unter sein T-Shirt gleiten und spürte seine nackte, glatte Brust. Mein Atem ging schneller, wie im Rausch, als ich mich endlich fallen ließ und das tat, was ich am liebsten schon vom ersten Augenblick an getan hätte, da ich Sage am Strand erblickt hatte.

»Warte«, sagte er.

Er griff nach unten und zog einen Hebel. Ich stieß einen leisen Schrei aus, als sein Sitz komplett nach hinten kippte und ich auf ihn fiel. Ich liebte das Gefühl seines Körpers unter meinem. Ich wollte nicht, dass auch nur ein einziger Körperteil von uns sich *nicht* berührte.

»So besser?«, murmelte Sage in mein Ohr. Es war unfair von ihm, mir so eine Frage zu stellen, wenn er solche Dinge tat. Ich konnte kaum noch atmen – und schon gar nicht einen zusammenhängenden Satz herausbringen.

»Viel besser«, sagte ich. »Es ist praktisch wie ein Bett.«

»Findest du?«, meinte Sage und in seinen Augen las ich, was genau das bedeuten konnte.

»Oh«, sagte ich, plötzlich nervös. »Aber … wir können nicht. Ich meine, wir haben keine …«

»Ich schon.« Er beugte sich vor, um die kleine Grube zwischen meinem Hals und meiner Schulter zu küssen.

»Echt?«

Ich verkrampfte mich. Warum hatte er eines? Für wen?

Sages Mund ließ kurz von mir ab. »Für *uns,* Clea. Die Drogerie in Rio? Ich hatte da so ein Gefühl …«

Seine Lippen kehrten wieder zu meinem Hals zurück. Er knabberte an meinem Ohrläppchen und ich seufzte.

»Oh«, brachte ich heraus. »Na gut … dann …«

»Ich liebe dich, Clea.«

Ich sah und hörte nichts anderes mehr – nur diese vier Worte hallten in meinem Kopf wider. Sage liebte mich. *Mich.* Ich merkte nicht einmal, dass ich zu atmen aufgehört hatte, bis er besorgt meinen Namen flüsterte.

»Clea?«

Ich sah ihn an und entspannte mich auf der Stelle.

»Ich liebe dich auch.«

Wir küssten uns und es fühlte sich an, als würde ich in ihn hineinschmelzen, als meine letzten zusammenhängenden Gedanken sich dem puren Gefühl ergaben.

ICH BEKAM DAS LÄCHELN nicht aus dem Gesicht.

Auf dem ganzen Weg zurück zum Hotel war mir schwindelig.

Ich kicherte.

Ich war glücklich.

Sage lehnte sich auf seinem Sitz zurück und betrachtete mich, ein amüsiertes Lächeln auf dem Gesicht.

»Was?«, fragte ich.

Er schüttelte den Kopf.

»Du machst dich über mich lustig«, sagte ich.

»Nein, ganz bestimmt nicht«, versicherte Sage mir.

Ich wusste, dass er die Wahrheit sagte, denn sein Blick war voller Zärtlichkeit. Ich war sein, nicht nur in der Vergangenheit, sondern heute und für immer und bei nichts war ich mir jemals so sicher gewesen.

Ich wollte gerade auf den Hotelparkplatz biegen, als Sage mich an die Snacks erinnerte – der eigentlich Grund, aus dem wir losgezogen waren. Ich machte einen scharfen U-Turn, der Sage gegen die Tür warf.

»Willst du Stuntfrau werden?«, fragte er.

»Kannst du dir vorstellen, dass wir da jetzt ohne Knabberzeug reingehen? Rayna würde mich sofort durchschauen.«

»Meinst du nicht, das tut sie so oder so? Für ein paar Snacks waren wir ziemlich lange weg.«

»*So* lang auch wieder nicht«, meinte ich. »Oder?«

Er runzelte die Stirn. »Was versuchst du mir zu sagen?«

Ich kicherte wieder und wir hielten an einer Tankstelle. Sage legte mir den Arm um die Schulter und ich schmiegte mich an ihn, als wir im Gleichschritt den Laden betraten. Während ich durch die schmalen Gänge lief, hielt er meine Hand und als wir zahlten, stand er hinter mir und streichelte meine Schultern.

Es fühlte sich so natürlich an. Ich stellte mir vor, was wohl werden würde, wenn wir die *Dark Lady* gefunden hatten, wenn wir das Elixir gefunden hatten, wenn wir meinen Dad gefunden hatten. Sage und

ich könnten zusammen durch die Welt reisen. Ich würde Fotos machen, er malen. Am Ende des Tages würden wir uns zeigen, wie wir vorangekommen waren, und einander in den Armen liegen.

Klar, es gäbe noch das eine oder andere Problem zu lösen. Wie die Tatsache, dass er das ewige Leben hatte und Horden von Psychopathen hinter ihm her waren und versuchten, ihn fertigzumachen. Aber, hey, jedes Paar hat seine Probleme.

Dann bestand da natürlich auch noch eine große Wahrscheinlichkeit, dass ich dazu verdammt war, einen grausamen Tod zu sterben, genau wie all die anderen.

Aber daran wollte ich nicht denken. Nicht heute Abend. Nicht, als ich wieder hinter dem Steuer saß und vorgab, mich auf den Verkehr zu konzentrieren, wo doch jedes bisschen meiner Aufmerksamkeit bei Sages Fingern war, die zärtlich mit meinen Haaren spielten.

Ich parkte so weit wie möglich von unseren Zimmern entfernt, weil ich nicht wollte, dass Ben oder Rayna uns vom Fenster aus sah. Kaum hatte ich den Motor ausgeschaltet, war Sage schon da, beugte sich über mich und küsste mich. Es bereitete mir körperliche Schmerzen, mich von ihm zu lösen, ohne zu wissen, wann ich ihn wieder küssen konnte.

Händchenhaltend liefen wir auf das Hotel zu, doch in dem Moment, da die Außenbeleuchtung uns traf, ließen wir uns los. Wir hatten nicht darüber gesprochen, es geschah ganz instinktiv. Es war besser, wenn Rayna und Ben nicht Bescheid wussten. Vor allem Ben.

Obwohl Sage und ich uns nicht berührten, spürte ich seine Hände auf mir. Ich glaubte, ich würde sie immer spüren.

»Da sind wir wieder!«, rief ich, als wir das Zimmer betraten. Ben war in Alarmbereitschaft. So wie er dastand, sah es aus, als wäre er auf- und abgetigert. Rayna lag entspannt auf dem Bett. Ein riesiger Stapel der fachmännisch vollendeten Hausarbeit lag fein säuberlich auf dem Boden. Ich warf die beiden Tüten unseres Raubzugs aufs Bett. »Die Snacks!«

»Wo habt ihr die geholt? In Delaware?«, fragte Ben. Er funkelte an mir vorbei Sage an, der lässig an der Wand lehnte.

»Mehr oder minder«, sagte ich. »Mein Fehler – ich wollte unbedingt *Red Hots.* Die waren schwer aufzutreiben. Also: Welchen Film schauen

wir an?«

In der Höhle hatte Sage mir gesagt, dass ich keine gute Schauspielerin war, und anscheinend hatte er recht. Ich dachte, ich würde eine brillante Vorstellung hinlegen und mich absolut unauffällig benehmen, doch Bens Augen waren voller Argwohn, Rayna sah aus, als wolle sie sich jeden Moment auf mich stürzen, und Sage musste sich sehr bemühen, nicht laut loszulachen.

Rayna gähnte. »Vergiss es. Ich bin so was von müde. Tut mir echt leid, Leute, aber ich muss euch rauswerfen – ihr wisst schon: mein Schönheitsschlaf.«

Sie war auch keine bessere Schauspielerin als ich. Ich wusste, sie wollte reden, doch die Vorstellung, mich von Sage zu trennen, war unerträglich.

»Kein Ding«, sagte ich. »Dann nehmen wir die Sachen einfach mit rüber zu den Jungs. Wir können auch dort einen Film schauen und du kannst dich ausschlafen.«

Ben nickte. »Cool.«

Rayna starrte mich an und innerhalb von zehn Sekunden verständigten wir uns nur mit den Augen.

Rayna: »Was zum Teufel?«

Ich: »Ich weiß! Aber ich will noch bei Sage bleiben.«

Rayna: »Geht's noch?! Du wirst den Rest deines Lebens mit ihm verbringen. Ich bin nur bis morgen früh da!«

Dem hatte ich nichts entgegenzusetzen. Sie hatte recht.

»Eigentlich bin ich auch ziemlich fertig«, sagte ich und fingierte sogar ein Gähnen. Sages Grinsen nach zu urteilen, war es nicht sonderlich überzeugend.

»Sicher?« Ben starrte mich mit Röntgenblick an.

»Ganz sicher. Aber nehmt euch ein bisschen was von dem Knabberzeug mit. Es gibt dunkle Schokoladen-M&Ms und Maischips.«

»Klingt nach Pyjamaparty«, sagte Rayna.

»Definitiv«, meinte Sage mit unbewegter Miene. »Nimm dich in acht, Ben – ich mache miserable französische Zöpfe.«

Ben ging nicht darauf ein. Er war näher gekommen und sah mich noch immer misstrauisch an, wie ein Hund, dessen Frauchen nach Hause kommt, nachdem sie mit einem anderen Haustier gespielt hat.

Ich dachte schon fast, er würde gleich an mir schnüffeln.

»Gute Nacht«, murmelte er. Er musste sich dicht an Sage vorbeidrücken, um zur Tür zu gelangen, doch er sagte kein Wort zu ihm. Sage sah mich belustigt mit hochgezogener Augenbraue an.

»Gute Nacht, die Damen«, meinte er, dann drehte er sich um und folgte Ben nach draußen. Es tat mir so weh, ihn gehen zu sehen, als hätte jemand einen Eispickel in mein Herz gerammt, aber ich wusste, ich übertrieb. Ich würde ihn schließlich morgen früh wiedersehen. Unser ganzes Leben lag vor uns. Diese Nacht konnte er mit Ben verbringen.

Ich lachte laut auf bei der Vorstellung, wie die beiden tatsächlich im Schneidersitz auf dem Bett miteinander schwatzten und kicherten, Snacks futterten und sich gegenseitig die Haare zu französischen Zöpfen flochten.

Da traf mich ein Kissen seitlich am Kopf.

»›Wir können auch dort einen Film ansehen und dich schlafen lassen?‹«, beschwerte sich Rayna. »Sag mal, spinnst du?«

»Ich weiß. Es tut mir leid. Aber ich habe es ja zurückgenommen oder?«

»Du hast zwei Sekunden, um mit einem ausführlichen Bericht loszulegen, oder ich lade nach.«

Wenn mir jemand gesagt hätte, dass ich nach einem Abend wie diesem Rayna *nicht* alles erzählen wollen würde, hätte ich ihn für verrückt erklärt. Bis jetzt. Aber mit Sage war es anders. Es fühlte sich mit ihm so richtig und komplett an. Wenn ich etwas davon preisgab, kam es mir vor, als würde ich einen riesigen Teil davon abgeben, unwiederbringlich.

»Es war wirklich nett«, sagte ich. »Danke.«

Rayna nahm das nächste Kissen, dann ließ sie es wieder sinken. Sie war nicht glücklich darüber, aber sie verstand mich. Sie wusste auch, dass ich ihr nicht für die Nachfrage gedankt hatte, sondern für alles.

»Bettfertig?«, fragte sie. »Wir müssen unbedingt vor den Jungs beim Frühstück sein, damit sie uns nicht alle Zimtbrötchen wegfuttern.«

Sie ist die allerbeste Freundin, die man sich vorstellen kann.

Am nächsten Morgen mussten wir erst gegen elf Uhr zum Flughafen aufbrechen, aber ich war schon um sieben wach. Zum ersten Mal seit

einer Ewigkeit hatte ich richtig ausgeschlafen, doch das war es nicht, was mir so viel Schwung verlieh. Ich hatte vom gestrigen Abend mit Sage geträumt – nicht irgendeine überhöhte Super-Version davon, sondern genau so, wie es gewesen war. Es war perfekt, so wie es war.

Schon beim Aufwachen sehnte ich mich nach ihm und war so ungeduldig, dass es mir schwer fiel stillzuliegen. Ich überlegte, ob ich an seine Tür klopfen konnte, ohne Ben aufzuwecken. Oder sollte ich ihm von Raynas Handy eine SMS schreiben? Aber Ben würde das Handy genauso hören wie Sage.

Es war echt frustrierend! Vielleicht war Sage wach und es ging ihm genau wie mir, aber wir konnten uns gegenseitig nicht kontaktieren.

Ich musste aufstehen und irgendetwas tun. Laufen wäre perfekt. Ich zog mich an, schlich hinunter in den winzigen Fitnessraum und riss acht Kilometer runter, um meine überflüssige Energie und Anspannung loszuwerden.

Rayna schlief noch, als ich zurück ins Zimmer kam. Also duschte ich und stahl mich zum Frühstücksbuffet davon. Ich hoffte, dass Sage mich dort erwarten würde, als ich ihn jedoch nicht sah, lud ich Zimtbrötchen, Kaffee und Tee auf ein Tablett und trug alles nach oben aufs Zimmer. Rayna hatte sich nicht bewegt. Ich nahm ein Zimtbrötchen und hielt es unter ihre Nase.

»Mmmm«, machte sie mit geschlossenen Augen. Ich schwenkte es ein bisschen hin und her und amüsierte mich darüber, dass ich mich in ihre Träume einmischte.

»AAAH!«, schrie ich, als Raynas Kopf nach vorne schoss und sie nach dem Brötchen schnappte.

»Hervorragend!«, sagte sie und setzte sich auf. »Danke.«

»Rayna! Du hast mir fast den Finger abgebissen!«

»Du hast es darauf angelegt.« Sie nahm noch einen Bissen. »Mmmm. Oh mein Gott, das ist ja noch viel besser als Sex.« Sie grinste mich an. »Findest du nicht auch?«

»Meine Güte, sind wir heute wieder subtil.«

»Du musst nicht darüber reden, wenn du nicht willst.« Sie wusste, dass sie das sagen musste, aber in ihren Augen las ich, dass sie fast vor Neugierde starb. Ich lachte. Tatsächlich wollte ich jetzt darüber

reden, um die Erinnerung lebendig zu halten.

Ich erzählte ihr alles. Ihre Reaktion zu beobachten, war, wie einen Stummfilm anzuschauen: Ihr Gesicht spiegelte jedes Detail als Emotion in IMAX-Format.

»Darf ich kurz eine Gedenkminute für meinen armen, entjungferten Beifahrersitz einlegen?«, fragte sie, als ich geendet hatte.

Ich zuckte zusammen und vergrub mein Gesicht in den Händen. »Ähm … ja.«

»Danke.« Sie verstummte einen Moment lang, dann grinste sie und rief: »Clea, oh mein Gott!!«

»Ich weiß, ich weiß.«

»Und wie geht's jetzt weiter?«

»Wir fliegen nach Tokio, wie geplant.«

»Was ist mit Ben?«, fragte sie. »Wirst du es ihm sagen?«

Ich sah sie an, als wäre sie verrückt.

»Natürlich nicht alles, was du mir erzählt hast – aber wirst du ihm sagen, dass ihr zusammen seid?«

»Keine Ahnung«, gab ich zu. »Eher nicht …«

»Glaubst du echt, dass du in der Lage bist, das zu verbergen?«

Sie hatte recht. Ich war mir nicht mal sicher, ob es mir halbwegs gelungen war, meine Gefühle für Sage *vor* der letzten Nacht geheim zu halten. Dachte ich ernsthaft, ich könnte es nun besser?

»Ich denke, das lassen wir auf uns zukommen«, sagte ich.

Fünfzehn Minuten später klopfte es an der Tür und ich fiel fast auf die Nase, als ich wie wild vom Bett sprang, um so schnell wie möglich zu öffnen.

»Elegant«, meinte Rayna. »Atme tief durch. Bleib locker.«

Ich lächelte sie schief an, dann machte ich die Tür auf. Es war Ben.

»Bereit fürs Frühstücksbuffet?«, fragte er. »Ich habe mir sagen lassen, dass die Zimtbrötchen hier fantastisch sein sollen.«

Rayna schlug die Decke über unser vollgekrümeltes Tablett. »Hervorragend! Für Zimtbrötchen sterbe ich!«

»Wo ist Sage?«, fragte ich. Ich versuchte, es beiläufig klingen zu lassen, lugte aber immer wieder angespannt um Ben herum, um zu sehen, ob er irgendwo auf dem Gang war.

»Er ist schon runtergegangen«, meinte Ben.

Ist er das? Es war wie ein Schlag in den Magen. Er wollte nicht zu meinem Zimmer mitkommen? Brannte er nicht genauso darauf, mich wiederzusehen, wie ich ihn?

»Alles okay?«, fragte Ben.

»Klar, alles gut«, sagte ich. »Gehen wir frühstücken.«

Sage war nicht am Frühstücksbuffet.

Sogar Ben fand das komisch – Sage hatte gesagt, er wäre hier unten –, machte sich aber keine Sorgen, sondern wirkte eher ein wenig erleichtert. »Vielleicht hat er ja beschlossen, dass er doch nicht nach Tokio mitkommt«, grinste er. »Nur wir beide, das ist sowieso besser.«

Ich mochte Ben, aber er war so leicht zu durchschauen.

»Wir brauchen Sage aber, um an das Elixir zu kommen.« Nicht, dass ich mich momentan sonderlich für das Elixir interessierte. Ich begann, mir ernsthaft Sorgen zu machen. Wo war Sage? Ging es ihm gut?

»Er *behauptet,* dass wir ihn brauchen«, stellte Ben klar. »Aber ich wette, die *Dark Lady* wird uns auch so alles sagen, was wir wissen müssen.«

»Versuch's auf seinem Handy«, bat ich Rayna.

Sie zog ihr Handy heraus und tippte die Nummer. »Er geht nicht ran.«

»Dann schreib ihm eine SMS.«

»Vielleicht ist er einfach abgehauen«, sagte Ben.

Aus seinem Mund klang es hoffnungsvoll. Ich verstand ihn, aber es ärgerte mich trotzdem.

»Er sagt, er trifft uns draußen vor dem Eingang, wenn es Zeit ist aufzubrechen«, las Rayna seine SMS vor.

»Dann ist er also doch nicht heimgefahren«, murmelte Ben. »Vielleicht ist er ja menschenscheu.«

Ich wollte ihn gerade anfahren, als mir bewusst wurde, wie dumm ich war. Sage wollte mich alleine sehen. Seine SMS an Rayna war eine Botschaft an *mich.*

»Entschuldigt«, sagte ich und stand auf. »Ich bin gleich wieder da.«

»Wurde auch Zeit«, murmelte Rayna, die es offensichtlich vor mir kapiert hatte.

Ich lief in Richtung Toiletten, bog dann aber schnell zur Lobby ab und stahl mich zum Vordereingang hinaus – in der Erwartung, dass

Sage mich gleich in seine Arme ziehen und küssen würde.

Doch nichts geschah. Er war nicht da.

»Sage?«, rief ich.

Keine Antwort. Ich lief außen um das Hotel herum, aber es fehlte jede Spur von ihm. Ich versuchte es überall, sah hinter jeden Baum, jeden Pfeiler, hinter die parkenden Autos, obwohl ich wusste, dass es zwecklos war. Wenn er mich hätte treffen wollen, dann würde er nicht Versteck spielen, sondern wäre irgendwo, wo ich ihn gleich entdeckt hätte, aber ich wollte nicht über die Alternative nachdenken.

Wenn er nicht auf mich wartete – ging er mir dann aus dem Weg?

Die Luft fühlte sich auf einmal zäh und schwer an.

Ich ging wieder zurück in den Frühstücksraum. Rayna fing meinen Blick auf, als ich eintrat, und warf mir ein verschwörerisches Grinsen zu, doch das verging ihr schnell. Zu sehen, wie sich all meine Befürchtungen in ihrem Gesicht widerspiegelten, das war zu viel für mich. Ich drehte ab und stürmte zu den Toiletten.

Zum Glück waren sie leer. Mit beiden Händen klammerte ich mich am Waschbecken fest, als ein Schluchzen in mir aufstieg.

Ich schloss die Augen und zwang mich, tief ein- und auszuatmen. Noch einmal. Zitternd versuchte ich, eine Heulattacke zu unterdrücken. Ich konnte den Tränen nicht freien Lauf lassen und mit rotem, verquollenem Gesicht zu Ben zurückkehren. Während ich versuchte, mich zusammenzureißen, starrte ich mich im Spiegel an.

Noch dreimal tief durchschnaufen.

Ich ließ das Wasser laufen, bis es eiskalt war, und hielt meine Hände darunter, dann presste ich sie an mein Gesicht.

Es ging mir gut.

Es ging mir überhaupt nicht gut … aber ich hatte mich im Griff.

Schließlich kehrte ich zu Ben und Rayna an den Tisch zurück.

»Alles klar, Clea?«, fragte Ben. »Du siehst ein bisschen blass aus.«

Ich quälte mir ein Lächeln ab. »Alles klar. Zu viele Zimtbrötchen.«

»Zimtbrötchen kann man nie genug haben!«, rief Rayna begeistert, aber das sagte sie nur für Ben. Sie verwickelte ihn in irgendein Gespräch, um ihn abzulenken, damit ich einfach nur dasitzen und nachdenken konnte.

Ging Sage mir aus dem Weg? Bereute er, was geschehen war?

Aber er hatte es gewollt. Er hatte sich sogar *vorbereitet.*

Ich stellte mir vor, wie Rayna sagte: *Natürlich hat er es gewollt. Er ist ein Mann.*

Okay … aber er hatte gesagt, dass er mich liebt. Und Sage war nicht irgendein Mann. Er war mein Seelenverwandter.

Es klang wenig überzeugend. *Aber er hat doch gesagt, dass er mich liebt.* Wie die klassische Reaktion eines naiven Mädchens auf Mr Ersteht-doch-nicht-so-auf-Dich, aber das hier war etwas anderes. Ich war nicht versponnen und romantisch – ich hatte *Beweise.*

Wir blieben zu dritt beim Frühstücksbuffet sitzen, bis wir unsere Taschen holen und uns auf den Weg zum Flughafen machen mussten. Als wir zum Vordereingang hinaustraten, stand dort Sage an die Wand des Hotels gelehnt, die Hände tief in den Taschen seiner Jeans vergraben.

Er sah mich nicht mal an.

Ich wollte schreien. Für mich fühlte es sich an, als würde jede Faser meines Körpers sich nach ihm sehnen, doch er blickte nicht einmal in meine Richtung.

»Hi«, sagte er und nickte, als er mit uns zum Wagen ging, aber er sagte es nicht zu mir. Es war, als würde ich nicht für ihn existieren.

»Wo warst du?«, fragte Rayna spitz.

»Spazieren.«

Ich setzte mich extra auf den Rücksitz, weil ich hoffte, dass Sage sich neben mich setzen würde und ich doch noch ein paar Worte oder wenigstens Blick mit ihm wechseln konnte, doch er war wie der Blitz an der Beifahrertür.

»Oh, ich hatte gehofft, dass Ben vorne sitzen würde«, sagte Rayna. »Ich verheddere mich auf dem Weg zum Flughafen immer. Aber er kennt sich aus.«

Sie war gut.

»Meine Beine sind länger«, konterte Sage. »Hier vorne ist es für mich bequemer.«

Wow. Er machte sich nicht mal die Mühe, es dezent zu tun. Er wollte mich auf Teufel komm raus meiden. Er setzte sich auf den Beifahrersitz – auf dem er und ich erst letzte Nacht gelegen hatten – und sah aus dem Fenster. Unglaublich. Sogar im Außenspiegel wich er meinen

Augen aus.

Ich hatte das Gefühl zu ersticken.

Ben sah von Sage zu mir und wieder zurück und sein Mund wurde zu einer schmalen Linie. Ich konnte nur ahnen, was in seinem Kopf vorging. Der Wagen war viel zu klein für all die Anspannung darin. Ich musste raus, an die frische Luft.

Endlich hielt Rayna am Flughafen auf dem Bordstein und ließ uns aussteigen. Ich war die ganze Fahrt über so sehr mit Sage beschäftigt gewesen, dass ich erschrak, als ich die Tränen in Raynas Augen bemerkte. Ich drückte sie fest an mich und auch nach der Umarmung ließen wir uns noch immer nicht ganz los.

»Ruf mich an«, sagte sie. »Ich muss wissen, ob es dir gut geht … mit allem. Sonst mache ich mir Sorgen und darin bin ich eigentlich nicht gut. Ich mach das nicht so oft.«

Ich beugte mich vor, sodass wir Stirn an Stirn standen und ich ihr direkt in die Augen sah. »Ich passe auf mich auf, versprochen«, sagte ich. »Du wirst mich nie verlieren.«

Ich wusste nicht, ob sie mir glaubte, aber es war ihr Spruch und es gefiel ihr bestimmt, wenn ich den Spieß einmal umdrehte. Wir umarmten uns abermals, dann nahm sie Ben am Arm und flüsterte ihm ins Ohr: »Gib auf sie acht, okay?« Ben versprach es. Rayna bedachte Sage mit einem eisigen Blick, dann ging sie zurück zum Auto und fuhr davon.

Im Flughafen sprach keiner von uns ein Wort, während Sage unsere Tickets kaufte und wir durch die Sicherheitskontrolle zu unserem Gate gingen. Sage ließ sich auf einen Sitz fallen. Ich fragte mich, ob er aufstehen und sich einen anderen Platz suchen würde, wenn ich mich neben ihn setzte.

Ben kam ganz nahe zu mir und sagte mit leiser Stimme: »Willst du darüber reden?«

Ich schüttelte den Kopf. »Lust, ein bisschen rumzulaufen?«

»Ja klar.«

Ob Sage mir wohl nachsah, als wir davongingen? Ich würde mich jedenfalls nicht umdrehen, um zu schauen. Ich hätte es nicht ertragen, wenn ich ihm so egal gewesen wäre, dass er sich nicht mal die Mühe gemacht hätte, mir hinterherzusehen. Wie hatte sich alles nur

innerhalb weniger Stunden so sehr ändern können?

Ben wartete, bis wir ein Stück gegangen waren, bevor er etwas sagte.

»Ich respektiere natürlich, wenn du nicht darüber sprechen willst. Das musst du nicht. Überhaupt nicht. Ich will nur wissen … hat er dir wehgetan?«

»Ben …«

»Sag mir nur, ob er dir wehgetan hat.« Die Worte kamen ganz kratzig aus Bens Hals und ich merkte, wie sich sein ganzer Körper anspannte, die Hände waren zu Fäusten geballt.

Ja, das hatte er. Sehr sogar. In diesem Leben und in all den anderen vermutlich auch.

»Nein«, sagte ich. »Hat er nicht. Mir geht's gut. Echt.«

Das war eine gewaltige Lüge, aber ich verkaufte sie gut. Ich lächelte sogar und drückte Bens Hand, um ihm zu beweisen, dass es die Wahrheit war.

Ben atmete erleichtert auf. »Okay. Gut.«

Wie hatte ich je daran zweifeln können, dass Ben mich liebte. Es kam mir jetzt so offensichtlich vor. Ob die Dinge wohl anders gekommen wären, wenn ich das schon vor einem Jahr gewusst hätte? Bevor ich Sage zum ersten Mal gesehen hatte? Wenn ich seit einem Jahr mit Ben zusammen gewesen wäre, hätten die Fotos von Sage dann dieselbe Wirkung auf mich gehabt? Hätte ich ihn bemerkt? Wäre er überhaupt auf den Bildern gewesen oder hätte er sich irgendwie in Luft aufgelöst? Wäre unsere Verbindung abgerissen, weil ich jemand anderen gefunden hatte?

Diese Wahl hatte ich jetzt noch immer, wurde mir klar. Ich konnte jede Erinnerung an die seismische Aktivität, die Sage in mir auslöste, ausblenden und mich stattdessen für all die einfachen und wunderbaren Gefühle entscheiden, die ich für Ben empfand. Auch wenn ich Ben nicht auf dieselbe Art liebte wie er mich, so liebte ich ihn doch. War das nicht genug? Ben würde mir nie so etwas wie Sage antun. Er würde mich immer gut behandeln. Alles, was ich tun musste, war ihn küssen, jetzt gleich.

Ich stellte es mir vor. Wie ich auf die Zehenspitzen ging, meine Arme um seinen Hals schlang, meine Lippen an seine brachte und ihm mit

einem einzigen Kuss versprach, dass ich immer so zu ihm stehen würde wie er zu mir – egal, was kam.

Stattdessen sah ich auf die Uhr. »Wir haben massig Zeit. Sollen wir ein paar Zeitschriften kaufen?«

»Wie wär's, wenn ich dir einen Kaffee ausgebe? Ich habe einen Laden mit Gingerbread-Mokka gesehen. Du magst Ingwer doch so gern – das würde dir bestimmt schmecken.«

»Vergiss es, Ben. Niemals«, trällerte ich, als ich weiterlief und ganz offiziell von den Stromschnellen zurücktrat und wieder in die ruhigen Gewässer der Freundschaft steuerte.

Als wir zum Gate zurückkamen, saß Sage noch immer genauso da, wie wir ihn zurückgelassen hatten. Er sah auch nicht auf.

Ich spürte, wie kurz die Wut in mir aufloderte.

Ja. Das war besser. Damit fühlte ich mich stärker.

Was dachte er sich nur dabei? Nach allem, was letzte Nacht geschehen war?

Wenn er mein Seelenverwandter war, dann musste meine Seele dringend einen besseren Geschmack entwickeln.

Ich schlenderte auf ihn zu und setzte mich neben ihn. Er stand nicht auf, um wegzugehen, nahm aber auch keine Notiz von mir.

Doch damit ließ ich ihn nicht mehr durchkommen.

»Schau mich an, Sage.«

Ich sah, wie die Muskeln in seinem Kiefer arbeiteten. Er rührte sich nicht.

»In die Augen. Sieh mich an.«

Er tat es. Wie immer las ich dort die Wahrheit. Seine Gefühle für mich hatten sich seit letzter Nacht nicht geändert, aber irgendetwas war geschehen.

»Spiel keine Spielchen mit mir. Das habe ich nicht verdient. Wenn du mich verlassen willst, dann *geh.* Ich brauche dich nicht, um das Elixir oder meinen Vater zu finden.«

»Ich bin so schnell wie möglich weg.«

Das war alles. Er versuchte es nicht einmal zu erklären. Innerlich fühlte ich mich zerschlagen – es war wie die tödliche Stille nach einem gewaltigen Orkan.

Gut. Ich würde nicht auf Knien rutschen. Er konnte abhauen, wann

immer er wollte. Ich war mit ihm fertig.

Eine Stunde später waren wir in der Luft. Sage saß auf einer Seite des Mittelgangs, Ben und ich auf der anderen. Ben fragte, ob ich Lust auf Cribbage hatte, aber ich war nicht in der Stimmung dazu. Ich zwang mich, nicht an Sage zu denken, sondern blätterte in Zeitschriften, sah eine Weile einen Film an … und schlief schließlich ein.

Diesmal träumte ich nicht von Sage, sondern von meinem Vater. Es war ein ganz einfacher Traum. Er, Mom und ich waren zu Hause und machten nichts Besonderes: Wir aßen zusammen zu Abend und zogen meine Mutter wegen eines ihrer seltenen Kochabenteuer auf. Dad beugte sich über das Kreuzworträtsel der Samstagsausgabe der New York Times, das so viel schwerer war als das vom Sonntag, und fragte Mom und mich immer wieder um Rat. Dann machten wir es uns vor dem Fernseher gemütlich: Dad legte den Arm um Mom, ich streckte mich auf der Couch aus, eingekuschelt in eine Häkeldecke, den Kopf auf Dads Bein gelegt. Er sah ein bisschen älter aus, ein wenig dünner, aber es ging ihm gut. Er war da. Das ganze Jahr, in dem er verschollen war, war nur mehr eine ferne Erinnerung, etwas, woran wir nicht oft dachten, weil wir längst damit abgeschlossen hatten.

Es kam mir nicht wie ein Traum vor, sondern wie eine Vorahnung. Ich erwachte erst viele Stunden später, als wir uns bereits im Landeanflug auf Tokio befanden. Der Traum und der lange Schlaf gaben mir neue Kraft. Ich spürte Hoffnung aufkeimen. Optimismus und Tatendrang durchströmten mich wie eine Woge puren Koffeins. Plötzlich war ich sicher, dass wir es schaffen würden, wenn wir nur zusammenhielten. Das schloss auch Sage mit ein, aber er war keine große Hilfe, wenn wir nicht miteinander sprachen.

Meine Gefühle waren jetzt zweitrangig. Wenn wir die *Dark Lady* erst gefunden hatten, wenn wir das Elixir gefunden hatten, wenn wir meinen Vater gefunden hatten, *dann* konnte ich mir darüber den Kopf zerbrechen, dass Sage mich zurückgewiesen hatte. Bis dahin musste mein Liebeskummer warten.

Ich überraschte sowohl Sage als auch Ben mit meinem fröhlichen Smalltalk, als wir durch den Flughafen liefen, auf den Bus warteten und während der langen Fahrt zur Shibuya Station. Anscheinend hatte keiner der beiden erwartet, dass ich so optimistisch und munter klingen

würde. Aber das war meine neue Einstellung – alles, um meinen Traum wahr werden zu lassen.

Wir hielten bei einem Hotel in Shibuya an und nahmen uns Zimmer. Zwar hofften wir, Magda gleich zu finden, doch für den Fall, dass es länger dauerte, mussten wir irgendwo unterkommen. Außerdem wollten wir unser Gepäck loswerden. Obwohl wir alles so schnell wie möglich erledigten, war es nach Sonnenuntergang, als wir auf die Straße traten.

Shibuya war ein bisschen wie der Times Square: voller Hochhäuser, die alle mit blinkenden Lichtern, leuchtender Neonreklame und ständig wechselnden Videowänden erhellt waren. Es war Reizüberflutung pur. In einem konstanten Strom rauschten Autos vorbei und trugen mit ihren Scheinwerfern noch zu der visuellen Überfrachtung bei.

Wir sahen es sofort: den hoch aufragenden Zylinder von Shibuyas Modetempel Nummer eins, seine elektrische pinkfarbene 109 flammte durch die Dunkelheit. Das Gebäude erschien mir wie der denkbar unpassendste Ort, um den Schlüssel zu einem uralten Rätsel zu finden, und kurz fragte ich mich, ob wir möglicherweise einen der Hinweise meines Vaters falsch verstanden hatten.

Nein. Sie waren eindeutig. So unwahrscheinlich es einem auch vorkommen mochte, wir waren hier richtig.

Als wir auf der gegenüberliegenden Seite des Gebäudes standen, wandte ich mich an Sage. »Bist du je in diesem Teil von Tokio gewesen?«, fragte ich.

»Ein paarmal.«

»Hier gefällt es mir am besten.«

In diesem Moment schalteten die Ampeln um und die Autos hielten an. Fußgänger überfluteten die Kreuzung und strömten auf Überwege, die in alle Richtungen führten. Wir stürzten uns ins Gedränge und liefen mit dem Pulk der Touristen aus allen Teilen der Welt, die sich mit Japans trendigsten Szeneleuten mischten und die Straße verstopften, während sie von den Scheinwerfern der wartenden Autos, Taxis und Busse angestrahlt wurden.

Als wir uns durch die Menge manövrierten, fiel mir auf, dass die Leute uns ansahen. Das war seltsam. Junge, kichernde Modepüppchen erkannten mich normalerweise nicht, aber heute schon. Pärchen und

Gruppen japanischer Mädchen guckten zweimal hin, als wir an ihnen vorübergingen, rissen die Augen auf, stießen sich gegenseitig mit dem Ellbogen an, schlugen sich die Hände vor den Mund und flüsterten und kicherten. Ein paar schossen sogar mit ihren bunt gemusterten Handys Fotos.

»Heilige Scheiße«, sagte Ben, und ich folgte seinem entgeisterten Blick nach oben zu einem gigantischen Bildschirm auf der Vorderseite des QFront-Buildings. Dort lief irgendein Klatsch- und Tratsch-Magazin … das Bilder von Ben und mir im Karneval zeigte. Jetzt gerade das, auf dem er mich dabei anstarrte, wie ich Fotos von der Sambaparade schoss. Und auch wenn ich kein Japanisch konnte, so war es doch nicht schwer, sich auszumalen, was die verschnörkelte pinkfarbene Schrift darunter, die mit Herzen und Blümchen verziert war, besagte.

Nicht dass sein Gesichtsausdruck noch irgendeiner weiteren Erklärung bedurft hätte.

Ein ohrenbetäubendes Hupkonzert hetzte uns über die Straße und wir schafften es gerade noch auf den Gehsteig, ehe die ganze Shibuya-Kreuzung wieder vom Verkehr überschwemmt wurde.

»Wow, ähm, das ist … ähm …« Ben konnte nicht mal ausreden.

»Das bedeutet Ärger.« Sage klang genervt. Er wies mit dem Kopf auf ein weiteres Mädchen, das Fotos von mir machte. »Glaubt ihr nicht, dass das bald alles im Internet steht?«

Ich zuckte zusammen. Er hatte recht – es gab Schlimmeres, als dass Ben oder mir das Ganze ziemlich peinlich war. Wir hatten uns so bemüht, inkognito zu reisen, und jetzt verbreiteten unzählige Leute mein Bild über Twitter und Facebook durch die ganze Welt. Wenn die Verfluchte Vergeltung oder die Retter des Ewigen Lebens im Internet unterwegs waren und dort nach mir Ausschau hielten, würden sie bald belohnt werden.

Mir kam wieder das Retter-des-Ewigen-Lebens-Internet-Forum in den Sinn, in das ich mich in Dads Studio eingeloggt hatte. Sollten wir es checken, um zu sehen, ob sie uns schon entdeckt hatten?

Nein, es war ja nicht wirklich umfassend – es würde uns keine Sicherheit verschaffen. Das wäre Zeitverschwendung.

Aber wir konnten natürlich versuchen, etwas weniger aufzufallen. Schließlich waren wir gleich im Einkaufszentrum.

Als wir Shibuya 109 betraten, dudelte uns japanische Popmusik entgegen und die heißesten Outfits leuchteten uns aus vollgestopften Schaufenstern an. Jeder Zentimeter der zehn Stockwerke war voller Shoppingwütiger. Rayna wäre durchgedreht. Sie würde es zumindest gut finden, dass ich ein wenig einkaufte, wenn ich schon mal da war.

Ich bat Sage um seine Kreditkarte und steuerte gleich den ersten Laden an, der vielversprechend wirkte. In Null Komma nichts hatte ich eine kurze schwarze Perücke, eine große Sonnenbrille, eine zerfetzte Jeans und ein Tanktop gefunden.

Ich zog mich in einer Kabine um, dann trat ich hinaus, wo Ben am Eingang eines anderen Geschäfts stand und fasziniert auf eine pinkfarbene Hello-Kitty-Handyhülle starrte, die über und über mit Swarovskisteinen besetzt war. Während ich ihn beobachtete, drehte er das Teil neugierig um und drückte einen Knopf an der Seite. Plötzlich schnellte der kristallene Hello-Kitty-Kopf nach oben und gab einen darunter verborgenen Spiegel frei.

»Ich glaube, das bist du«, trällerte ich.

Ben drehte sich um und lächelte mich anerkennend an. »Gefällt mir. Sehr japanisch.«

»Danke«, sagte ich. »Dir habe ich auch was mitgebracht.«

»Ich trage keine Perücken.«

»Spielverderber.« Ich reichte ihm ein Baseball-Cap, nahm dann meine Fototasche und hängte sie ihm um den Hals. »Bitte schön: der typische amerikanische Tourist. Keiner wird zweimal hinschauen.«

»Ich nehme das jetzt mal nicht als Beleidigung.«

»Du siehst prima aus«, sagte Sage ganz sachlich. »Also, machen wir uns auf die Suche nach ›Dem Kleinen Türchen‹.«

Ich sah im Verzeichnis nach. »Sechster Stock.«

Wir stürmten hinauf zu dem Laden und fragten nach Magda Alessandri. Uns war klar, dass sie vielleicht gerade nicht Dienst hatte, aber wir dachten, wir könnten zumindest herausbekommen, wann wir sie antreffen würden.

Doch niemand dieses Namens arbeitete in dem Laden. In keiner Schicht.

»Wenn sie nicht hier ist … wo ist sie dann?«, fragte Ben.

Weder Sage noch ich hatten darauf eine Antwort.

»Okay … vielleicht habe ich das zu wörtlich genommen«, sagte ich, »vielleicht meinte Dad mit seiner Notiz nicht den Laden ›Das Kleine Türchen‹, sondern wir müssen nach einer echten kleinen Tür Ausschau halten.«

Ich gebe ja zu, dass das eher merkwürdig klang, aber es war das Einzige, was mir einfiel.

»Dann … suchen wir jetzt das ganze Einkaufszentrum nach besonders kleinen Türen ab oder wie?«, fragte Sage trocken.

»Ich bin absolut offen für andere Vorschläge, wenn ihr welche habt«, gab ich zurück.

Er und Ben zuckten die Schultern. Also beschlossen wir, systematisch vorzugehen: Das zylinderförmige Einkaufszentrum hatte zehn Stockwerke, zwei davon unterirdisch. Deshalb kam es uns am cleversten vor, ganz unten anzufangen und uns dann Stück für Stück nach oben zu arbeiten. Wir würden in jedem Laden nach irgendetwas suchen, das als »kleines Türchen« durchgehen konnte, und dort dann nach Magda Alessandri fragen. Es war schrecklich entmutigend und konnte irrsinnig lange dauern – viel zu lang, wenn die falschen Leute uns im Web entdeckten und die Verfolgung aufnahmen – aber wir sahen keine Alternative.

Wir fanden sehr wenig kleine Türchen und keine einzige Magda. Als wir im obersten Stockwerk angekommen waren, verlangsamtem wir unsere Schritte, weil keiner von uns der Wahrheit ins Auge sehen wollte.

Wir waren gescheitert.

»Vielleicht hat Grant die falschen Koordinaten auf das Brett geschrieben«, meinte Ben schließlich.

»Das kann ich mir nicht vorstellen«, widersprach ich. »Wenn er sich schon die Mühe gemacht hat, winzige Zahlen in ein Cribbagebrett einzuritzen, dann hätte er doch aufgepasst, dass er sich nicht vertut.«

»Wir haben hier alles abgegrast«, sagte Sage. »Dein Vater muss einen Fehler gemacht haben.«

»Nein. Das ist unmöglich!«, beharrte ich. »Ich fasse es nicht, dass ihr beide schon aufgeben wollt!«

»Das bedeutet nicht, dass wir aufgeben«, seufzte Ben. »Es ist nur …« Er verstummte, was alles sagte. Er hielt es für hoffnungslos. Sage

sah aus, als wäre er seiner Meinung.

»Nein, ihr irrt euch«, sagte ich. »Wir müssen etwas übersehen haben. Morgen kommen wir wieder. Und übermorgen auch, wenn es sein muss. Vielleicht haben wir mit den falschen Leuten gesprochen – Leuten, die Magda nicht kennen.«

Weder Ben noch Sage sagte etwas dazu und beide wichen meinem Blick aus. Sie wussten, dass wir in Shibuya nur begrenzt Zeit zur Verfügung hatten. Wir konnten den Leuten, die uns auf den Fersen waren, nicht ewig aus dem Weg gehen.

Dann neigte Ben den Kopf, als würde er etwas betrachten. Er ging ein Stück von Sage und mir weg, einen Gang entlang. Dort hatten wir uns schon umgeschaut – es gab dort nicht viel mehr als Toiletten und den Aufzug.

»Clea! Sage!«, rief er und winkte uns zu sich. »Wir waren uns so sicher, dass sich die kleine Tür in einem der Läden befinden muss, aber was, wenn nicht? Wenn sie sich irgendwo anders im Gebäude verbirgt?«

Ben wies mit dem Kopf auf die Tür vor ihm. Es war eine Tür von ganz normaler Größe, beschriftet mit dem Wort TREPPE auf Japanisch und Englisch.

»In einem rückwärtigen Treppenhaus?«, fragte Sage.

»Ja, das wäre möglich«, sagte ich. »Aber wie sollte uns eine kleine Tür zu Magda Alessandri bringen?«

»Es muss ja nicht auf direktem Wege sein«, überlegte Ben laut. »Vielleicht bekommen wir dort einen neuen Hinweis, der uns zu ihr führt.«

Ich nickte. Die Vorstellung, noch einen weiteren Schritt zu benötigen, bevor wir die *Dark Lady* fanden, war frustrierend, aber wenigstens gab Bens Idee uns neue Hoffnung.

»Versuchen wir unser Glück«, sagte ich.

Wir öffneten die Tür und stiegen das nüchterne, schmucklose Treppenhaus hinab. Andere Leute nutzten diesen Weg nur selten und unsere Schritte hallten, als wir uns Stufe um Stufe, Stockwerk um Stockwerk abwärts arbeiteten, bis wir das UG 1, das obere Kellergeschoss, erreichten.

Nichts.

»Clea –«, setzte Sage an, doch ich schnitt ihm das Wort ab.

»Nein. Wir sind noch nicht fertig.«

»Du hast recht.« Bens Stimme klang auf einmal ungläubig. »Schaut!«

Wir befanden uns auf einem Treppenabsatz zwischen den zwei Kellergeschossen … und dort war auf Brusthöhe in der Wand eine kleine Tür par excellence eingelassen.

»Nicht zu glauben«, flüsterte ich. Ich streckte die Hand aus, drehte am Knauf und zog die Tür auf … hinter der sich ein langer Gang öffnete, der nur spärlich von nackten, schwachen Glühbirnen erleuchtet war. Ich zog mich hinauf und kletterte durch den schmalen Eingang.

Hinter der Tür war der Gang hoch genug, um darin aufrecht zu gehen, wenn auch schrecklich düster. Außer unverkleideter Isolierung und Stahlträgern gab es nicht viel zu sehen. Egal, wie behutsam wir die Füße aufsetzten, hallten unsere Schritte laut wie Donnerhall von den Wänden wider.

Weiter vorne wurde das Licht heller – darauf steuerten wir zu. Wir hielten uns dicht beieinander, als wir weiter und weiter von der Tür und der Außenwelt weg und tiefer und tiefer hinein in den Tunnel liefen. Schließlich kamen wir an der Lichtquelle an: einem winzigen, vollgestopften Raum, der vor lauter Vasen, Teppichen und seltsamen Antiquitäten überquoll. Ein goldener Vogelkäfig auf einem hohen Fuß lehnte an einer niedrigen, hölzernen Kirchenbank, auf der ein riesiger Spiegel mit einem Rahmen aus schwarzen, schmiedeeisernen, verwelkten Rosen ruhte. Auf Regalen drängten sich Fabergé-Eier, handgeschnitzte Matrjoschka-Puppen, die wie wilde Tiere bemalt waren, und uralte Kelche und Schüsseln, die schon ganz stumpf und abgegriffen waren … alles war so dunkel, alt und rätselhaft, dass es meinen Magen in Aufruhr versetzte. Der Gestank hier drin machte es nicht gerade besser: Es roch nach Moder und Schimmel.

Auf Zehenspitzen traten wir ein, aber es war niemand zu sehen.

Ich hörte ein Knarzen und fuhr zusammen, nur um mich Auge in Auge mit einem ausgestopften Rotluchs mit weit aufgerissenem Maul wiederzufinden, der die Zähne zum Angriff gefletscht hatte. Ich sog die Luft ein.

Sage legte eine Hand auf meinen Arm. Es fühlte sich an, als würde

er mich das erste Mal seit Jahren wieder berühren.

»Ist schon gut.« Er nahm die Hand von meiner Haut und ich vermisste die Berührung noch im selben Augenblick. Vorsichtig drückte er den Zeigefinger gegen die Schneidezähne des Luchses.

»Scharf«, bemerkte er. »Aber harmlos.«

Wir tasteten uns weiter voran. Wonach suchten wir eigentlich? Ein Stück weiter rechts fiel mir ein reich verzierter, dünner roter Vorhang auf, in den Perlen eingewoben waren. Er war hübsch und verdeckte die Sicht auf einen anderen Teil des Raums. Neugierig ging ich hinüber, zog den Stoff zurück … und schrie hysterisch los.

Direkt vor mir, nur ein, zwei Meter entfernt, saß eine Leiche auf einer alten Samtcouch. Es war das Schlimmste, was ich je gesehen hatte. Sie sah aus wie eine ausgewickelte Mumie. Die papierdünne Haut war fleckig-grau und eingesunken, klebte an dem verfallenden Körper und war in jede Vertiefung zwischen den Knochen gesackt. Reste pergamentartiger Lippen gaben den Blick auf gelbe Zähne frei und lange, strähnig weiße Haare lagen um den verdorrten Schädel.

Beim Klang meiner Schreie, sprangen die Augen schlagartig auf.

Ich wich zurück, keuchend, und stieß gegen Ben und Sage, als die milchigen Augäpfel in ihren Höhlen hin- und herrollten und uns gierig betrachteten, um an meinem Gesicht hängen zu bleiben.

Dann wurde alles schwarz um mich.

zwölf

ICH KÄMPFTE GEGEN das Aufwachen an. Ich wollte nicht sehen, was ich sehen würde. War dieses Ding echt?

»Deine Verlobte ist sehr unhöflich, Sage.« Die Stimme war rau und zäh und klang nach Gruft. »Hilf ihr aufstehen und stelle uns richtig vor.«

Es *war* real. Aber ich wollte die Augen nicht aufschlagen.

»Clea?«

Sage war ganz nah. Ich öffnete die Augen und sah, wie er sich mit besorgter Miene über mich beugte. Fast hätte ich ein Lächeln zustande gebracht. Wenn diese Horrorshow schon sonst für nichts gut war, so hatte sie ihn doch wenigstens für einen Moment zu mir zurückgebracht.

»Alles in Ordnung mit dir?«, fragte er.

In Ordnung? Ich wollte lachen, doch ich hatte so eine schreckliche Ahnung, dass nur ein kreischendes, schrilles Gackern dabei herauskommen würde, mit dem ich nie wieder aufhören könnte.

Es war besser, meiner Stimme noch nicht zu trauen. Ich nickte und ließ mir von Sage aufhelfen, den Blick fest auf ihn gerichtet.

Die sprechende Tote gab einen trockenen Laut des Missfallens von sich. »Du siehst deine Gastgeberin nicht mal an. Ich werde nie verstehen, was Sage an dir findet, Olivia.«

Der Name schockierte mich so sehr, dass ich mit dem Kopf herumfuhr, um das Ding anzusehen.

Ein ersticktes Keuchen entrang sich der eingefallenen Brust und es dauerte eine Weile, bis ich begriff, dass es ein Lachen war.

»Da staunst du, dass ich deinen echten Namen kenne, was?«, sagte das Wesen. »Das solltest du nicht. Wir alle haben eine Vergangenheit. Natürlich nicht eine so lange wie dein Verlobter und ich.«

Die Augen der Kreatur schielten anzüglich in Sages Richtung, der zusammenzuckte.

»Ich kannte auch deinen Freund Giovanni«, sagte sie und ließ den Blick zu Ben wandern, der blass war und zitterte. Schweißperlen liefen ihm über das Gesicht. Er hatte sich überhaupt nicht im Griff.

»Giovanni?«, fragte Sage. »Nein …«

»Oh, das ist er«, sagte die lebende Tote. »Du erkennst ihn nur nicht. Nicht so, wie *sie.* Aber er ist es.« Sie krümmte einen unglaublich knochigen Finger in Bens Richtung und deutete auf ihn. Als er zurückwich, stieß sie ein verschleimtes Lachen aus.

»Lass die beiden in Ruhe, Magda«, sagte Sage.

Magda? *Das* war Magda?

»Aber Sage, ihr seid doch zu mir gekommen!«, gab sie zurück.

»Sie sind Magda … *Alessandri?«,* fragte ich und sprach damit das Unmögliche aus. *»Sie* sind Shakespeares *Dark Lady?«*

Ihre Augen verengten sich zu schmalen Schlitzen. »Was – du kannst mich nicht als schwarzhaarige Schönheit sehen? Vor fünfhundert Jahren war ich wunderschön. Dein Verlobter fand das zumindest. Er konnte seine Finger nicht von mir lassen.«

Mir wurde übel. Ich war nicht eifersüchtig, obwohl Magda genau das bezweckte, sondern musste nur ständig an Sage denken, wie er diese Frau berührte, so wie sie jetzt aussah. Allein bei der Vorstellung hob sich mir der Magen.

»V-vor f-fünfhundert Jahren?«, stammelte Ben. »Aber ich dachte, das Elixir –« Er verstummte schlagartig, als Magda ihm einen eisigen Blick zuwarf.

»… schenkt einem ewige Jugend«, vollendete sie frostig. »Offenbar habe ich nicht das Elixir des Lebens getrunken. Meine Langlebigkeit rührt von einem Zauber her, den meine Mutter, eine mächtige Mystikerin, am Tage meiner Geburt gewirkt hat. Sie starb bei der Geburt, direkt nachdem sie meine Lebenskraft in dem gläsernen Amulett versiegelt hatte, das ich um den Hals trage. So lange es intakt ist, bleibe ich am Leben.«

Ich blickte auf ihre eingesunkene Brust. Dort baumelte tatsächlich eine zierliche Glaskugel an einer dünnen Kette.

Magda gab ein röchelndes Husten von sich. »Hätte meine Mutter überlebt, würde ich sie bitten, den Zauber rückgängig zu machen. Ewiges Leben ist nutzlos ohne ewige Jugend. Ich kann nicht mal mehr in der Öffentlichkeit mein Gesicht zeigen, sondern muss mich mit all meinen Habseligkeiten verstecken.«

»In … einem Einkaufszentrum?«, fragte ich.

»Warum nicht? Ich habe hier alles, was ich brauche. Alles andere

bringt mir ein Betreuer … Und ich kann dem Tosen des Lebens direkt jenseits meiner Wände lauschen. Wenn ich die Augen schließe, kann ich mir fast einreden, ich wäre noch immer ein Teil davon.«

»Aber nach dem Angriff … da warst du … tot«, wandte Sage ein.

»Ich habe mich nur tot gestellt«, stellte Magda klar. »Siebenmal hatte man auf mich eingestochen, wie du weißt. Ein Dolch ging mir durch den Magen und kam am Rücken wieder heraus und nagelte mich am Boden fest. Ich lag dort wie ein zappelnder, festgepinnter Käfer –«

»Du musst es nicht beschreiben«, sagte Sage scharf.

»Will ich aber«, entgegnete Magda mit stechendem Blick. »Weil es nämlich deine Schuld war. Du kanntest die Regeln und hast dich nicht daran gehalten. Und wir alle mussten den Preis dafür bezahlen.«

Ihre Worte waren wie Schwerthiebe. Sie gingen Sage durch und durch und er brauchte einen Moment, ehe er etwas erwidern konnte. »Eure Gesichter verfolgen mich seither jede Nacht in meinen Träumen. Aber ihr seid nicht die Einzigen, die dafür bezahlt haben. Wenn ihr am Leben geblieben wärt, dann hättet ihr gesehen, wie sehr ich gelitten habe.«

»Ich *bin* am Leben geblieben, um dich leiden zu sehen«, sagte Magda. »Ich konnte es. Als Oberhaupt der Gesellschaft war ich dem Elixir am nächsten. Ich habe dich und mich verbunden. Ich habe alles gesehen.«

»Dann weißt du ja Bescheid«, stieß Sage zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor. »Ich habe Jahrhunderte in einer schlimmeren Hölle zugebracht als jeder, der an diesem Tag gestorben ist. Nur zu gerne würde ich mit ihnen tauschen.«

Magda schnaubte abfällig. »Das reicht nicht. Während die anderen Mitglieder der Gesellschaft ums Leben kamen und ich mich in diese welke Hülle verwandelt habe, hast du unvorstellbares Glück gehabt.« Sie funkelte mich an und ihre papierartigen Lippen verzogen sich zu einem Grinsen. »Und hast es noch immer. Ich will mehr von dir, aber ich musste warten, bis du zu mir kommst, um es dir zu holen.«

Sage zuckte zurück. Er warf Ben und mir schnell einen Blick zu, ehe er sich wieder an Magda wandte. »Ich bin bereit. Wir sollten uns unter vier Augen unterhalten.«

»Wovon sprecht ihr?«, fragte ich.

»Ich glaube, Ben und du, ihr solltet gehen«, sagte Sage.

»Nein! Ich gehe nirgends hin. Bist du verrückt geworden? Nachdem wir auf der Suche nach meinem Vater so weit gekommen sind, glaubst du da ernsthaft, wir gehen jetzt einfach? Wir wissen noch gar nichts!«

»Das Mädchen hat recht«, stimmte Magda zu. »Sie weiß gar nichts. Und ich finde, es ist an der Zeit, dass sie *alles* erfährt.«

Ihre Augen richteten sich auf Ben. »Ich finde, ihr beide solltet alles erfahren.«

»Magda …« Sages Stimme hatte einen warnenden Unterton.

Sie ignorierte ihn. »Nehmt euch Stühle – es ist besser, wenn ihr sitzt.«

»Nein«, sagte Sage entschieden, dann sah er Ben und mich fest an. »Ihr dürft nicht auf sie hören.«

»Sollten sie schon, wenn sie wissen wollen, was mit dem Vater des Mädchens passiert ist«, konterte Magda. »Und du kriegst nicht, was du brauchst, wenn du nicht tust, was ich sage.«

Sages Nasenflügel bebten und er presste die Lippen aufeinander. Dann packte er drei gepolsterte Hocker und donnerte sie vor Magda auf den Boden, die lächelte. Wir setzten uns und sie streckte ihre Hände aus. »Handkreis«, befahl sie.

Mein Hocker stand zwischen dem von Ben und Magda. Ich konnte nicht glauben, dass ich sie berühren sollte, gönnte ihr jedoch nicht die Genugtuung zu sehen, wie viel Überwindung mich das kostete. Ihre Hand fühlte sich an wie um Zahnstocher gewickeltes Krepppapier. Ich war sicher, beim kleinsten bisschen Druck würde sie zu Staub zerfallen.

Mit der anderen Hand quetschte ich Bens und er und Sage vervollständigten den Kreis mit Magda. Magda lehnte sich zurück und schloss die Augen. Plötzlich lief ein Zucken durch ihren ganzen Körper. Meine Augenlider fielen zu wie Rollläden. Ich versuchte, sie wieder zu öffnen, doch es ging nicht. Was immer Magda uns zeigen wollte – ich konnte ihr nicht entkommen.

Ich sah Sage. Er war gekleidet wie in meinen Träumen als Olivia. Beim Gehen ließ er Goldmünzen in einem Beutel klimpern. Es war surreal. Ich konnte seine Gedanken nicht wirklich hören, wusste aber dennoch genau, was in ihm vorging, spürte den Stolz auf seine tadellose Kleidung und den überwältigenden Reichtum seiner Familie.

Er war einundzwanzig Jahre alt und kam sich vor, als würde ihm die ganze Welt gehören.

Als er ein paar Stufen hinaufstieg und seufzend an einer prunkvollen Tür klopfte, wusste ich, dass hier ein Treffen der Gesellschaft stattfand, jenes exklusiven Kreises, über den er sich in meinem Traum bei mir beschwert hatte. Die er nur besuchte, weil sein Vater es wünschte.

Plötzlich verschwand das Bild und wurde durch ein anderes ersetzt, auf dem Sage mit neun Männern und Frauen Hand in Hand stand. Sie bildeten einen Kreis und alles um sie herum – ihre Kleidung, die Einrichtung des Zimmers – verriet unfassbaren Reichtum und Luxus. In der Mitte des Zirkels stand ein kleines, mit Edelsteinen verziertes Kästchen, eine Art Schrein.

Unter den Anwesenden erkannte ich Magda – oder wusste vielmehr irgendwie, dass sie es war, denn sie hatte keinerlei Ähnlichkeit mit dem abgezehrten Skelett, das sie jetzt war. Sie war ein Ausbund an Jugend und strahlender Schönheit, und als sie Sage verführerisch zuzwinkerte, spürte ich diesmal doch einen Stich der Eifersucht. Magdas Stimme tönte klar und deutlich, als sie die Zeremonie mit dem Geheimhaltungsschwur der Gesellschaft eröffnete und dann fortfuhr: »Wir sind zusammengekommen, um das Elixir des Lebens zu preisen und zu schützen …«

Doch noch während sie sprach, verblasste die Szene und wurde überlagert von Sage und einem Freund in einer Taverne, die tranken und lachten.

Ich keuchte laut auf.

Der Freund war Ben.

Natürlich *war* es nicht Ben. Es war Giovanni, den ich aus meinen Träumen kannte, doch plötzlich, als ich ihn in Magdas Vision sah, bestand nicht der leiseste Zweifel, dass *er es war.* Bens Hand, die meine fest umklammerte, wurde plötzlich feucht – auch er musste sich erkannt haben.

Wieder wusste ich ganz automatisch Dinge, die ich eigentlich nicht wissen konnte. Giovanni war der Sohn eines Krämers aus einer viel niedrigeren Schicht als Sage, doch die beiden kannten sich von Kindesbeinen an. Giovannis Platz in der Gesellschaft und seine

finanziellen Verhältnisse spielten für Sage keine Rolle. Giovanni war sein bester Freund, so einfach war das. Giovanni liebte Sage genauso sehr, doch war er sich der sozialen Kluft zwischen ihnen bitter bewusst – und das nagte an ihm. In seinen finstersten Momenten glaubte er, ihre Freundschaft wäre von Sages Seite aus nichts als ein Akt der Barmherzigkeit – etwas, womit sich Sage vor seinen reichen »echten« Freunden brüsten konnte, um seine Größe zu demonstrieren.

Sage ahnte nichts von Giovannis dunklen Gedanken und seiner Unsicherheit, deshalb war ihm auch nicht bewusst, was er tat, als er sich ihm gegenüber voller Spott und Verachtung über die Gesellschaft äußerte.

»Ehrlich, Gi, es ist absurd. Das Geld rieselt an diesem Ort von den Wänden, aber das ist nichts im Vergleich mit dem Schrein für das großartige ›Elixir des Lebens‹! Aus purem Gold und über und über mit Rubinen, Diamanten, Smaragden … einfach allen Edelsteinen besetzt, die man sich vorstellen kann. Aber *der Inhalt* von dem Ding … oh, der ist noch besser.«

»Was ist es denn?«, wollte Giovanni wissen, der sich im Geheimen nach dem Juwelen geschmückten Kästchen verzehrte und sich vorstellte, wie er ein oder zwei der wertvollen Steine herausbrach. Davon könnte er seinen drei kleinen Schwestern wochenlang Essen und neue Kleider kaufen. Oder noch besser, er könnte sich selbst etwas Hübsches leisten – Kleider, wie Sage sie trug. Etwas, das ihn wie einen echten Edelmann aussehen ließe.

»Im Inneren des Schreins«, fuhr Sage fort, »befinden sich drei Phiolen, jede so lang wie mein Unterarm, es ist eine Schande. Noch mehr Edelsteine, noch mehr Gold, kristallene Stopfen … und wofür das alles?«

»Das Elixir des Lebens«, sagte Giovanni ehrfürchtig. »Verleiht es wirklich ewiges Leben?«

»Ach, Gi, natürlich nicht! Das geht doch gar nicht. So etwas gibt es nicht. Es ist nur ein Vorwand für diese Leute, um sich wichtig zu machen – die ›Hüter des Elixirs‹. Es raubt mir den letzten Nerv, dass ich meine Zeit mit diesen aufgeblasenen Trotteln verplempern muss.«

Sage lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und rief dem Wirt zu, er solle ihnen eine weitere Runde bringen. Er hatte über die Gesellschaft

Dampf abgelassen und damit war das Thema für ihn erledigt. Doch ich konnte sehen, wie es in Giovanni arbeitete.

Wieder wechselte die Szene. Jetzt stand Giovanni mit drei jungen Männern, keiner älter als neunzehn, auf einer ungepflasterten Straße in einem düsteren Stadtteil. Ich wusste auf unerklärliche Weise, dass diese drei mit Giovanni zusammen aufgewachsen waren. Und dass sie üble Gesellen waren. Wie ich sie so vor meinem inneren Auge sah, war die Vorahnung des Bösen so deutlich spürbar, dass ich die Augen aufreißen und fliehen wollte. Ich versuchte es, erschauderte aber, als ich merkte, dass das nicht ging. Solange ich ein Teil von Magdas Handkreis war, hatte *sie* die Kontrolle über mich.

Giovanni war blind für den schlechten Charakter seiner Freunde. Diese drei waren die tollen Jungs aus seiner Nachbarschaft und er sehnte sich danach zu beweisen, dass er es genauso draufhatte wie sie. Er erzählte ihnen von Sages Geschichte über die Gesellschaft und deren Reichtümer, dann reckte er die Brust heraus und sagte: »Ich überlege mir, ob ich da nicht mal bei Gelegenheit vorbeischauen und ein paar nette Dinge für mich abzwacken sollte.« Er meinte es nicht ernst, sondern wollte die anderen damit nur beeindrucken. »Vielleicht stehle ich das Elixir des Lebens. Ich wette, dann wäre ich ein gemachter Mann.«

»Elixir des Lebens?«, fragte der Anführer der drei. »Was ist das?«

Giovanni erklärte es ihm und machte sich genauso darüber lustig wie Sage zuvor, doch er ahnte nicht, welchen Funken er damit entfachte. Unermesslicher Reichtum *und* das ewige Leben? Giovanni brachte die Kerle damit auf den größten Coup ihres Lebens. Sie quetschten ihn nach Einzelheiten aus und Giovanni blühte bei so viel Aufmerksamkeit auf – nicht im Traum erriet er ihre wahren Motive. Als sie sich trennten, ging er mit dem guten Gefühl, dass sie ihn nun richtig für voll nahmen. Die drei jungen Männer jedoch beschlossen noch an jenem Abend, die Gesellschaft zu überfallen.

Plötzlich änderte sich die Szenerie abermals und ich sah mich selbst. Olivia und Sage liefen Arm in Arm im Mondschein die Straße entlang. Als Ben aufkeuchte, wusste ich, er hatte verstanden, dass Olivia ich war, obwohl sie mir nicht so ähnlich sah wie in den Träumen. Sie sah aus wie sie selbst – so, wie Sage sie auf den Boden der Höhle

gezeichnet hatte. So wie auf seinen Gemälden.

»Ist das eine große Sache, heute Abend der Gesellschaft deine zukünftige Braut vorzustellen?«, zog Olivia ihn auf.

»Mit dir zusammen zu sein ist eine große Sache.« Sage grinste. »Du weißt, was ich von der Gesellschaft halte. Ihr Segen ist eine notwendige Voraussetzung, dass ich meinen Anteil am Familienvermögen erhalte.«

»Was macht dich so sicher, dass wir ihren Segen bekommen? Deine ehemalige Freundin hasst mich und sie ist das Oberhaupt.«

»Magda hasst dich nicht.«

»Machst zu Scherze? Hast du gesehen, wie sie mich anschaut?«

»Sie ist vielleicht ein bisschen eifersüchtig«, gab Sage zu.

»Natürlich! Sie ist so wunderschön! Eine Frau wie sie verliert nicht oft einen Mann. Ich bin sicher, sie wartet nur darauf, dass du deinen Fehler erkennst und zu ihr zurückkehrst.«

»Sag jetzt nicht, dass du so etwas ernsthaft für möglich hältst!«

»Ich weiß nicht …« Olivia wich seinem Blick aus. »Sie ist reich und schön und in der Gesellschaft … Ich bin sicher, dein Vater würde sich wünschen, dass du sie heiratest.«

»Bist du eifersüchtig?«, zog Sage sie auf.

»Ich habe nicht gesagt, dass ich e*ifersüchtig bin,* ich sage nur, dass –«

Sage lachte laut und nahm Olivia in die Arme. »Olivia, seit ich dich zum ersten Mal gesehen habe, gibt es für mich nur noch dich. Du bist meine Seelenverwandte. Ich gehe zu niemandem zurück. Du wirst mich für immer am Hals haben. Stell dich lieber darauf ein.«

Olivia lächelte. »Gut … wenn es sein muss.«

Sage küsste sie, dann drückte er sie fest an sich und sie liefen weiter.

»Du musst dir wegen Magda keine Sorgen machen«, versicherte er ihr. »Sie kann sich nicht zwischen uns drängen. Und egal, wie ihre Gefühle für mich sind, sie wird sie nie über die Belange der Gesellschaft stellen. Wir bekommen ihren Segen.«

»Gut. Ich muss zugeben, dass ich unheimlich gespannt bin, wie das alles vor sich geht.«

»Oh, ich schätze, du wirst dich großartig amüsieren.«

Das Paar hätte nicht gelöster sein können, als es weiterging, doch mir wurde plötzlich kalt vor Schreck. Die Wahrheit traf mich wie ein Keulenhieb.

Sage nahm Olivia an diesem Abend zur Gesellschaft mit.

An diesem Abend würden Giovannis Freunde zuschlagen.

Niemand außer Sage und Magda würde den Überfall überleben.

Mir kam wieder das Blutbad in den Sinn, das ich in meinen Träumen und auf Sages Bildern gesehen hatte.

Mein Herz begann so heftig zu pochen, dass es wehtat. Ich würde gleich Zeugin meines eigenen Todes werden.

Ich sah, wie die Gesellschaft wieder den Juwelen geschmückten Schrein umringte. Diesmal war Olivia dabei. Magda stimmte das Eröffnungslied an und grinste spöttisch, als ihre und Olivias Blicke sich trafen.

Plötzlich flog die Tür auf und Giovannis sogenannte »Freunde« stürmten herein … doch sie waren nicht allein. Ihre Zahl war nun auf acht Männer angewachsen, alle mit Knüppeln und Messern bewaffnet. Der Luxus des Zimmers spiegelte sich in ihren Augen und fachte ihre blutrünstige Gier noch an.

»Kein Geschrei!«, brüllte der Anführer, packte Magda und drückte ihr ein gezacktes Sägemesser an den Hals. »Keinen Mucks, sonst stirbt sie!«

Die Mitglieder der Gesellschaft standen wie erstarrt und gaben nichts als ein ängstliches Wimmern von sich. Sogar Sage hielt still, doch er gab sich nicht geschlagen. Er warf Olivia einen Seitenblick zu und nickte leicht, um sie wissen zu lassen, dass er alles unter Kontrolle hatte. Geduldig wartete er den rechten Moment ab.

Der Anführer grinste den merkwürdigen Schrein an. »Da ist es, Leute«, rief er. »Genau wie Gi gesagt hat.«

»Gi?«, fragte Sage erschrocken. Er sah Olivia an, die ungläubig den Kopf schüttelte – Giovanni konnte unmöglich für das hier verantwortlich sein.

»Genau, Gi, mit dem du vorführst, wie barmherzig du bist«, spuckte der Anführer Sage entgegen. »Du hast wohl gedacht, er wäre zu arm und zu dumm, um eine Bedrohung darzustellen, was? Aber er lacht mit dir, kommt zu uns und erzählt alles. Und jetzt wird alles, was euch

gehört, unser.«

Er grinste und strich mit seinen dreckigen Fingern über Olivias Wange. Mit dem Brüllen eines wilden Tiers ging Sage auf ihn los, doch der Anführer winkte zwei seiner Männer heran, die augenblicklich über Sage herfielen und erbarmungslos auf ihn einstachen.

Da hielt es Olivia nicht mehr aus und begann zu schreien, laut und schrill. Der Anführer befahl ihr, damit aufzuhören, den Mund zu halten, sonst … doch sie konnte nichts hören. Sie konnte nur schreien und schreien und schreien …

Einer der Männer zog ihr von hinten einen Knüppel über den Kopf, der sie zum Schweigen brachte. Das war das Letzte, was sie sah, ehe sie das Bewusstsein verlor.

Die Räuber rafften alles an Gold und Edelsteinen zusammen, was sie finden konnten. Sie hatten es so eilig wegzukommen, dass sie es nicht einmal merkten, als Sage wieder zu sich kam. Er lag auf der Seite, kaum fähig, die Augen zu öffnen. Allein die Anstrengung zerriss ihn innerlich.

In der Vision sah ich das Zimmer mit seinen Augen. Es war ein Schlachtfeld.

Um ihn herum lagen aufgeschlitzt und blutüberströmt die Leichen der Mitglieder der Gesellschaft. Magda war auch unter ihnen. Ich verstand, warum Sage nicht glauben konnte, dass sie überlebt hatte. Sie sah genau so aus, wie sie es beschrieben hatte: Schwach kämpfte sie gegen ihre klaffenden Wunden und den blutigen Dolch, den sie ihr durch den Rumpf bis in den Boden getrieben hatten.

Sage wandte den Blick ab. Gequält sah er sich um. Wo war Olivia?

Schließlich entdeckte er sie. Sie lag auf dem Boden, ihre weit aufgerissenen Augen spiegelten noch den Horror ihrer letzten Momente wider.

Der Anblick nahm mir die Luft. Das hier war so unsäglich schrecklich, noch schlimmer als Sages Gemälde, denn es war echt. Und es war ich. Es war mein Leben gewesen – und mein Tod. Das war zu viel für mich. Ich fing an zu hyperventilieren. Die Bilder hinter meinen geschlossenen Augen begannen zu verschwimmen und ich war sicher, ich würde gleich bewusstlos werden.

Magdas federleichte Skeletthand drückte fest die meine und holte

mich zurück.

Die Vision ging weiter.

Sage wollte einen gequälten Schrei ausstoßen, als er Olivia sah, doch seine Lunge war durchstochen und er brachte keinen Ton heraus. Alles in ihm war zerbrochen; er wusste, er würde sterben, was ihn auf eigentümliche Weise tröstete.

Seine Schuld … er hatte die Geheimnisse der Gesellschaft ausgeplaudert und das war nun dabei herausgekommen … alles seine Schuld …

Er dachte, das wären seine letzten Gedanken. Gut. Es war eine Botschaft, die er in die Hölle mitnehmen würde, wenn er sich selbst dem Teufel auslieferte, damit er bis in alle Ewigkeit seine gerechte Strafe bekam.

Aber in der Hölle würde er Olivia nicht wiedersehen. Er musste von ihr Abschied nehmen, jetzt gleich. Mit übermenschlicher Anstrengung kroch er über den Boden, bis er nur noch wenige Zentimeter von ihrem Gesicht entfernt war. Seine Kräfte schwanden schnell. Er hatte nicht mehr viel Zeit. Verzweifelt gab er sich einen letzten Ruck, doch er schaffte es nicht. Da packten ihn derbe Hände und eine höhnische Stimme johlte: »Schaut euch das an, Leute! Er lebt! Soll ich ihn kaltmachen?«

»Nein!«, sagte der Anführer. »Ich habe eine bessere Idee.«

Sein Plan bestand darin, das Elixir an Sage auszuprobieren, um herauszufinden, ob es wirkte oder nur irgendein Gifttrank war. Sie flößten ihm eine ganze Phiole ein, schütteten es in seinen wunden Hals, dann warfen sie ihn in eine Kutsche und flohen aus der Stadt.

Fast hätten sie es nicht geschafft.

Die Heilkräfte des Elixirs waren erstaunlich. Sie erlösten Sage zwar nicht von den schrecklichen Schmerzen seiner Wunden, doch innerhalb einer Stunde war das Schlimmste vorüber und seine Kräfte begannen zurückzukehren.

Wäre er geduldiger gewesen, wäre vielleicht alles anders gekommen. Doch die Männer, die mit ihm in der Kutsche saßen, hatten Olivia auf dem Gewissen. Er wollte sich nicht gedulden, er hatte nur einen Gedanken: Rache. Sobald er dazu in der Lage war, stürzte Sage sich auf den nächsten Mann, legte ihm die Hände um die Kehle und

drückte zu.

Die anderen in der Kutsche waren so schockiert über Sages unfassbare Genesung, dass sie fast nicht reagieren konnten. Doch schließlich erholten sie sich von ihrem Schreck, zerrten ihn von ihrem Freund weg und schlugen und stachen auf ihn ein, bis er wieder das Bewusstsein verlor.

Diesmal wachte er schneller wieder auf, doch seine Hände und Beine waren gefesselt. Die Räuber wollten kein Risiko mehr eingehen – sollte Sage sich auch nur das kleinste bisschen zur Wehr setzen, würden sie gnadenlos von ihren Waffen Gebrauch machen.

Später, als sie sich auf einem verlassenen Gehöft versteckten, planten die Verbrecher ihr weiteres Vorgehen. Die Ermordung so vieler wohlhabender Römer würde hohe Wellen schlagen. Deshalb wollten sie ihre Beute aufteilen und sich in verschiedenen Ecken Europas niederlassen, sobald man die Suche nach ihnen aufgegeben hatte.

Einzig die Frage, was sie mit dem Elixir tun sollten, war noch ungelöst … und was mit Sage. Es schien jetzt klar, dass das Elixir kein Schwindel war. Es hatte Sage tatsächlich das ewige Leben verliehen und das wollten sie nun auch alle für sich selbst. Aber war das möglich? Sage hatte eine ganze Phiole getrunken, die bei der überstürzten Flucht verloren gegangen war.

Zwei Phiolen waren noch übrig … aber wenn man den kompletten Inhalt brauchte, um das ewige Leben zu erlangen, dann konnten nur zwei von ihnen es haben. Möglicherweise reichte auch weniger … aber was, wenn sie den Rest des Elixirs durch acht teilten und es nicht genug war, um ihnen das ewige Leben zu schenken?

Die Bande beschloss, dass niemand das Elixir anrühren sollte, bis man eine Einigung erzielt hatte. Das Problem war nur, dass sie einander nicht vertrauten. Ständig gerieten sie in Streit und beobachteten sich so argwöhnisch, dass sie kaum Schlaf fanden. Und die, die doch schliefen, legten sich ganz in der Nähe des Elixirs zur Ruhe, damit sie aufwachten, wenn jemand sich daran zu schaffen machte.

Die Situation machte die Bande müde und reizbar – und das ließen sie an Sage aus. Wenn sie wirklich das Elixir trinken wollten, überlegten sie, ergab es Sinn zu testen, wie gut es wirkte. Nachdem Sage den

Inhalt einer ganzen Phiole getrunken hatte, konnte er da wirklich *alles* überleben oder waren manche Dinge doch so schwerwiegend, dass nicht einmal das Elixir sie heilen konnte?

Es war ein willkommenes Ventil für sie, Sage immer und immer wieder mit neuen und einfallsreichen Methoden umzubringen. Zudem machte es ihn weniger gefährlich, weil ihn jede Folter so sehr schwächte, dass er sie eine Weile nicht angreifen konnte. Sie stießen ihn steile Abhänge hinab, fesselten ihn an Felsen und überließen ihn den wilden Tieren und zündeten ihn an. Sage erholte sich jedes Mal, doch die Schmerzen waren so unerträglich, dass er darum betete, sterben zu dürfen.

Dann bekam er mit, wie die Bande seine nächste Prüfung plante: Sie wollten ihn zerstückeln.

Sage war sich nicht sicher, doch er hatte so ein Gefühl, was passieren würde. Er würde nicht sterben, aber er würde sich auch nicht auf magische Weise wieder selbst zusammensetzen.

Er musste fliehen. Sofort. Trotz der Fesseln.

Eines Abends sah er seine Chance gekommen. Es war sehr spät. Fünf übernächtigte Bandenmitglieder waren noch wach – alle bewaffnet, alle behielten sich gegenseitig im Auge, um sicherzugehen, dass niemand das Elixir stahl. Drei Männer standen weiter weg von Sage. Zwei drängten sich näher bei ihm zusammen und schmiedeten wilde Pläne, wie sie sich das Elixir unter den Nagel reißen konnten.

Ja. Das wäre perfekt.

Sage lenkte die Aufmerksamkeit der beiden auf sich. Er sprach ganz leise, damit die anderen nichts mitbekamen, und schlug ihnen einen Handel vor. Wenn sie ihm die Freiheit schenkten, würde Sage ihnen Treue schwören und helfen, die anderen auszuschalten, damit sie das Elixir alleine für sich hatten.

»Warum sollten wir dir vertrauen?«, fragte der eine.

»Genau – was, wenn wir dich losbinden und du dann uns den Garaus machst?«

»Warum?«, gab Sage zurück. »Wenn ich das tue, dann schreit ihr und alle kommen angerannt. Ich hätte keine Chance. Ich will nicht mehr gefoltert werden, ich brauche eure Hilfe. Und wenn ich euch dafür im Gegenzug helfen muss, an das Elixir zu kommen, dann soll es so sein.«

Die beiden Männer sahen sich an. Die Versuchung war groß. Wenn Sage die anderen ausschaltete, hätten sie beide nicht nur das Elixir für sich, sondern auch die restliche Beute.

»Einverstanden«, flüsterte der erste Mann. »Wir sind dabei.«

Schnell und leise kappte einer Sages Fesseln, während der andere Wache hielt.

»So«, sagte der Mann, als er Sage befreit hatte. »Du kümmerst dich um die anderen und wir schnappen uns das Elixir.«

Sage gab keine Antwort. Stattdessen zog er in einer einzigen fließenden Bewegung das Messer aus dem Gürtel des Mannes und schnitt den beiden Verrätern die Kehle durch. Noch ehe sie wussten, wie ihnen geschah, waren sie tot und fielen mit einem dumpfen Schlag zu Boden, wodurch die anderen Männer aufmerksam wurden. Als sie sahen, was geschehen war, weckten sie mit ihren Schreien schnell den Rest der Bande, der augenblicklich auf Sage losging.

Sage stürzte sich regelrecht ins Gefecht. Heiß kochte die Wut in ihm hoch. In diesem Zustand konnte er es mit einer ganzen Armee aufnehmen, drei Männer waren gar nichts. Er schwang die Messer seiner beiden ersten Opfer und schrie laut, als er seinen Angreifern entgegenstürmte. Die paar Treffer, die sie landeten, bemerkte er gar nicht, so sehr war er im Blutrausch, doch seine Dolche fanden wieder und wieder und wieder ihr Ziel.

Die verbliebenen drei Räuber – Giovannis Freunde, denen jener von dem Elixir erzählt hatte – waren nicht dumm. Als sie erkannten, wie der Kampf ausgehen würde und dass es nicht gut für sie stand, rafften sie, während Sage noch immer mit den anderen beschäftigt war, hastig so viel von der Beute zusammen, wie sie tragen konnten, und flohen mit der Kutsche.

Sage bemerkte ihre Flucht nicht – das Adrenalin rauschte durch seinen Körper und er lachte wie ein Wahnsinniger, als er seine Rachegelüste auslebte.

»Die drei Männer, die geflohen sind, haben überlebt«, krächzte Magdas Stimme über die Vision hinweg. »Aber sie waren verflucht, wie jeder ihrer Nachkommen über all die Jahrhunderte hinweg. Aus ihren Nachfahren, die nun über die ganze Welt verteilt sind, ist die Verfluchte Vergeltung hervorgegangen. Die Retter des Ewigen Lebens

dagegen sind die Nachfahren der Mitglieder der Gesellschaft – Ehemänner, Ehefrauen und Kinder, die die Geschichten über das Elixir von Generation zu Generation weitergegeben haben.«

Ich hörte Magdas Stimme, aber ich war noch immer von der Szene, die sich vor mir abspielte, gefangen. Wie ein wildes Tier stand Sage zwischen den Leichen der fünf Männer. Er war blutüberströmt und sein Atem ging stoßweise.

Jetzt, da er sein Ziel erreicht hatte und ganz allein mitten im Nirgendwo stand, mit Blick auf die Ewigkeit, die sich endlos vor ihm erstreckte, zerbrach etwas in ihm und er fiel auf die Knie und schrie.

Das Bild wechselte. Es war später am selben Tag. Ich sah, wie Sage das verbliebene Elixir ausschüttete und es vernichtete. Die beiden Phiolen vergrub er im Dreck … wo das Team meines Vaters sie Jahrhunderte später wieder ausbuddeln würde.

Als Nächstes sah ich Sage in Rom, den Kopf über Olivias Grab gebeugt. Ein älterer Mann legte die Hand auf seine Schulter. Es war Olivias Vater. Ich betrachtete das Bild genauer und fragte mich, ob mein Dad dieser Mann gewesen war, aber er kam mir nicht bekannt vor. Sage zuckte kurz zusammen, als er den Mann sah, doch der blickte Sage freundlich an und drückte ihm etwas in die Hand: Olivias Kette mit dem Schwertlilienamulett.

Erneuter Szenenwechsel. Ein lächelnder Sage ritt auf einem Pferd durch eine Landschaft – ich erkannte sie sofort: Es war England im späten siebzehnten Jahrhundert. Obwohl in den Tiefen seiner Augen noch immer der Kummer nistete, schien er glücklich zu sein, und bald verstand ich auch, wieso. Er war mit Catherine zusammen, deren rotes Haar wie Feuer hinter ihr loderte, als sie dahingaloppierten.

Catherine und Sage lagen an einem Bach, während ihre Pferde tranken und sich ein wenig ausruhten. Sage griff nach dem Amulett an ihrem Hals. »Es ist wie ein einziges großes Wunder für mich«, sagte er. »Ich kann nicht glauben, dass ich wirklich mit dir hier bin.«

Catherine lächelte und küsste ihn, doch er schob sie sanft von sich weg. »Sei vorsichtig«, sagte er. »Dein Vater hat dich einem anderen versprochen.«

Sie verdrehte die Augen. »Er wird seine Meinung schon noch ändern.« Sie schmiegte sich wieder an Sage und er legte die Arme um

sie.

Die beiden ahnten nicht, dass sie beobachtet wurden. Zwischen den Bäumen stand ein Mann, der den Körperbau eines Stiers hatte, einen dicken Hals, kleine Augen und eine platte Nase. Seine Nasenflügel bebten vor Zorn.

Noch im selben Moment wusste ich zwei Dinge: Dieser Mann war Jamie, Catherines Verlobter … und dieser Mann war Ben. Magdas Vision war ein Fenster zu seinem Herzen und ich sah, wie aus seiner Wut und Verzweiflung ein schrecklicher Plan keimte: Er würde sie der Hexerei bezichtigen. Sie wäre kompromittiert, genauso wie sie ihn kompromittierte, indem sie etwas mit einem anderen anfing, obwohl sie doch ihm versprochen war. Das würde ihr eine Lehre sein.

Ich wollte ihn anschreien, dass er es nicht tun solle. Dass die Dinge nicht so kommen würden, wie er es erwartet hatte, doch ich konnte nur stumm zuschauen, wie die Szene sich erneut änderte und Catherine an einen Pfahl gebunden auf dem Scheiterhaufen stand und Flammen um ihre Füße züngelten. Durch den Rauch sah sie Jamie in der Menge, der blass und ausgemergelt war, als hätte er seit Wochen weder geschlafen noch gegessen. Er wiegte sich vor und zurück und murmelte Gebete vor sich hin, doch es war zu spät, um seine Tat rückgängig zu machen. Catherine schüttelte traurig den Kopf und hielt dann in der Menge nach Sage Ausschau. Er umklammerte mit der geballten Faust ihre Kette. Fünf Wachen hielten ihn fest, gegen die er sich verzweifelt zur Wehr setzte. Tränen liefen ihm übers Gesicht, als er zusah, wie das Feuer aufloderte.

Ich hatte nicht gemerkt, dass ich den Atem anhielt, bis das nächste Bild vor mir aufflackerte. Es zeigte Anneline, die berühmte französische Schauspielerin. Sie und Sage hatten es bis zum Tag ihrer Hochzeit geschafft und Sage entspannte sich endlich, zuversichtlich, dass er diesmal der Tragödie entronnen war.

Ich sah sie zu Hause, in ihrem Glück. Dann kam ein Paket. Rosen von einem anonymen Fan, genau wie die in meinem Traum. Ich wusste, dass dieser Strauß der letzte von vielen war. Der Text der beiliegenden Karten hatte sich von liebevoll über erdrückend hin zu drohend gewandelt. Diese letzte besagte: *Wenn ich dich nicht haben kann, dann soll dich auch kein anderer haben.*

Sage regte sich schrecklich auf. Er hatte bei der Polizei um Hilfe gebeten, doch die hatte nichts unternommen. Er war sicher, dass dieser Mann Anneline umbringen würde.

Anneline fand, dass Sage überreagierte, aber er war so verzweifelt, dass sie klein beigab. Sie stimmte zu, zu pausieren und die Stadt zu verlassen. Sage bat sie inständig, niemandem zu sagen, wohin sie fuhren, und im Großen und Ganzen hörte sie auch auf ihn und erzählte nur ein paar engen Freunden, die sie schon ihr Leben lang kannte, von dem kleinen Haus auf den griechischen Inseln.

Einer dieser Freunde war Julien. Nach ein paar Monaten verriet er Annelines und Sages Aufenthaltsort für eine große Summe Geldes an die Zeitungen. Ich erkannte Julien sofort, als ich ihn sah … nicht nur, weil er in meinen Träumen vorgekommen war, sondern weil er natürlich Ben war.

Mit Juliens Information fand der Verfolger Anneline und ermordete sie mit unzähligen Stichen – einen für jede rote Rose, die er ihr geschickt hatte.

Dann folgte Delia, die sich auf den berüchtigten Gangster Eddie eingelassen hatte, weil sie hoffte, er würde sie groß herausbringen. Doch bald schon tauchte Sage auf – der neue Klavierspieler in der Kneipe. Ich konnte seine Unruhe spüren. Er wollte nichts mit Delia anfangen, wollte keine neuerliche Tragödie heraufbeschwören.

Aber auf Dauer kam er nicht dagegen an.

Er sagte sich, dass er diesmal einen Weg finden würde, um die Geschichte zu ändern. Diesmal würden Delia und er ein langes, glückliches Leben führen.

Obwohl Sage und Delia ihre Beziehung geheim hielten, weihte sie ihren engsten Freund Richie ein, der auch für Eddie arbeitete. Er versuchte, ihr auf seine Weise zu helfen, indem er für Eddie immer wieder Treffen mit anderen Frauen arrangierte, doch Eddie roch Lunte. Er begann, Delia mit Argusaugen zu beobachten, und als er sie schließlich mit Sage erwischte, brachte er sein Missfallen mit je einer Kugel zwischen die Augen zum Ausdruck.

Sage erholte sich von der Schusswunde, Delia natürlich nicht.

Auch Richie war niemand anders als Ben.

»Sie sind verbunden, dieser Mann und Ihre Tochter, in einem

tragischen Teufelskreis gefangen, der sich durch die Jahrhunderte zieht.«

Die Stimme war die von Magda, doch das Bild hatte sich geändert. Anfangs war es zu verschwommen, um etwas zu erkennen.

Als die Umrisse schärfer wurden, wurde mir bewusst, dass die Szene sich hier, in Shibuya 109, abspielte.

Magda hielt die Hände eines Mannes … Oh mein Gott, es waren die meines Vaters. Jetzt erkannte ich ihn und er war so real, dass ich dachte, ich könnte die Hände nach ihm ausstrecken und … ihn umarmen. Das fühlte sich so gut an und tat zugleich so weh, dass ich am ganzen Körper zitterte.

Magda ließ ihn los und Dad öffnete die Augen. Er war bleich und wirkte sichtlich erschüttert und ich wusste, dass er dasselbe gesehen hatte wie wir. »Er wird sie auch in diesem Leben finden«, sagte Magda. »Es wird wieder genauso enden.«

»Wie kann ich das verhindern?«, fragte Dad verzweifelt.

Magda lächelte. »Ich dachte, Sie wären hergekommen, um das Elixir des Lebens zu finden.«

»Das war, bevor ich all das wusste. Aber das hat jetzt keine Bedeutung. Ich will meine Tochter retten – egal, was ich dafür tun muss.«

»Sie müssen Sage endgültig und unwiderruflich töten und er muss sich aus freien Stücken fügen. Sie können nur versuchen, ihn zu überzeugen.«

»Das werde ich«, sagte Dad.

»*Ohne* ihm von mir zu erzählen«, verlangte Magda. »Das soll eine Überraschung für ihn werden.«

»Einverstanden. Wo kann ich ihn finden?«

Magdas Lächeln wurde noch breiter und das Bild in meinem Kopf wechselte wieder an einen anderen Ort, den ich bereits kannte: Sages Haus. Dad und Sage sprachen, doch über diesen Teil der Unterredung hatte Sage sich bislang ausgeschwiegen.

»Also, das sind Ihre Optionen«, sagte Dad: »Die Verfluchte Vergeltung will Sie vernichten, aber diese Leute wissen nicht, wie. Wenn sie Sie in die Finger bekommen, wird Ihr Leben eine einzige Tortur sein. Die Retter des Ewigen Lebens betrachten Sie nur als

Gefäß des Elixirs … In ihren Händen werden Sie ein Leben als Museumsstück führen, ausgestellt hinter Schoss und Riegel. Eine dieser Gruppen wird Sie finden. Es ist nur eine Frage der Zeit.«

»Und Sie bieten mir also den Tod als Alternative an«, sagte Sage ironisch. »Ich bin mir nicht sicher, ob ich die Vorzüge erkennen kann.«

»Ich habe da noch ein weiteres Argument, das Sie hoffentlich überzeugen wird«, meinte Dad. Er zog ein Foto von mir heraus und reichte es Sage. Es war nur ein Schnappschuss, nichts Besonderes und nichts, was sich durch irgendeine mysteriöse Präsenz auszeichnete. »Das ist meine Tochter Clea.«

Sage betrachtete das Bild ein wenig verwirrt und nickte, dann gab er es zurück. »Sie ist sehr hübsch.«

»Sie erkennen sie nicht«, murmelte Dad. »Interessant. Ich denke, wenn Sie ihr direkt gegenüberstehen würden, dann wäre es etwas anderes. Sie kennen sie von früher. Das erste Mal hieß sie Olivia.«

Der Name traf Sage wie ein Schlag in die Magengrube. Auf seinem Gesicht spiegelte sich Angst … und zugleich Freude. Seine Seelenverwandte war wieder zurückgekehrt. Es war nur eine Frage der Zeit, bis sie nach ihm rufen und er sie finden würde. Konnte es diesmal anders werden? Sage wusste es nicht. Einem Teil von ihm war es egal, er wollte einfach nur eine kleine Weile mit ihr glücklich sein, auch wenn das Ende schrecklich war …

Nein, das war ihr gegenüber nicht fair. Er würde sie finden, aber es würde *nicht* schlimm enden. Das würde er nicht zulassen. Diesmal würde er noch besser aufpassen als all die anderen Male …

Dad las Sages Gedanken in seinen Augen und schüttelte traurig den Kopf. »Nein, Sage. Es wird nicht gut gehen. Sie kommen unbeschadet heraus, wie immer, aber sie … sie wird sterben. Schrecklich und unter schlimmen Qualen.«

Unerträgliches Leid verzerrte Sages Gesichtszüge. »Das wissen Sie nicht, nicht sicher …«

»Wie oft wollen Sie es noch zulassen?«, fragte Dad. »Wie oft wollen Sie das Leben dieser Frau zerstören – und das derer, die sie lieben? Sie können vielleicht darauf warten, dass Sie sie in hundert Jahren zurückbekommen, aber wir verlieren sie für immer.«

Sage presste die Lippen aufeinander und biss die Zähne zusammen.

»Dann werde ich mich von ihr fernhalten.«

»Das wird Ihnen nicht gelingen. Verstehen Sie das denn nicht? Es gibt nur eine Möglichkeit, wie Clea überleben kann: Wenn Sie den Teufelskreis durchbrechen. Ich kann Sie zur *Dark Lady* bringen. Sie kann Sie erlösen. Der Kreislauf wird ein Ende haben. Bitte … wenn Sie Clea wirklich lieben, dann tun Sie es für sie.«

Sage überlegte eine Weile. Er sehnte sich so sehr danach, sein Glück mit der Frau zu finden, die er mehr als alles andere liebte … aber sie – *mich* – wieder tot zu sehen … dieser Preis war zu hoch. Dann bezahlte er lieber mit seinem eigenen Leben.

»Ich mache es«, sagte er zu Dad. »Ich komme mit Ihnen.«

Magdas Hand glitt aus meiner und entließ mich so abrupt in die Realität, dass ich mich fühlte, als hätte ich die Taucherkrankheit. Ich wusste jetzt alles, mehr als ich eigentlich wissen wollte: Warum er bei unserer ersten Begegnung davongelaufen war, warum er getan hatte, als wäre ich ihm egal. Warum er sich nach unserer Nacht im Auto von mir zurückgezogen hatte.

»Du wolltest überhaupt nicht das Elixir finden«, sagte ich leise zu Sage. »Du bist hergekommen, um zu sterben.« Ich schüttelte den Kopf, als mir die ganze Tragweite dessen, was ich gesehen hatte, bewusst wurde. »Er hat dich gebeten, Selbstmord zu begehen.«

»Er hatte recht«, erwiderte Sage. »Anders kann ich dich nicht retten.«

»Das stimmt«, trällerte Magda. »Der Kreislauf wird immer weitergehen, bis das Elixir zu den universellen Mächten, die es erschaffen haben, zurückfließt. Und das geht nur mit einem Seelentransfer … Sage, sei so lieb und reiß die Leinwand da drüben auf.«

Sie sah zu einem Ölgemälde an der Wand. Sage machte ein Loch in die Ecke der Leinwand und riss sie aus dem Rahmen. Darunter kam eine goldene Dolchscheide zum Vorschein, aus der er eine glänzende Klinge zog.

»Vorsicht«, mahnte Magda. »Der Dolch ist sehr scharf. Er ist gemacht, nicht nur durch Fleisch und Knochen zu schneiden, sondern auch durch die Seele.«

»Das ist also alles, was ich tun muss«, murmelte Sage und

betrachtete den Dolch. »Es kommt mir so einfach vor …«

»So einfach ist es nicht«, warnte Magda ihn. »Das Universum muss gewisse Überlegungen anstellen, bevor es dir Erlösung schenkt. Du musst ein Feuer anzünden und in seinem Schein demonstrieren, dass du deine Zeit hier und jetzt verstehst und auch all die irdischen Vergnügen, die du aus freien Stücken opferst, um die Dinge wieder ins rechte Lot zu bringen. Genau um Mitternacht – das ist der schwerste Part – musst du dir diesen Dolch ins Herz stoßen. Du selbst – kein anderer kann dir das abnehmen.«

»Das reicht«, unterbrach ich sie. »Das wird nicht passieren.«

»Das hast du nicht zu entscheiden«, fauchte Magda, dann wandte sie sich wieder an Sage. »Tu, was ich sage, und deine Seele wird erlöst. Dein Körper wird sterben und das Elixir wird neutralisiert.«

»Verstehe.« Sage steckte den Dolch in seine Jacke.

»Na ja, noch nicht ganz«, sagte Magda. »Ein paar winzige Details habe ich mir noch aufgespart.«

Sie klang geradezu fröhlich. Am liebsten hätte ich sie geohrfeigt.

»Wenn deine Seele auf diese Weise von deinem Körper getrennt wird, ist ihr der Zugang ins Jenseits verwehrt. Sie wird versuchen, einen anderen Wirt zu finden, einen leeren Körper. Und die liegen im Normalfall nicht gerade im rechten Moment herum. Deshalb fürchte ich, muss deine Seele stattdessen eine Weile unter schrecklichen Qualen umherirren, ehe sie sich in nichts auflöst.« Mit einem Lächeln fügte Magda noch hinzu: »Was ich damit sagen will: Das wird kein Spaß für dich.«

»Das ist nicht fair«, rief ich.

»Natürlich ist es fair. Denk nur an all die Leben, die Sage auf dem Gewissen hat – inklusive vier der deinen. Findest du nicht, dass er dafür bezahlen sollte? Mach dir nicht die Mühe zu antworten – deine Meinung tut nichts zur Sache. Sage kennt die Wahrheit und mir bereitet es große Freude zu wissen, dass er die richtige Entscheidung treffen wird.« Sie ließ ihre Augen auf Sage ruhen und ganz kurz sah ich einen Funken kindlicher Unschuld darin aufblitzen.

»Auf Wiedersehen, mein Liebster … es ist Zeit für mich, mein Haupt zur Ruhe zu betten.« Ihr Mund verzog sich zu einem boshaften Grinsen und alle Unschuld war aus ihrem Blick gewichen. »Die Art von Ruhe, die

du nie finden wirst.«

In einem Kraftakt, den man ihr nicht zugetraut hätte, hob sie den Arm, riss sich die Kette vom Hals und schleuderte sie zu Boden, wo das Glasamulett zersprang.

Magdas papierdünner Körper löste sich in Staub auf und war verschwunden.

dreizehn

»CLEA, SAGE …«, setzte Ben an und rang nach Worten. »Ich …«

Bevor er ausreden konnte, vernahmen wir ein Poltern über unseren Köpfen.

»Was ist das?«, fragte ich.

Das Geräusch wurde lauter, wie ein Stampfen. Sage machte ein finsteres Gesicht. »Jemand weiß, dass wir hier sind.«

»Dann sollten wir bleiben, wo wir sind«, sagte ich. »Hier drin werden sie uns nicht finden.«

»Sie werden das Treppenhaus durchsuchen«, meinte Sage. »Und wenn sie die Tür entdecken und reinkommen, sitzen wir in der Falle.«

»Aber wenn wir jetzt gehen, laufen wir ihnen vielleicht direkt in die Arme«, widersprach ich.

Sage wiegte den Kopf hin und her. »Das ist ein großes Gebäude. Wenn wir fliehen, haben wir die Chance zu entkommen.«

»Ben?«, fragte ich.

Ben sah aus, als wäre er ganz woanders.

»Ben!«

»Clea …«

Er machte einen gequälten Eindruck. Es war mir schon klar – wir hatten beide dieselben Dinge gesehen, aber wir hatten jetzt nicht die Zeit, uns damit aufzuhalten.

»Genug damit, Ben. Wir brauchen dich jetzt!«

Das Pochen war direkt über uns und nun hörte ich auch Stimmen. Verstehen konnte ich sie nicht, aber es kam mir vor, als könnten sie im Treppenhaus sein – auf dem Weg nach unten.

Ich sah Sage an. »Du hast recht. Wir müssen hier weg.«

Wir rannten den Gang entlang und zwängten uns durch die kleine Tür. Das Donnern der Schritte und die Stimmen kamen näher. Hastig tauchten wir ins Einkaufszentrum ein und mischten uns unter die Passanten. Jetzt, um zehn Uhr abends, waren es nicht mehr so viele, aber immer noch genug. Wir gingen zwar schnell, versuchten jedoch, cool zu bleiben und mit dem Strom zu schwimmen, bis wir den Ausgang erreichten.

»HEY!«

Ich blickte mich um und sah einen Mann, der sich über die Rolltreppe zwei Stockwerke über uns beugte. Während er schon begann, uns nachzurennen, griff er nach seinem Walkie-Talkie und schrie hinein: »Zielpersonen gesichtet! Befinden sich auf dem Weg zum Ausgang!«

Wir rannten los, als weitere Männer von überall her aus Läden und Gängen gestürmt kamen, um Jagd auf uns zu machen. Sie trugen keine Uniformen und waren aus aller Herren Länder, aber es war nicht schwer, sie zu erkennen. Sie sahen alle irgendwie hart aus – harte Muskeln und verhärtete Seelen, wie unbeugsame Häftlinge, die Jahrzehnte lang nichts anderes getan hatten, als Gewichte zu stemmen und ihre Rache zu planen.

»Oh Gott, sie sind bewaffnet!«, rief Ben.

»Lauft im Zickzack zwischen den Leuten!«, schrie Sage. »Wahrscheinlich schießen sie nicht, wenn sie uns nicht richtig ins Visier nehmen können!«

Zusammen stürmten wir zum Ausgang. Ich schrie, als der erste Schuss fiel und das Fenster eines Geschäfts zu Bruch ging.

Die wenigen Leute, die sich noch im Einkaufszentrum aufhielten, gerieten in Panik. Sie kreischten und gingen möglichst schnell in Deckung.

Noch zwei weitere Schüsse hörte ich, bevor wir draußen waren. Sage rannte den Bürgersteig entlang und rüttelte an einer Autotür nach der anderen, bis eine aufging.

»Rein da!«, brüllte er. »Und duckt euch!«

Ben schlüpfte auf die Rückbank, Sage und ich stiegen vorne ein. Wir kauerten uns im Fußraum zusammen, nur Sekundenbruchteile, bevor wir den Krawall hörten, der bedeutete, dass unsere Verfolger aufgetaucht waren.

»Was machen wir jetzt? Nur die Köpfe einziehen?«, flüsterte ich Sage zu. »Dann hätten wir auch hinter der kleinen Tür bleiben können!«

Sage antwortete nicht. Er fummelte an etwas unter dem Armaturenbrett herum. Gleich darauf sprang dröhnend der Motor an und Sage trat das Gaspedal durch und brauste mit voller Geschwindigkeit davon.

»Du weißt, wie man ein Auto kurzschließt?«, fragte ich.

»Man lernt so einiges in fünfhundert Jahren«, erwiderte er.

Ich kletterte vom Fußraum auf den Beifahrersitz und angelte nach meinem Gurt. Hinter mir tat Ben dasselbe. Ich dachte, wir wären davongekommen … dann hörte ich den Schuss. Ich schrie und duckte mich wieder.

»Shit!«, fluchte Sage. »Sie zielen auf unsere Reifen.«

Er gab noch mehr Gas, doch es waren zu viele Autos und zu wenig Platz. Also scherte er auf die Gegenfahrbahn aus.

Hupen ertönten.

»Was tust du da?«, kreischte ich.

»Haltet euch fest!«, schrie Sage und scherte wieder auf die richtige Fahrbahn ein. Nur um einen Sekundenbruchteil waren wir einem Frontalzusammenstoß entronnen.

Ich kniff die Augen zu, aber nur kurz. Wenn ich schon sterben würde, dann wollte ich meine letzten Momente wenigstens bewusst erleben.

Sage manövrierte den Wagen durch ein Gewirr kleiner und großer Straßen, immer im Zickzackkurs, immer auf der Überholspur. Er drückte auf die Hupe, während er über Fußgängerüberwege und Gehsteige raste und die Passanten auseinanderscheuchte.

»Ben, alles in Ordnung?« Ich sah zu ihm nach hinten, um mich zu vergewissern. Ben war kreidebleich. Er konnte nicht mal mit dem Teetassen-Karussell in Disney World fahren. Ich konnte nur hoffen, dass er das hier heil überstand.

Er schüttelte den Kopf und krümmte sich auf seinem Sitz zusammen.

Ich streckte mich, um die Lage hinter uns zu peilen, doch Sage drückte mich wieder nach unten. »Lass das.«

»Ich will doch nur wissen, wie viele es sind.«

»Zu viele.« Sage beschleunigte den Wagen auf ein halsbrecherisches Tempo, dann machte er mit quietschenden Reifen einen U-Turn und begann, uns wild durch schmale Gässchen zu manövrieren, nahm eine Haarnadelkurve nach der anderen.

Reifen quietschten, dann folgte ein lautes Krachen.

»VOLLTREFFER!« Sage lachte triumphierend. »Schaut euch das an!«

Ich sah nach hinten und konnte durch die Heckscheibe einen Blick

auf die rauchenden Wracks zweier zertrümmerter Autos erhaschen, die schnell kleiner wurden. Weitere Wagen fuhren an ihnen vorbei und nahmen an ihrer Stelle die Verfolgung auf. Ich kauerte mich wieder auf meinem Sitz zusammen.

»Nicht schlecht, oder?«, fragte Sage.

Er grinste. Die Verfolgungsjagd setzte neue Energien in ihm frei, das Adrenalin ließ seine Augen leuchten und seine Muskeln spannten sich, als er sich und das Auto an die Grenzen trieb.

Ich hatte ihn noch nie so gesehen und war fasziniert. Auch wenn es irgendwie krank war, so wollte doch ein Teil von mir, dass die Jagd nicht enden würde.

»Festhalten!«, rief Sage. Wir hatten die Gassen hinter uns gelassen und er jubelte den Motor auf Höchstgeschwindigkeit hoch, bevor er eine Drehung um dreihundertsechzig Grad machte, die wieder drei unserer Verfolger ineinanderkrachen ließ.

Sage warf mir einen Blick zu. »Na, Herzklopfen?«

Hatte ich … und ich ahnte, dass er genau wusste, warum. Er lächelte – dann lenkten Schüsse seine Aufmerksamkeit wieder zurück auf die Verfolgungsjagd. Gebannt beobachtete ich ihn, wie er wie ein Henker fuhr, bis wir nach und nach alle unserer Verfolger abgeschüttelt hatten.

Wir rasten eine fast leere Schnellstraße hinunter, weit und breit keine Verfolger mehr in Sicht.

»Ähm, Sage?«, sagte Ben schließlich. Er sah noch immer aus, als ob ihm schlecht wäre, doch es war ein wenig Farbe in sein Gesicht zurückgekehrt. »Wohin fahren wir?«

»Kujukuri Beach«, antwortete er. »Ungefähr fünfundvierzig Minuten von hier und um diese Zeit ziemlich einsam. Unterwegs halten wir noch kurz für ein bisschen Holz und ein Feuerzeug an … dann sind wir gegen halb zwölf dort.«

Sage sagte es so lässig, aber ich kannte ihn besser. Es überraschte mich nicht, doch es ließ mir das Blut in den Adern gefrieren.

»Wirklich?«, fragte Ben. »Sollten wir nicht einfach irgendwo einen Stopp machen und unseren nächsten Schachzug planen?«

Offenbar war Ben noch immer völlig durcheinander von allem, was geschehen war. Er verstand nicht.

»Sage *hat* den nächsten Schachzug schon geplant«, sagte ich.

»Okay … und wie sieht der aus?«

»Erlösung«, sagten Sage und ich wie aus einem Mund.

»Erlösung wie … der Dolch?«, fragte Ben.

Sage nickte. »Deshalb sind wir hier.«

Ben machte den Mund auf, doch er widersprach nicht. Stattdessen sah er mich mit einer hochgezogenen Augenbraue an und wartete auf meine Reaktion.

»Das hatte er schon die ganze Zeit vor«, sagte ich.

Und wenn für Sage alles nach Plan lief, dann wäre er in fast genau eineinhalb Stunden tot. Man hätte denken sollen, das würde eine hitzige Debatte auslösen und verlange nach langatmigen Verabschiedungen und traurigen Geschichten darüber, was hätte sein können. Stattdessen saßen wir nur da und schwiegen.

»He, ihr«, sagte Ben schließlich, »ich muss ständig darüber nachdenken, was wir gesehen haben … was ich getan habe …«

»Das warst nicht du«, sagte ich.

»Doch«, widersprach er. »Irgendwie schon.«

Er hatte recht. Irgendwie *schon.* Er hatte mir in meinen vergangenen Leben schreckliche Dinge angetan.

»Ich habe ein ums andere Mal euer Vertrauen missbraucht«, fuhr Ben fort, »und was mit euch geschehen ist … all das Leid …«

Seine Stimme brach und ich pickte mir das Einzige aus Magdas Visionen heraus, das es ein bisschen besser machte.

»Du hast das alles nicht gewollt«, sagte ich. »Vergiss das nicht. Du hast nicht geahnt, was für Konsequenzen dein Verhalten …«

»Aber das macht es nur noch schlimmer! Ich kann mir nicht mal selbst vertrauen. Sogar wenn ich glaube, das Richtige zu tun, kommt das genaue Gegenteil dabei heraus.«

Das stimmte. Selbst als er mir helfen wollte, hatte sein Verhalten zu meinem Tod geführt.

Würde es wieder so kommen?

Nein. Das hier war Ben. Mein Ben. Was immer zuvor gewesen war, in diesem Leben würde er lieber sterben, als zuzulassen, dass mir ein Unheil geschah. Das wusste ich ganz sicher.

Dennoch blieb in meinem Hinterkopf ein bohrender Zweifel, den ich

jedoch beiseite schob.

»Was damals passiert ist, muss nicht wieder passieren«, beruhigte ich ihn. »Diese Leute – das warst nicht du. Sie mögen ein Teil von dir sein, aber sie sind nicht *du.*«

»Wie kannst du da sicher sein?«, fragte er und ich hörte seiner Stimme an, wie gern er mir glauben wollte.

»Das gehört alles zu dem Teufelskreis«, schaltete sich Sage ein. »Und der endet heute Nacht.«

Er hielt vor einem Supermarkt an.

»Es dauert nur eine Minute«, sagte er.

»Kannst du mir dein Handy dalassen?«, bat ich. »Ich muss Rayna eine SMS schreiben, damit sie weiß, dass wir noch leben.«

Sage zog angesichts meiner Wortwahl die Augenbrauen hoch, reichte mir aber das Handy, ehe er ging.

»Ich bin gleich wieder zurück«, sagte ich zu Ben und stieg aus dem Wagen. Meine Fototasche hatte ich dabei.

Und einen Plan.

Ich schickte Rayna keine SMS. Stattdessen ließ ich meine Hand in die Tasche gleiten und zog die Internetadresse und den Zugangscode heraus, den ich im Studio meines Vaters gefunden hatte: die Forumsseite der Retter des Ewigen Lebens. Mit ein paar Worten schrieb ich, wer ich war, dass Sage bei mir sei und wir uns auf dem Weg nach Kujukuri Beach befänden. Wenn sie das Elixir wollten, dann müssten sie bis Mitternacht kommen, sonst wäre es zu spät.

Sage war schon wieder auf dem Rückweg zum Wagen. Ich hatte keine Zeit, einen Blick auf die anderen Einträge der Seite zu werfen, um zu überprüfen, ob sich in letzter Zeit irgendetwas getan hatte, sondern konnte nur schnell die Information dort absetzen und hoffen, dass jemand auftauchte, bevor es zu spät war.

Ich streckte die Hand nach einem unserer schlimmsten Feinde aus, aber ich hatte keine andere Wahl – nur die vage Hoffnung, dass es vielleicht funktionierte. Jetzt konnte ich nur noch abwarten.

»Rayna lässt dich grüßen«, sagte ich und gab Sage das Handy zurück.

Dann setzten wir unsere Fahrt an jenen Ort fort, den Sage ausgewählt hatte, um seinem Leben ein Ende zu setzen.

Als wir am Kujukuri Beach ankamen, blieben uns noch etwa dreißig Minuten.

Wir stiegen alle drei aus dem Wagen, doch Sage legte Ben eine Hand auf die Schulter.

»Wenn es dir nichts ausmacht … wäre ich gern mit Clea allein.«

Es war Ben anzusehen, dass Sages Worte ihn trafen, dann sah er zwischen Sage und mir hin und her. »Natürlich«, sagte er.

Die beiden standen sich verlegen gegenüber, in dem Bewusstsein, dass sie sich zum letzten Mal sahen. Schließlich streckte Ben die Hand aus. »Ich weiß nicht, was ich sagen soll.«

Sage betrachtete ihn einen Moment lang, dann nahm er seine Hand und zog ihn zu einer Umarmung an sich. Er flüsterte ihm etwas ins Ohr und Ben nickte, als sie auseinandertraten.

Sage nahm meine Hand und wir liefen gemeinsam zu dem langen, breiten Strand hinunter, der mit hohen Dünen übersät war und vor einem Wohngebiet lag, das sich um diese Uhrzeit in tiefem Schlaf befand. Wir gingen, bis wir nur noch drei Meter vom Wasser entfernt waren und der Sand fester war, hielten jedoch genug Abstand, dass die Wellen nicht heranreichten und Sages Pläne durchkreuzen konnten.

Auf der Fahrt hierher hatte ich mich stark gefühlt. Ich wollte nicht glauben, dass das hier wirklich geschehen sollte, und hatte sogar einen Plan geschmiedet, um es zu verhindern.

Aber jetzt standen wir tatsächlich hier, wenige Minuten vor Mitternacht, und es gab keine Garantie, dass mein Plan aufgehen würde. Wenn nicht, war es vorbei. Ich konnte Sage den Dolch nicht einfach wegreißen. Wenn er das hier durchziehen wollte, dann würde er es tun.

Mir stiegen Tränen in die Augen und ich gab mir Mühe, damit meine Stimme nicht brüchig klang.

»Was nun?«

»Ich mache Feuer, wie Magda es gesagt hat, und zähle all die irdischen Freuden auf, denen ich entsage.«

Er nahm meine Hand und führte mich zu einem trockenen Flecken Sand, dann zog er mich an sich und küsste mich lang und innig.

Das war's. Ich begann zu weinen.

»Tu es nicht«, flehte ich ihn an. »Du musst das nicht.«

»Doch. Sogar dein Vater wusste es.«

Darauf konnte ich nichts erwidern. Ich musste so sehr weinen, dass ich nichts herausbekam. Sage beugte sich zu mir und küsste mich oben auf den Kopf. Auch in seinen Augen standen Tränen. Als er sich von mir löste, packte ich seine Hand und zog ihn wieder an mich. Laut schluchzend klammerte ich mich an ihn. Wenn ich ihn nur fest genug hielt, dann konnte er seinen Plan nicht in die Tat umsetzen. Dann hätte ich einen weiteren Tag, und wenn ich einen herausschlagen konnte, dann auch mehr. Ich musste ihn bei mir behalten, um jeden Preis.

Sanft, aber bestimmt schob Sage mich weg. Seine Arme nicht mehr zu spüren, war das schlimmste Gefühl überhaupt. Es fühlte sich an wie zu sterben. Ich sank in den Sand, völlig hilflos und verlassen.

Während ich weinte, machte Sage sich ans Werk. Er trug Äste zusammen und zündete ein kleines Feuer an, um das herum er mit einem Zweig Zeichnungen in den Sand ritzte. Heraus kam ein Kreis von Bildern, die sein Leben zeigten … seine Zeit mit mir.

Er kam zu mir zurück, nahm meine Hand und ich hielt mich daran fest wie an einem Rettungsseil. Als er den Arm um mich legte, schmiegte ich mich so eng wie möglich an ihn und versuchte, mir einzuprägen, wie sich sein Körper an meinem anfühlte.

Von einem Bild zum nächsten nahm Sage mich mit auf eine kurze Reise durch unsere gemeinsamen Leben. Sage und Olivia in einem Ruderboot auf dem Tiber. Sage und Catherine, die über eine Wiese tanzten. Sage und Anneline am Tag ihrer Hochzeit vor dem Traualtar. Sage und Delia, die sich über das Klavier hinweg anlächelten. Sage und ich am Strand von Rio, wo wir uns zum allerersten Mal gesehen hatten.

Es war ein richtiges Kunstwerk. *Wir* waren ein Kunstwerk. Ich wollte nicht glauben, dass es nun zerstört werden sollte.

Als ich ein Schniefen hörte, merkte ich, dass auch Sage weinte. Ich blickte zu ihm auf, sodass er mir in die Augen sehen musste. »Tu es nicht«, flehte ich noch einmal.

»Ich muss«, stieß er mit erstickter Stimme hervor.

Er riss den Blick von mir los und sah auf seine Uhr. »Fünf vor zwölf«, sagte er mit belegter Stimme. »Du musst jetzt gehen. Ich will nicht, dass du das siehst.«

Ich streckte mich, presste meine Lippen auf die seinen und schlang

meine Arme fest um seinen Hals, während wir uns küssten. Dabei wünschte ich mir mit aller Macht, dass er nicht aufhörte. Wenn ich ihn nur ein bisschen länger als fünf Minuten bei mir behalten könnte, wäre alles gut.

Fünf Minuten. Mehr brauchte ich nicht.

Ich küsste ihn hungrig und ließ meine Hände über seinen Körper gleiten, über seine Brust, vorbei am Gürtel seiner Jeans …

»Nein, Clea«, bat er und schob meine Hände weg. »Das geht nicht.«

»Doch, das geht. Du willst auch. Bitte.« Ich warf mich in seine Arme und begann wieder, ihn zu küssen, verzweifelt diesmal, um ihn abzulenken.

»Nein!«

Er stieß mich von sich fort, so kräftig, dass ich in den Sand fiel. Mit dem Handrücken wischte er sich die letzten Tränen weg, dann zog er den Dolch heraus. »Es tut mir leid, Clea, aber ich muss es tun. Ich liebe dich.«

Ich liebe dich auch wollte ich sagen … aber alles, was herauskam, war ein Schluchzen.

Sage sah auf seine Uhr – hatte er überhaupt noch eine Minute?

Da geschah es: Ich hörte Reifen quietschen. Scheinwerfer flammten auf und ein alter VW-Bus kam über den Strand gerast. Die Türen flogen auf und drei Männer und zwei Frauen stürmten heraus, jeder mit einer Pistole bewaffnet.

Mein Gott, waren sie es wirklich? Ich fiel vor Erleichterung fast in Ohnmacht, aber dafür war jetzt keine Zeit. Sie waren nicht weit weg, hatten uns jedoch noch nicht entdeckt.

»Hier! Hierher!«, schrie ich und schwenkte die Arme über dem Kopf.

Fünf Pistolen wirbelten herum und zeigten genau auf mich.

»Was tust du da?«, schrie Sage.

»Hierher!«, rief ich wieder.

»Clea!«, brüllte Sage und warf sich mit einem Hechtsprung auf mich, als die fünf Retter des Ewigen Lebens das Feuer eröffneten und auf uns zu rannten. Sie wussten, dass ihre Schüsse Sage nicht umbringen, sondern nur aufhalten würden. Was mit mir geschah, war ihnen egal. Sage zog mich in den Schutz einer Düne.

»Was hast du getan?«, zischte er.

»Ihnen gesagt, wo wir sind. Du hast mir keine andere Wahl gelassen.«

Die Schüsse kamen näher. Sage packte meine Hand und zerrte mich im Zickzack den Strand entlang. Wir rannten, so schnell wir konnten. Meine Lungen brannten wie die Hölle, aber das machte mir nichts aus. Sage war bei mir. Er war am Leben.

Plötzlich durchzuckte mich ein wahnsinniger Schmerz und ich ging hinter einer Sanddüne zu Boden. Ich umklammerte meinen Oberschenkel. Blut quoll heraus. Mir wurde schwindelig.

»Clea!« Sage fiel auf die Knie und presste die Hand auf mein Bein, um die Blutung zu stoppen.

»Clea!«, schrie noch eine andere Stimme.

Ben? Ich sah, wie er über den Strand auf uns zustürmte. Nein, nein! Schlechte Idee. Ich wollte ihm zurufen, dass er fliehen solle, doch das würde nur die Aufmerksamkeit der Retter auf uns lenken.

»Clea! Clea!«, schrie Ben, während er blindlings durch die Dünen stolperte.

Mist! Er brauchte nicht mal meine Hilfe, um ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Sie hatten ihn entdeckt, wie er auf uns zusteuerte. Man musste kein Genie sein, um zu kapieren, dass wir zusammengehörten. Unter Aufbietung all meiner Kräfte und in der Hoffnung, die Angreifer wenigstens einen Moment lang abzulenken, schrie ich: »Ben, dreh um! Geh weg hier!«

Zu spät. Einer der Männer packte ihn und hielt ihn fest. Er war umzingelt.

»Wir haben euren Freund!«, rief eine der Frauen. »Wenn ihr uns gebt, was wir wollen, wird ihm nichts passieren.«

Ihnen geben, was sie wollten? Ihnen Sage ausliefern? Nein! Ich wirbelte zu ihm herum und sah ihm ins Gesicht. Er lächelte mich zärtlich an und strich mir die Haare hinters Ohr.

»Wie geht es deinem Bein? Hältst du es aus?«

»Nicht, Sage …«

»Es ist nur ein Streifschuss. Ich weiß, das tut weh. Aber es wird gut verheilen.«

Panik stieg in mir auf und ich packte ihn, so fest ich konnte, am T-Shirt. »Geh nicht.«

»Er ist für sie wertlos, Clea. Sie werden ihm etwas antun, wenn ich nicht auf ihre Forderung eingehe.«

Es war mir egal. Ich wollte nicht, dass Ben etwas geschah, aber noch weniger wollte ich, dass Sage mich verließ. »Nein.« Das war das einzige Wort, das ich sagen konnte. »Nein, nein, nein, nein, nein.«

Mit einem Kuss brachte Sage mich zum Schweigen, dann befreite er sein T-Shirt aus meinen Fingern und ging mit hoch erhobenen Händen über den Strand auf Ben und die anderen zu.

»Einverstanden«, sagte er mit ruhiger Stimme. »Ich gegen ihn. Lasst ihn gehen.«

»Nein«, murmelte Ben schwach, doch er konnte nichts tun. Die Frau grinste, dann nickte sie dem Mann zu, der Ben festhielt. Der stieß Ben grob von sich weg und Ben stolperte auf Sage zu, der ihn auffing. Einen kurzen Moment lang konnten sie ein, zwei Sätze wechseln, ehe zwei weitere Männer sich auf Sage stürzten und ihm ihre Waffen an die Schläfen drückten. Hastig zerrten sie ihn zum Bus und schubsten ihn hinein, dann schlugen die Türen zu und sie brausten davon.

Sage war weg. Ich starrte auf die Stelle, wo gerade noch der Bus gestanden hatte.

Sirenen durchstachen die Nacht und in der Ferne blitzten Lichter auf. Polizeiautos.

»Clea«, setzte Ben an. Er war jetzt neben mir und streckte die Hand nach mir aus, doch ich schob ihn weg.

»Hörst du das?«, schrie ich. »Die Polizei! Fünf Minuten, mehr hätten wir nicht gebraucht! Du hättest nur bleiben müssen, wo du warst! Dann wäre Sage noch hier *und* am Leben!«

»Oh Gott … ich weiß«, murmelte Ben kläglich. »Ich weiß … aber ich habe gesehen, wie du zusammengebrochen bist, und ich musste zu dir und … ich habe es wieder getan. Ich habe alles falsch gemacht.«

Ben brach in Tränen aus. Sonst wäre ich die Erste gewesen, die ihn getröstet hätte, aber ich war wie gelähmt.

Die Sirenen wurden lauter, als die Streifenwagen neben uns am Strand anhielten. Sie wären rechtzeitig da gewesen, doch nun war es zu spät.

In den nächsten Stunden fühlte ich mich wie in einem dunklen Tunnel.

Die Polizisten berichteten, sie wären zum Strand gekommen, weil die Anwohner Schüsse gehört hatten. Ben und ich wurden vernommen und sagten aus, dass wir nichts über die Schützen wüssten. Wir hätten einfach nur einen Spaziergang am Strand gemacht, als jemand das Feuer eröffnete.

Man brachte mich ins Krankenhaus, damit mein Bein untersucht wurde, und ich saß eine halbe Ewigkeit in der Notaufnahme. Überall waren Leute, doch sie sprachen Japanisch und ich konnte kein Wort verstehen und ihre Stimmen vermischten sich zu einem dumpfen Hintergrunddröhnen. Ben versuchte, mit mir zu reden, aber ich war nicht dazu in der Lage. Als ich schließlich aufgerufen wurde, war ich erleichtert, ihn im Wartezimmer zurücklassen zu können. Meine Krankenschwester sprach Englisch. Sie sagte, ich hätte Glück gehabt, dass es nur eine Fleischwunde sei. Sie lag falsch, denn meine anderen Wunden konnte sie nicht sehen.

Das Untersuchungszimmer war irgendwie seltsam. Es war so weiß und sauber, dass mich ein Gefühl beschlich, als wäre ich außerhalb der Realität. Ich konnte mir dort eine Weile vormachen, dass die letzten vierundzwanzig Stunden gar nicht wirklich stattgefunden hatten. Ich stellte mir vor, nicht Ben, sondern Sage würde draußen auf mich warten. Am liebsten wäre ich noch länger hier geblieben, aber das ging nicht. Sie gaben mir Krücken und schickten mich hinaus.

Ben hatte bereits ein Taxi bestellt und einen Rückflug organisiert und wir mussten direkt zum Flughafen. Es fühlte sich an, als würde ich einfach von einem Strudel mitgerissen, und ich hatte keine Chance, über alles nachzudenken, bis wir in der Luft waren. Ben saß neben mir. Er gab sein Bestes. Er hatte uns Business-Klasse-Tickets gekauft, damit ich mein Bein ausstrecken konnte, und bat die Stewardess um zusätzliche Kissen, die er mir in den Rücken stopfte.

»Geht es so?«, fragte er. »Ich kann dir auch noch mehr Kissen holen.«

»Schon gut.«

»Ganz sicher?«

»Sicher.«

Es war jetzt acht Stunden her, dass sie Sage gefangen genommen

hatten. Die Retter hatten ihn … doch wie lange noch? Er trug den Dolch bei sich. In jeder Nacht um Mitternacht konnte er sich umbringen und ich würde es nicht einmal erfahren.

Ich kam mir so unendlich einsam vor. Wie hatte es nur so weit kommen können? Hätte ich es verhindern können? Immer und immer wieder spulte sich diese Gedankenschleife in meinem Kopf ab und ich kam stets auf dieselbe Antwort.

Ben.

Wenn Ben nicht zu uns gerannt wäre …

Vielleicht war es nicht fair – sogar ganz sicher nicht –, aber genau das waren meine Gedanken.

Ich krümmte mich in meinem Sitz zusammen.

»Tut dein Bein sehr weh?«, fragte Ben. »Kann ich irgendwas für dich tun?«

»Es ist nicht mein Bein, das mir wehtut«, gab ich zurück.

Ben machte den Mund auf, um etwas zu sagen, dann überlegte er es sich anders. Er hob die Hand, zwirbelte seine Stirnlocke und seufzte.

Sogar sein Seufzen war zu viel für mich. Ich wollte es nicht hören. Ich drehte mich weg und rollte mich zusammen, als würde ich versuchen zu schlafen. Vielleicht konnte ich ja wirklich ein bisschen Schlaf finden. Ich war fix und fertig und es war meine einzige Chance, Ben hier auszuweichen … aber zugleich fürchtete ich mich davor. Sage in meinen Träumen zu sehen und dann aufzuwachen … und ihn wieder zu verlieren, das war mehr, als ich ertragen konnte.

Noch schlimmer war jedoch der Gedanke, dass ich meine Augen schließen würde und er wäre nicht da.

Ben seufzte wieder. Es war wie Nägel, die man über eine Tafel zieht. Ich stand auf und kämpfte mich den Gang entlang zur Toilette. Aus dem Augenwinkel sah ich, wie Ben am liebsten aufgesprungen und mir zur Hilfe geeilt wäre, aber er hielt sich zurück.

Drinnen starrte ich mein Gesicht im Spiegel an. Es sah nicht aus wie ich. Ich fragte mich, wann das passiert war. Wann hatte ich mich innerlich dermaßen verändert, dass ich mich nicht einmal mehr selbst wiedererkannte?

Plötzlich überkam mich das Gefühl, dass diese Fremde vielleicht jede

Menge Geheimnisse mit mir zu teilen hatte.

Ich musste nur zuhören.

Ich versuchte es.

Nichts.

Ich beugte mich vor und starrte ihr in die Augen.

Dann sah ich weg und ging zurück zu meinem Platz.

Was auch immer sie zu sagen hatte, ich konnte es nicht hören.

Wusste nicht mal, ob ich das jemals würde.

danksagung

MEINEN HERZLICHEN DANK an die vielen Menschen, die mir geholfen haben, *Elixir* zum Leben zu erwecken. Mein erstes Buch zu schreiben, war eine große Herausforderung, und ich bin allen dankbar, die mich dazu ermutigt haben.

Als Erstes ein dickes Dankeschön an Elise Allen, meine kluge und flinke Mitarbeiterin. Du hast mir bei der Entstehung dieses Buches so viel beigebracht. Deine positive Einstellung und deine Begeisterung fürs Geschichtenerzählen haben mich inspiriert und beflügelt, sogar in jenen Nächten, in denen wir unermüdlich bis drei Uhr durchgearbeitet und uns über lästige »unds« oder Artikel die Köpfe heiß geredet haben.

An meine Verlegerin Emily Meehan, ihre Asisstentin Julia Maguire und das Team von Simon & Schuster, die meine Begeisterung für dieses Buch von unserem ersten Treffen an geteilt und das Projekt mit großem Enthusiasmus begleitet haben: Carolyn Reidy, Jon Anderson, Justin Chanda, Anne Zafian, Paul Chrichton, Nicole Russo, Elke Villa, Jenica Nasworthy, Felix Gregorio, Chava Wolin, Lizzy Bromley und Tom Daly.

An meine Literaturagenten Fonda Snyder und Rob Weisbach, die mir ihr Vertrauen geschenkt und mich fachmännisch durch dieses neue Projekt begleitet haben.

Mom, DANKE. Du hast mir immer Mut gemacht, die gewohnten Pfade zu verlassen und mich neuen Herausforderungen zu stellen! Danke, dass du mir Ausdauer und Hingabe mitgegeben hast. Du erinnerst mich immer daran, so hoch wie möglich hinauszuwollen.

Mike, danke, dass du dir geduldig all die vielen Ideen und mein ständiges Gerede über Sage und Clea angehört hast, als die Geschichte langsam Gestalt annahm. Ich liebe dich!

Ry-ry, danke dafür, dass du in dieser arbeitsreichen Zeit mein Leben in der Spur gehalten und mit deinem Humor immer für ein bisschen Entspannung gesorgt hast.

Mein GRÖSSTER DANK aber gilt meinen treuen und loyalen Fans für ihre tolle Unterstützung. Die Liebe, die ihr mir entgegenbringt,

bedeutet mir alles! Ich hoffe von ganzem Herzen, dass euch dieses Buch gefällt!

XXO
HD